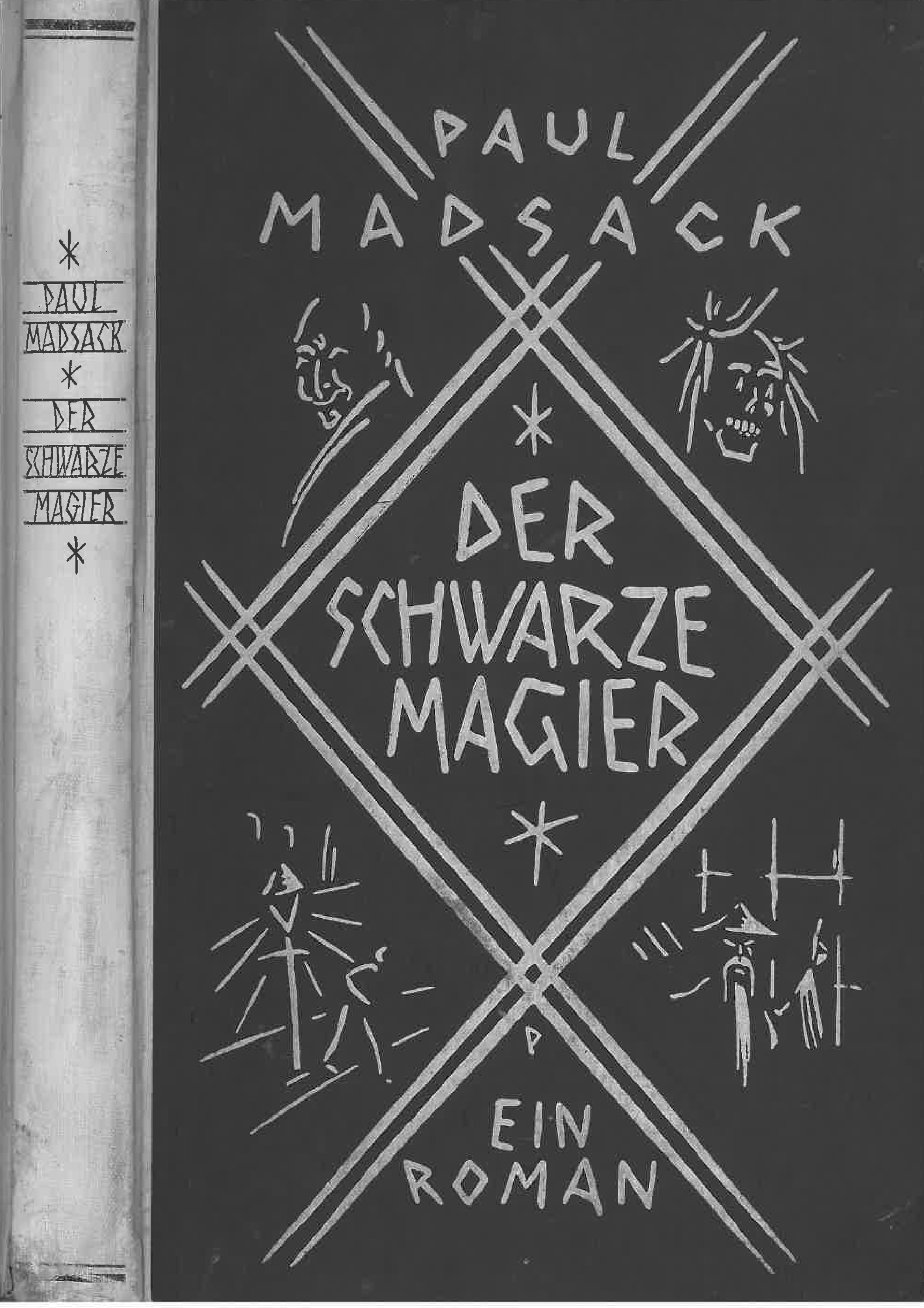

PAUL
MADSACK
DER
SCHWARZE
MAGIER
PAUL
MADSACK
DER
SCHWARZE
MAGIER
P
EIN
ROMAN



DER SCHWARZE MAGIER

EIN ROMAN IN SCHWARZ UND WEISS

VON

PAUL MADSACK

HOLZWARTH-VERLAG · BAD ROTHENFELDE

Innentitel und Schriften zeichnete Pinkepank

Druck von Franz Scherrer, Hannover

1. KAPITEL: DER MANN MIT DEM MARMORGESICHT.

In den Boulevards von Paris erglänzten schon tausend=fältig die Lichter und webten und wirkten das schimmernde Strahlengehäuse, das sich auf die hohen Giebel und Fassaden, auf die spitzen Türme und breiten Brücken, auf das steinerne Wunder der Riesenstadt wie ein Diamanten= und Perlen=geflechte ergoß. Gleich bunten glitzernden Schlangen sprang es von den kristallenen Scheiben der Kaufläden und Kaffee=häuser, der Kinos und Basare zu den erstarrten Gespenstern der Litfaßsäulen, schwang sich hinauf zu den Lichtern der Laternen, kroch an den Wänden der Häuser entlang und glitt wieder hinab auf die Straße, in deren feuchtem Asphalt eine zitternde schwankende Welt noch einmal zu magischem Leben erstand.

Wie winzige Motten schwirrten die Menschen in das weiße Licht der Bogenlampen, selbst schwarz und unscheinbar in der Farbenskala des Abends, deren bunte Lichter schnell vorüberhuschten und in dem grellen Weiß und tiefen Schwarz verschwanden. Aber in den Seelen der Menschen war darum um so stärker und farbiger der Abglanz all der bunten lockenden Dinge des Tages als ein gewisseres Ahnen un=erhörter Abenteuer, als ein schärferes Begehren nach den Genüssen und Reichtümern, als ein deutlicheres Wissen von Lastern und Verbrechen als es je im wachen Lichte des Tages in das Bewußtsein tritt.

Dort wo die Avenue de L'Opera sich zum Palais du Louvre hinunterzieht, die wie das Rückgrat des lebenden Ungeheuers Paris erscheint, schlich in der Abendstunde des rauhen Novembertages, sich eng an die schützenden Häuser

drückend, wie ein Raubtier, das Deckung sucht, ein verwahrloster Mensch in der Richtung, die zum Louvre führt. Es war eine Apachengestalt, wie sie in den dunklen Gassen der Vorstädte und in den unterirdischen Kloaken von Paris zu Hause sind. Die vierschrötige plumpe Figur des Menschen steckte in einem viel zu weiten zerrissenen Anzuge, während die absatzlosen Stiefel von einem Kehrrichthaufen aufgelesen zu sein schienen und zu dem roten Taschentuch um den kräftigen Stiernacken harmonierten, das schon häufiger den Besitzer gewechselt haben mochte.

Aber es war nicht allein die in diesem Viertel ungewöhnliche äußere Erscheinung, es lag auch in der plastischen Gesichtsbildung und den funkelnden schwarzen Augen dieses Mannes etwas Auffälliges, das die Passanten veranlaßte, manchmal stehen zu bleiben und ihm verwundert nachzuschauen. Der Mann mit dem roten Halstuche nahm jedoch seinerseits von den Vorübergehenden keine Notiz. Nur hin und wieder blieb er vor einem der glänzenden Läden stehen und schaute gierig auf all die wunderbaren Dinge, die sich im Schaufenster darboten. Eine rasende Gier erfüllte ihn in der großen fremden Stadt, deren Sprache er kaum verstand, nach all den glänzenden Lichtern und Schätzen in den Schaufenstern, den schönen Frauen, den Genüssen des Gaumens, des Reichtums und der Macht. Ein unbändiger Haß und satanische Zerstörungslust durchwühlten ihn angesichts der satten, zufriedenen Gesichter, die ihn zu verhöhnen schienen, daß er zähneknirschend die Hände in den Taschen vergrub, um nicht dem ersten besten gutgekleideten Menschen an die Kehle springen zu müssen.

Er weilte noch nicht lange in der fremden Riesenstadt, in die ihn der dunkle Pfad seines Lebens in verschlungenen Linien geführt hatte. Aus jener Hafenstadt am Adriatischen Meere stammend, die als Hauptstadt des ehemaligen Königreichs Illyrien in aller Herren Länder ihre Schiffe sandte,

vereinigte er in sich selber etwas von dem bunten Völker-gemisch, das sich in jenem Winkel der dunklen Adria zusammengefunden hat. Während die nordische Sprache das einzige Erbteil seiner mütterlichen Vorfahren war, überwog in seinen Adern das väterliche Blut, dessen dunkle Herkunft sich nicht nur in dem sonderbaren Namen Kukuma, sondern auch in den bläulichen Monden seiner Fingernägel und den wulstigen Lippen noch immer verriet.

Schon frühzeitig hatte er die Heimat verlassen und war mit einer wandernden Gauklertruppe durch Italien und die Länder des Mittelmeeres gezogen. In Marseille hatte er sich von dieser Truppe getrennt, weil es ihn mit unwiderstehlichem Drange nach Paris zog und er abergläubischen Sinnes, wie er war, immer wieder jener Prophezeiung des dunkelhäutigen Weibes gedachte, von dem Manne mit dem Marmorgesichte, dem er einst, wenn seine Not am höchsten gestiegen wäre, in Paris begegnen und der ihn zu Glanz und Reichtum führen würde.

Mit einem wandernden Gipsfigurenhändler war Kukuma nach Paris gekommen, wo er in einer Ecke des schmutzigen elenden Gipsfigurenladens, den sein Brotherr dort begründete, angefangen hatte, kleine Tonfiguren zu bilden, wie er sie auf der Straße erlebte: Lumpensammler, Straßenmusikanten und Apachentypen, bis er dann eines Tages im Louvre die Werke der großen Meister sah und seinen wahren Beruf erkannt zu haben glaubte.

Seitdem saß er oft in tiefem Sinnen vor den zu Leben erweckten Marmorblöcken und Bronzestatuen der großen Meister. Es schien, als sei er von der Schönheit der Figuren tief ergriffen. Wer ihn so sitzen sah mit seinen schwarzen Augen, erschrak fast vor diesen starren Blicken und glaubte einen Gottbegeisterten vor sich zu sehen, einen Menschen, in dessen Hirn die herrlichsten Gedanken geboren wurden. Aber die Kunst sollte ihm nur als Mittel zu anderen

Zwecken dienen. Er saß nur und dachte, wie er den Meistern ihre Geheimnisse ablauschen konnte, um Geld zu gewinnen und seine Gier nach den sinnlichen Genüssen des Lebens zu befriedigen.

Auch heute strebte er wieder in alter Gewohnheit zum Louvre, um seinen finsteren Träumen nachzuhängen. Mißtrauisch beobachtete ihn der Wächter an der Pforte, scheu sahen sich die wenigen Besucher nach der verdächtigen Gestalt um, die sich an einem abgelegenen Platz in der Nähe des Ofens niedergekauert hatte. Die Verzweiflung saß ihm im Nacken. Er wußte nicht aus noch ein. Diese Nacht erst hatte man ihn in seinem Torbogen ausgehoben, wie man eine Ratte aus ihrem Loch hervorholt. Er wußte nicht, wo er die nächste Nacht verbringen sollte. Wilde Flüche murmelten seine Lippen, während er voll Haß auf die weißen schimmernden Frauenleiber blickte, die ihm aus dem Marmor entgegenleuchteten. Wie oft hatte er versucht, sich in den Geist der Meister einzuleben, wie oft versucht, sie nachzuahmen, — Zeichnungen entworfen in der Manier der Meister, täuschend ähnlich, denn die Zeichnungen der Meister waren Banknoten, bares Geld. Aber ach, die Banknoten waren leichter nachzumachen, — man hatte ihm nichts für seine Zeichnungen gegeben. Sie trogen, diese weißen schimmernden Frauenbüsten, wie alles trog, wie ihn auch jene Prophezeiung trog, daß er in Paris sein Glück begründen werde.

Tiefe Erschöpfung hatte sich über seine Sinne gelegt, daß er kaum noch wahrnahm, was um ihn vorging, und die weiße Zimmerwand wie durch einen Nebel aus weiter Ferne sah. Er wußte nicht, wie lange er schon so dagesessen hatte, jegliches Zeitgefühl war ihm abhanden gekommen. Da hörte er plötzlich eine Stimme neben sich und sah, wie ein Herr in den besten Jahren in einem schwarzen Bildhauerkittel, wie es schien, direkt aus der

Wand des Zimmers auf ihn zutrat. Es war durchaus nichts Auffallendes oder Erschreckendes in der Erscheinung dieses ziemlich elegant gekleideten Herrn. Im Gegenteil lag in seiner korpulenten, behäbigen Gestalt etwas Beruhigendes, fast Vertrauen Erweckendes. Er glich in seinem Äußern durchaus jenen anderen Bildhauern, wie sie vielfach zum Kopieren im Museum anwesend waren und schien so sehr Zeitgenosse, so sehr durchschnittsmäßig, daß es kaum lohnte, den Blick nach ihm zu wenden. Die Originalität seiner Erscheinung lag einzig in dem ausgeprägten plastisch runden Kopfe, der wie aus altem dunklen Marmor gebildet schien, durch den sich rote Äderchen zogen. Unter der schön gerundeten Stirn funkelten ein Paar Augen, deren Strahlen wie elektrische Glühlichter in der Dunkelheit zu dem kauernden Kukuma niederschossen. Nur die großen, schweinsmäßig geformten Ohren und die wulstigen Lippen über dem festgerundeten marmornen Kinn beeinträchtigten etwas die Vertrauenswürdigkeit der Gestalt.

„Mein lieber Freund", begann mit pathetischem, dunkel rollendem, fast melodischem Tonfalle der fremde Herr, „ich sehe, daß Sie betrübt, ja fast verzweifelt sind, und es drängt mich, Ihnen zu helfen. Vertrauen Sie sich mir ruhig an. Ich habe schon manchem geholfen, der an Gott und der Welt verzweifelte."

„Wer sind Sie, Herr?" fragte mißtrauisch Kukuma, der durch den Klang der Stimme aufgeschreckt den Sprechenden von der Seite betrachtete.

„Ich bin, wie Sie sehen, Bildhauer und betrachte es als meine höchste Aufgabe, jungen, vielversprechenden Talenten vorwärts zu helfen. Ich habe schon viele Schüler gehabt und besitze einen Blick dafür, aus wem etwas zu machen ist."

Kukuma hatte sich fast unwillig abgewandt. Was sollte ihm das! Offenbar auch ein armer Teufel, der Schüler suchte, um Geld zu verdienen.

Der Herr mit den Schweinsohren war etwas näher herangetreten. „Ich kenne dich schon lange“, flüsterte er ihm zu, „schon seit den Tagen der Kindheit, möchte ich sagen.“ Der Fremde hatte sich ganz zu ihm herabgebeugt, und flüsterte ihm ins Ohr: „Erinnerst du dich des kleinen Mädchens noch beim Kirchgange einst — ? — Nun, nun — ich sage nichts“, fuhr er beschwichtigend fort, als der andere, wie von der Viper gestochen, auffuhr. — „Du hast dem Pfaffen dann gebeichtet, verlangtest ängstlich Absolution, die er indessen dir versagte. Du rangst mit dir, bis du nach kurzem eingesehen, daß es auch ohne Pfaffen geht.“

Kukuma war bleich und bleicher geworden, der abergläubischen Seele des ungebildeten Menschen bemächtigte sich die Furcht. „Ich kenne dich“, kam es wimmernd und angstvoll von seinen Lippen, „ich ahnte dich schon lange. Sag's grad heraus, du bist der Satan in Person.“

Der Herr in dem Bildhauerkittel richtete sich entrüstet wieder auf. „O pfui!“ rief er mit Phatos. „Ich bot Ihnen meine Hilfe an, und Sie wissen mir nicht besseren Dank, als mich zu beleidigen. Bedenken Sie doch, mein bester Herr, daß Sie sich mit solchen Verdächtigungen lächerlich machen. Wir leben nicht mehr im Mittelalter, wie Sie ganz vergessen zu haben scheinen. Ich will Ihre etwas taktlose Bemerkung nicht gehört haben. Ich kann es Ihnen schließlich nicht verdenken, daß Sie etwas überrascht scheinen, und will Ihnen zu Ihrer Beruhigung mitteilen, daß ich allerdings gewisse telephatische Fähigkeiten besitze, vermöge deren es mir möglich ist, die geheimsten Taten und Gedanken der Menschen zu ergründen und ihr vergangenes Leben wie ein aufgeschlagenes Buch zu lesen. Auch vermag ich in gewisser Beziehung die Gedanken aus der Ferne zu beeinflussen, doch ist das nichts Übernatürliches, sondern lediglich eine Fähigkeit, die in einer besonderen Veranlagung ihre Erklärung findet, und die Sie vielleicht sogar selbst erwerben können.“

„So sagen Sie mir, wer Sie sind, und was Sie von mir wollen", faßte sich immer noch ängstlich Kukuma, „denn Sie dringen auf eine etwas ungewöhnliche Art und Weise in mein Leben ein."

„Was ich will, sagte ich Ihnen schon: Ich will Ihnen helfen. Und was meinen Namen betrifft — hm" — ein spöttisches Lächeln zuckte um die Mundwinkel des Telepathen, „kennt' ich ihn selber nur genau!" murmelten seine Lippen. „Sie wissen, Herr, wie das bei Künstlern geht. Ich hatte viele Namen schon, und war nicht immer Künstler, so wie heut, man wandelt sich im Lauf der Zeiten. Ich hab schon manches durchprobiert, war Arzt, war Geistlicher, Jurist, doch zog's mich stets besonders zu der Kunst aus Neigung und auch Temperament. Wie Sie mich hier sehen, bin ich aber nicht nur Künstler in Person — nein, ich bin auch der Inhaber eines großen Etablissements, in dem jugendliche Talente der verschiedensten Art in der Bildhauerei, im Malen, im Dichten und Tanzen eine von Grund aus tüchtige, ja, man kann sagen, geradezu einzigartige Ausbildung erfahren. Sie würden staunen, wollte ich die Namen nennen, doch lieb ich stets die Diskretion und helfe meist inkognito. Ich offeriere Ihnen einen Vertrag auf Lebenszeit mit meinem Kunstinstitut."

Kukuma hatte sich mehr und mehr gefaßt. Die Erinnerung an jene Prophezeiung des alten Weibes ließ eine Hoffnung in ihm wach werden, und eine wilde verzweifelte Entschlossenheit bemächtigte sich seiner. „Nun gut, mein Herr, der Name tut nichts zur Sache. Ich brauche Hilfe. Gebt sie mir, bildet mich aus! Ich will ein Künstler werden, wie noch nie einer auf Erden war. Ich will göttliche Werke schaffen, göttliche Frauenbüsten und Frauenleiber, daß die Menschen geblendet vor mir niederstürzen und mich einen Gott nennen. Ich will der erste Bildhauer der Welt werden! Sagen Sie mir, wo ich Sie treffen kann und wo sich Ihr Kunstinstitut befindet."

Der Mann mit dem Marmorkinn lächelte von neuem. „Wir haben uns noch nicht ganz verstanden. Mein Kunstinstitut liegt keineswegs in dieser Welt. Erschrecken Sie nicht gleich wieder. Es liegt sozusagen auf der geistigen Ebene. Und der Unterricht, den ich Ihnen angedeihen lassen kann, geschieht nur auf telepathischem Wege. — Sie brauchen deswegen keineswegs an meiner Hilfe zu verzweifeln", fügte er fest und bestimmt auf die enttäuschten Blicke Kukumas hinzu. „Ich garantiere Ihnen schon nach kurzer Zeit jeglichen Erfolg, den Sie sich wünschen können: Reichtum, Ehre, Macht und Gunst der Frauen. Allerdings müssen Sie Ihre Geistesrichtung zuvor noch ein wenig ändern. Was Sie mir da soeben sagten von den göttlichen Werken und so weiter, klingt etwas naiv und anfängerhaft. Mit diesem Gewäsch von Göttlichkeit, von Sehnsucht, Glauben und ich weiß nicht was, sind Sie auf dem Holzwege, lieber Freund. Das ist der Kitsch, mit dem man Zuckerwasser macht, mich ekelt vor dem süßen Zeug, an dem man sich den Magen nur verdirbt. Ich weiß weit Besseres zu lehren, das sicherer als jenes wirkt und rasch zu hohen Ehren bringt. Das eine ist Geschicklichkeit, die, wenn Sie meinen Lehren folgen, sich ganz von selber weiterbildet. Das andere aber ist der Bluff, der blaue Dunst, in dessen leichtverhülltem Schein die Dinge auseinanderfließen und niemals recht zu fassen sind.

Sie wundern sich, mein Herr", bemerkte der Fremde auf die noch immer enttäuschten Mienen Kukumas, „und meinen, daß das Dinge sind, die nicht zur hohen Kunst gehören. Gemach, mein Freund, gemach! Ihr stoßt Euch nur am Wort. Nennt's wie Ihr wollt. Der Bluff ist gar ein kunstreich Werk und fordert just so viel Talent als jener andere wohl besitzt, der mit den Worten Göttlichkeit und Wahrheit, Schönheit nur so um sich wirft. Es ist vor allem auch die Kunst, wie man das rote Gold gewinnt. Versteht

mich recht, ich meine nicht die Alchymie, die Kunst, wie man in alten Schlössern, Burgen, Mauern das Gold zur Nachtzeit einst gehoben hat, ich mein', die Kunst, wie man das Wort zu meistern weiß, die Menschen Dinge sehen läßt, die niemals wirklich existieren und dann, wenn jene ganz verzückt die Sonne und den Mond anstarren, das rote Gold den Tölpeln aus der Tasche zieht. Was sagt Ihr, Freund zu dieser Kunst, wenn ich sie Euch zu lehren wüßte?"

„Ich weiß nicht, wie ich das verstehen soll. Ihr sagt mir da ganz angenehme Dinge vom roten Golde, allein mit Worten ist mir nicht geholfen."

„Gemach, mein Freund, gemach! Aus Kleinem baut sich Großes auf. Mit Worten formt man erst den Geist. Ihr müßt den Geist der Lehre erst begreifen, dann folgt das andere ganz von selbst. Ich will Euch das Rezept jetzt geben, das meiner Lehre Kern enthält, die in der Umkehr aller Dinge sich eine neue Welt erbaut: Ihr nehmt die Dinge, stülpt sie um, verkehrt sie in das Gegenteil. Aus weiß wird schwarz, aus grün wird blau, den Kopf nach unten, hoch den Steiß. Ihr müßt die Tugend als das Laster zeigen, weil sie veraltet ist und unmodern. Hinwiederum das Laster als die Tugend preisen, weil Laster stets vom seichten Mittelwege weicht. Ihr braucht die heiligen Zeichen nicht zu scheuen. Die Laster sind die andere Seite der Natur, und heilig bleibt stets, was Natur. Ihr müßt das Heilige verworfen bilden und lasterhaft, was heilig sich benennt. Versteht mich recht, die Karnation muß üppig bleiben, die nehmt ihr von den alten Meistern, doch setzt ihr andre Köpfe drauf, dann ist's ein Kunstwerk neuer Art, das staunend alle Welt betrachtet. Sie wissen's niemals recht zu deuten und grübeln

sich den Kopf entzwei und ganz allmählich schon beginnt das altgewohnte Bild sich zu verschieben, das lästig längst den Augen wurde, bis endlich jene Zuckersachen, die man die Schönheit, Sehnsucht und den Glauben nennt, in wüsten Knäueln sich am Boden wälzen, und riesengroß sich aus dem Chaos dann erhebt die neue Welt, die Welt der Schönheit und Begierde, der Fleisches- und der Sinnenlust, der einzig wahren großen Kunst, die ungeschminkt der Dinge letzten Grund enthüllt. Mein lieber Freund, so sagt, ob Ihr der Lehre folgen wollt."

Das abgemessene, sonderbar eindringliche Pathos des Bildhauers mit dem Marmorgesicht war immer machtvoller geworden, seine Gestalt schien zu wachsen und größer zu werden. Wie Feuer strömte das Wort aus seinem Munde und als er nun dichter an Kukuma herantrat und ihm die Hand auf die Schulter legte, da fühlte dieser, wie von jenem ein Fluidum ausströmte, ein mächtiger, elektrischer Lebensstrom, der sich auf ihn zu übertragen schien, daß ihm das Blut schneller und wohliger in den Adern kreiste und er sich fortgetragen fühlte über Zeit und Raum. Die Bilder seiner Phantasie begannen deutliche Gestalt anzunehmen, er sah sich selber im Glanze des Ruhmes und Reichtums inmitten schöner Frauen in einem prächtigen Palaste, wo alles huldigend zu seinen Füßen lag. Der Glaube war über ihn gekommen, der Glaube an den Fremden und seine Kunstrichtung. Es war der Mann, der ihm in der alten Prophezeihung verheißen war, den er gesucht und gefunden hatte im unbewußten Zuge seiner Seele.

„Ich will der Lehre folgen," rief Kukuma begeistert und gläubig. „Sagen Sie mir, was ich tun muß, daß ich dieselbe Macht gewinne, die von Ihnen ausströmt, daß ich vermag,

Besitz von den Menschen zu nehmen und sie zu zwingen, die Welt mit meinen Augen zu sehen."

Der Fremde lächelte mit breitem, jovialen Lächeln: „Ich kann mich Ihnen nicht ausschließlich widmen, mein lieber Herr, dazu ist meine Zeit zu kurz bemessen. Ich habe Ihnen jedoch etwas mitgebracht, was den persönlichen Unterricht vollkommen ersetzt und Ihnen bei richtigem Verständnis, woran ich gar nicht mehr zweifle, diejenigen Gaben verleihen wird, deren Sie zu Ihrem hohen Berufe bedürfen."

Der fremde Bildhauer hatte unter seinem Arme ein altertümliches schweinsledern eingebundenes Buch hervorgezogen: „Seht dieses Buch. Was lest Ihr darauf: „Die altägyptische Magie." Ihr werdet Wunderbares darin finden, wenn Ihr die Wirkung, den Erfolg betrachtet, der sich auf Messers Schneide baut. Es ist im Grunde freilich gar nichts Wunderbares daran. Es ist Natur und nur Natur, jedoch es kennt Natur Gesetze, die richtig angewandt zu fabelhaften Dingen führen. Ich nenn' nur eins: Ihr findet hierin das Gesetz vom Vogel und der Schlange, das fürwahr, wenn man es richtig weiß zu meistern, die Menschen rasch zu Willen zwingt. Es herrscht im Urwald, herrscht in Städten, herrscht zwischen Menschen, sowie Tieren und zwingt das Opfer stets ganz willig der Schlange in den Schlund zu kriechen. Ein wunderbar Gesetz, man muß es sagen. Es gibt das Spiel in tausend Lagen und meistens siehts ganz harmlos aus. Der Tropf vergißt die Wunder leicht, weil er sie täglich um sich sieht. Ihr werdet im Buche alles finden.

Eines muß ich Euch noch sagen: Es gab in früheren Zeiten manche Jünger der hohen Künste, die das Buch hier

lehrt, die diese Dinge gar zu deutlich in die Menge trugen als Nekromanten, Astrologen, Telepathen und wie sie alle sonst sich nannten. Ich warne Euch, mein guter Freund. Ihr seid ein Künstler, weiter nichts. Was Ihr in diesem Buche findet, ist stark genug, daß es Euch hilft, auch ohne Räucherwerk und jene Faxen, die wohl in früheren Zeiten mal im Schwange waren, doch unter aufgeklärten Leuten der hohen Kunst nur Schaden bringen."

Der Fremde überreichte Kukuma ein kleines altertümliches Buch, dessen Deckel mit rötlicher Tinte beschrieben war und krause Verschlingungen zeigte, in denen menschliche Körper wie in Spinnengeweben sich verstrickten, während an den Rändern groteske Masken und Tierköpfe gemalt waren, wie sie für die primitive Kunst gewisser Völkerschaften bezeichnend sind.

Freudestrahlend nahm Kukuma das Buch in Empfang. „Ich werde reich, ich werde mächtig sein!" murmelten glückselig seine Lippen. „Ich werde schöne Frauen lieben und Ruhm auf Erden haben immerdar."

„Dies sagt ich nicht", lächelte der Herr mit den wulstigen Lippen. „Der Ruhm, der stirbt mit Euch, dem Nachruhm kann ich nicht gebieten. Begnügt Euch mit dem Glanze, der Euch auf Lebenszeit gewährt ist."

Kukuma wurde bei diesen Worten des Fremden wieder ängstlich. Seines Gemütes bemächtigten sich von neuem abergläubische Zweifel. Lauernd wandte er sich an den Fremden: „Was verlangt Ihr als Entgelt für dieses Buch? Man sagt Euch nach, daß Ihr nicht umsonst Eure Dienste bietet. Ihr seid am Ende doch der Teufel und wollt den Pakt mit Blut geschrieben."

„Mein Herr," entgegnete ärgerlich der fremde Bildhauer. „Sie kommen schon wieder mit diesen albernen Ansichten. Wenn Sie an den kohlschwarzen Popanz glauben, der mit

Hörnern geziert ist, nach Schwefel stinkt und mit einem Pferdefuße hinkt, so ist das Ihre Privatsache, mit der ich Sie dringend bitten muß, mich zu verschonen. Ich will weiter nichts von Ihnen, als daß Sie hier in meinem kleinen Notizbüchlein ein Engagement für mein Kunstinstitut unterschreiben und sich verpflichten, stets auf meine Ratschläge zu hören, sowie für die wahre Kunst zu leben und zu wirken. Dafür verspreche ich Ihnen zeitlebens meine tatkräftige Unterstützung und die Zuwendung des gesamten Einflusses meiner eigenen Person und meines Kunstinstituts. Das Honorar, das Sie Ihrerseits zu leisten haben, muß ich mir allerdings noch vorbehalten. Es kommt darauf an, wie weit Sie selber die Zeichen dieses Buches zu meistern verstehen. Ich kann Ihnen aber schon jetzt feierlich versichern, daß es sich in dem Maße bis zum vollkommenen Erlaß verringert, wie es Ihnen gelingen sollte, Schüler und Interessenten für mein Institut zu werben und meine Kunstrichtung zur Geltung zu bringen. Ich bin Idealist. Mir liegt weniger an der Person, als an der Sache selbst. Ich diene der Kunst und will in erster Linie, daß meine Richtung zu allgemeiner Anerkennung durchdringt."

Der Idealist mit dem Marmorgesicht reichte Kukuma ein kleines Notizbüchlein, auf dem ein goldenes, umgekehrtes Kreuz gezeichnet war. Etwas zögernd schrieb Kukuma seinen Namen in das Buch, nicht ohne dabei rasch festzustellen, daß schon eine ganze Reihe von Namen auf der Liste standen, die dafür bürgten, daß er sich in guter Gesellschaft befand.

Der Herr mit dem Notizbüchlein bot ihm darauf mit treuherzigem, biederem Augenaufschlag seine Hand zum Abschluß des Engagementsvertrages, eine wohlgepflegte weiße Künstlerhand mit rosigen Nägeln, an der weiter nichts zu bemerken war, als daß dem Herrn eine vorzügliche Maniküre zu Diensten stand. Aber in demselben Momente, als Kukuma die Hand des Fremden faßte, durchzuckte ihn ein

heftiger elektrischer Schlag und statt der wohlgepflegten Künstlerhand sah er eine eiserne Kralle um sein Handgelenk geschlossen, die ihm mit spitzen Nägeln in das Fleisch schnitt. Im nächsten Augenblick war der Eigentümer dieser Hand verschwunden, und es war Kukuma, als erwachte er aus tiefem Schlaf. Ein Wächter des Museums hatte ihn angestoßen: „Sie müssen gehen", fuhr er ihn an, „der Saal wird geschlossen!" Verwirrt und sich an die Stirne greifend, raffte sich Kukuma auf und wollte stillschweigend den Saal verlassen.

Der Wärter kam ihm nachgegangen: „Sie haben ein Buch vergessen", sagte er und reichte ihm das altertümliche Buch. Wie ein Blitz durchzuckte Kukuma die Erinnerung. In mächtiger Erregung riß er das Buch an sich und schwankte wie ein Betrunkener aus dem Saal.

2. KAPITEL: DAS ALTAEGYPTISCHE BUCH.

„Du sollst das Böse wollen und alsogleich ein feierlich Gelöbnis sprechen. Du sollst an jedem Tag zur achten Stunde dreizehn Mal die 10 Gebote Moses sagen, jedoch verkehrt, aus Weiß wird Schwarz. Du sollst — was dort geboten nicht zu tun."

So stand es als oberstes Gebot in dem altertümlichen Buche, das auf so sonderbare Weise in den Besitz Kukumas gelangt war, in einer schwer zu enträtselnden Bilderschrift, deren Sinn nur ganz allmählich dem Beschauer im mühsamen Studium aufzugehen vermochte.

Seltsam und schauerlich dünkte dem angehenden Jünger der Zauberkunst diese Vorschrift des Buches, dessen Weisheit aus dem uralten Buche der Sonnenpriester des Ptah-Gottes entwendet war, und dessen ursprünglich göttliche Lehren dunkle Hände in späterer Zeit verfälscht und in das Gegenteil verkehrt hatten.

Lange Zeit konnte Kukuma es nicht über sich gewinnen, die furchtbaren Worte auszusprechen. Aber schon war eine unsichtbare Macht um ihn, die immer wieder den Befehl dazu gab. Mit Zittern und Zagen entschloß er sich endlich, dem Befehle nachzukommen. Unsicher und stotternd sprach er das erste Mal die befohlenen Worte; doch siehe, mit jedem Male fielen sie ihm leichter, und allmählich empfand er, daß dieses Gebet ihm eine ständig wachsende ruhige Kraft und ein überlegenes Bewußtsein gab. Wenn er dem Studium des Buches oblag, war es ihm oft, als ob ihm zur Seite dunkle Gestalten ständen, die ihm Hilfe versprachen und ihn heimlich stärkten.

Allmählich begann er tiefer in den Geist des Buches einzudringen und den verborgenen Sinn der Lehren zu verstehen. Er erkannte jetzt, daß alle jene Wundermänner und Propheten, Hellseher und Fakire, die gleich den Feuerfressern und Froschverschluckern ihre Künste billig zu Markte trugen, nur armselige Stümper waren, und daß die eigentlichen Wunder der schwarzen Magie nur vermöge einer gewissen, lange Zeit währenden geistigen Disziplin erreicht werden konnten, die aus kleinen Anfängen wachsend, in ständiger Wiederholung und Steigerung schließlich zu jener Stufe des magischen Bewußtseins führte, auf der von dem ruhenden Pole der eigenen Achse die Dinge nach einem vorbedachten Plane in Bewegung gesetzt werden konnten. Es kam nur darauf an, die größte Beherrschung des eigenen Organismus zu erlangen, um von dieser Beherrschung aus, auch auf fremde Organismen Gewalt auszuüben. Zu diesem Zwecke mußten die sich selbsttätig drängenden Vorstellungen zurückgehalten, und der unnötige psychische Kräfteverlust der unbewußten Seelentätigkeit verhütet werden, sodaß ein Reservoir der magischen Kräfte entstand, von dem aus dem Organismus neue Fähigkeiten zuzuströmen vermochten. Um diesen Zustand zu erreichen, waren keineswegs wunderbare Vorbereitungen nötig, sondern nur das Erlernen der Kunst, an nichts, aber auch gar nichts zu denken.

Kukuma glaubte zunächst, daß diese Kunst recht einfach sei und in nichts anderem, als einem leichten Hindämmern und Einschlafen bestände. Aber immer wieder ertappte er sich dabei, daß in dem Spiegel seines Bewußtseins Bilder und Gestalten aufstiegen, die er nicht bannen konnte, und die stärker waren, als sein Wille. Er sah jetzt ein, daß die Kunst, an nichts zu denken, schwerer war, als er angenommen hatte, und daß dazu ganz ungewöhnliche Willens- und Konzentrationsanstrengungen in ständiger und regelmäßiger Wiederholung nötig waren. Erst nach monatelangen

Übungen in Verbindung mit gewissen Methoden der Atemtechnik und der allmählichen Verlangsamung des Herzschlages, genau nach den Vorschriften des altägyptischen Buches, gelang es ihm endlich, über den ersten krampfhaften Zustand hinaus sich jener erhabenen Stufe des Bewußtseins zu nähern, wo das Schaltwerk der Gedanken bewußt nach eigenem Willen funktioniert.

Schon auf dieser Stufe ergaben sich im Verhältnis zur Umwelt Wirkungen, die die Verheißungen jenes Mannes in Louvre zu bestätigen schienen. Das Gequälte, Unzufriedene, das in den Zügen Kukumas sich bisher ausgeprägt hatte, war daraus verschwunden und hatte einer tierischen Ruhe und behaglichen Zufriedenheit Platz gemacht, die sich auch anderen mitteilte und ihr Vertrauen erweckte. Wenn er in seiner Werkstatt arbeitete, so waren an Stelle der früheren unbestimmten Vorstellungen deutlichere und plastischere Gebilde getreten, sodaß er die Ideen seiner Werke bereits in ihrer Vollendung deutlich vor sich sah und die Arbeit ihm leicht vonstatten ging.

Seine zunehmende Geschicklichkeit hatte Anerkennung gefunden und bereits zum Verkauf einiger Bildwerke geführt, was ihn wiederum in die Lage versetzte, sich besser auszustatten und sein Atelier wohnlicher einzurichten. Statt der Apachengestalten, die früher sein Atelier bevölkert hatten, kamen immer häufiger gut gekleidete Leute, die achtsam auf seine Rede hörten und seine Werke lobten. Ein merkwürdiger Mensch, dieser Avantino, und ein großer Künstler, sagten sie, wenn sie wieder gingen, man tut gut, sich diesen Namen zu merken. Der Bildhauer hatte nämlich inzwischen seinen Namen geändert und nannte sich Avantino. Sein eigentlicher Name Kukuma erschien ihm jetzt dunkel und zweifelhaft, während der Name Avantino sicherlich von guter Vorbedeutung war. Mit großen sonderbaren Buchstaben, die Gestalt annahmen, wie lebende

Wesen, hatte er seinen Namen an die Tür des Ateliers gezeichnet, sodaß er sich jedem unvergeßlich einprägte.

Mit immer größerem Eifer warf sich der schon Erfolgreiche auf das Studium der schwarzen Magie, deren scheinbar trockene und pedantische Lehren ihm immer mehr die geheimnisvollen Pforten zu einem Reiche öffneten, von dessen Vorhandensein er sich niemals zuvor hatte träumen lassen, und in das er Schritt um Schritt die schwarzen Stufen hinabstieg in das Reich der Tiefe, bis in das verschollene unterirdische Labyrint von Krokodilopolis, wo man die Nacht zum Tage erhob und die Natur zu Ehren des Gottes des Bösen, der die Gestalt eines Krokodiles anzunehmen vermochte, im scheußlichsten Götzendienste zur Unnatur verkehrte.

In dreizehn Kapiteln waren die Stufen der Einweihung in dem Buche beschrieben, entsprechend den dreizehn inneren Hallen in dem unterirdischen Labyrinthe zu Krokodilopolis, dessen fremdländische Bauten und Gärten schillernd und gleißend in verschlungenen Kurven, wie aus versunkenen Welten aufsteigend, zu plastischem Leben aus dem Buche wieder erstanden.

Noch in der Vorhalle der eigentlichen Mysterienstätte befand sich der Irrgarten der schwarzen Magie. Das war für den Eingeweihten ein künstlicher Garten, in dem alle Dinge auf dem Kopfe standen, wo die Bäume mit den Wurzeln gen Himmel ragten, wo es im Winter Sommer und im Sommer Winter war, wo bei allen Dingen hinten vorn und vorn hinten war, und alles sich schließlich zu drehen anfing, sodaß der Uneingeweihte der Macht des Irrtums verfiel.

Dicht daneben befand sich der weitgedehnte Park der bösartigen Tiere, angefüllt mit Hyänen, Wölfen, Geiern und Schakalen, aber auch kleineren schädlichen Geschöpfen, wie Ratten, Spinnen und Wanzen, die in ihrer natürlichen

Freiheit beobachtet werden konnten, wie sie es verstanden, sich der Beute zu bemächtigen und wie jedes dieser Tiere ein eigenes System besaß, das in seiner abgeschlossenen Vollkommenheit ein geheimes Prinzip des dunklen Geistes dieser Erde in sich barg, das in übertragener Anwendung auch für den Adepten der linken Hand von unschätzbarem Werte sein konnte. Der Jünger der schwarzen Kunst mußte sich im Geiste vollkommen in das Wesen dieser Tiere hineindenken, z. B. in das Wesen einer großen Spinne, um auf diese Weise zu lernen, wie man nach einem vorbedachten Plane Faden an Faden knüpfte, bis die Kreise sich schlossen, und jenes kunstvolle Gewebe entstand, in dem in übertragener Anwendung auch wohl Menschen sich zu Tode zappeln konnten.

An diesen Park der wilden Tiere schloß sich eine üppige bunte Wiese, deren Gräser und Blüten sich schmeichelnd dem Wanderer an die Knie schmiegten, und wo in dämmernden Hainen verschiedene Geister hausten von wohlgefälligen Mienen und mit prächtigen Kleidern angetan, die sich dem Wanderer in den Weg stellten und köstliche Gaben verhießen. Sie nannten sich Liebe, Sehnsucht, Wahrheit, Frömmigkeit und ähnlich noch und waren von leichten, luftigen Geistern bedient. Aber dem Wanderer, der ihnen in die stillen Haine folgte, verwandelten sie sich plötzlich, riesengroß wachsend, zu furchtbaren Ungetümen, die ihm die scharfen Krallen in die Brust schlugen. Zu spät sah er, daß hinter den Masken der wohlgefälligen Gesichter sich nur scheußliche Larven bargen, zu spät erkannte er, daß die Sehnsucht nichts anderes war als die Göttin der Wollust, mit Schlangen im Haar, die Wahrheit ein schillernder Gaukler, die Frömmigkeit eine alte Betschwester, und die Liebe eine Negerin mit fliehender Stirn.

Es war die Wiese der Dämonen und Elementargeister, die Stätte, an der dem angehenden Adepten der linken Hand gekündet wurde, wie er die Dämonen und Elementargeister

sich dienstbar machen konnte, um sich mit ihrer Hilfe der Menschen zu bemächtigen.

In der Mitte dieser Wiesen und sonderbaren Gärten lag die Halle der Gefangenen. Hier befanden sich die unglücklichen Opfer, die dem Irrtum und den Dämonen verfallen waren und keinen eigenen Willen mehr besaßen. Als leblose Gliederpuppen lehnten sie reglos an den Wänden, um als willenlose Werkzeuge den Plänen des schwarzen Magiers zu dienen, der vermöge zauberischer Künste von ihren Leibern ganz allmählich alle Kräfte abzuziehen und sich selber anzueignen wußte.

Es gab noch eine große Anzahl solcher Vorhöfe, die in Kreisen geschlossen, sich wieder zu größeren vereinigten. Aber alle diese Geheimnisse waren wiederum nur die Vorstufen zu dem großen Geheimnis des kleinen Tempels im Mittelpunkte aller Kreise, jenes kleinen Tempels aus schwarzem Marmor ohne Eingang und Ausgang, der das Wunder vom blauen Krokodil in sich barg, jenes Geheimnis, das Satan Gottvater selbst gestohlen und seinen Lieblingen, den schwarzen Magiern, verraten hat. Es war das uralte Geheimnis, wie man den Geist in Stoff und Materie umzusetzen vermag, so, daß aus dem Samenkorn des Geistes die Dinge leibhaftig im Raume wachsen und Gestalt annehmen. Es war der Tempel der wunderkräftigen Imagination, des Zaubers der aus ekstatischem Willen und plastischer Vorstellung geschaffenen Bilder, deren Hervorbringung den fortgeschrittenen Jünger befähigt, auch im Spiegel des fremden Bewußtseins diejenigen Gedankenbilder und Vorstellungen hervorzurufen, die seinen Plänen günstig und als Samenkorn geeignet sind auch Werke und Taten auszulösen, bis jene ursprünglichen Bilder auf der materiellen Ebene sich zur greifbaren Wirklichkeit verdichten.

Wer geglaubt hätte, in diesem Tempel noch unerhörtere Vorkehrungen und Einrichtungen anzutreffen, als an den

anderen Stätten des Labyrinths, wäre erstaunt gewesen, sich inmitten geschlossener Wände in einem leeren Raume zu befinden, auf dessen steinernem Boden regungslos in den verschiedensten unnatürlichen Stellungen menschliche Wesen standen und hockten, die nichts anderes trieben, als mit geschlossenen Augen vorher gesehene Gegenstände in Gedanken neu zu schaffen, sodaß sie in dem inneren Gesichtsfelde, wie in der wirklichen Außenwelt erschienen. Nur die furchtbaren Anstrengungen der geschwollenen Muskeln und gesteiften Glieder, der verkrampften Gesichtszüge und der konvulsivischen Zuckungen der Körper gaben einen Begriff, welche ungeheuerlichen Vorbereitungen, welche Ströme von schwellenden Energien erforderlich waren, um die Imagination der schwarzen Tulpe zu erzwingen, deren Kelche immer neue schwarze Tulpen entstiegen, oder die der funkelnden Kristalle, die aus ihrem inneren Rythmus wachsend, sich zu immer kunstvolleren Gebilden aufbauten, oder der opalenen Seifenblasen, die sich zu gewundenen Gläsern in immer neuer Gestaltung erhoben.

Aber erst wenn diese Auserwählten in monatelangen Vorübungen die Kunst der Imagination bis zu jener Vollendung gesteigert hatten, daß sie vermochten, den morgenländischen Teppichen fremdländische Blumen und giftige Gewächse entsteigen zu lassen, die zu Schmetterlingen wurden mit den geheimen Inschriften der Natur auf ihren Flügeln, wenn sie hölzerne Stäbe in Schlangen zu verwandeln, wenn sie leblose Dinge zum Scheine des Lebens zu wecken und wieder in Erstarrung zu setzen vermochten, dann erst öffnete sich ihnen die innerste Halle des Tempels, dann erst waren sie berufen einzugehen in das Wunder der Wunder, in den von schwarzen Gewässern umflossenen marmornen Tempel des blauen Krokodils, der nur für sie einen Eingang und Ausgang hatte.

Nicht nur dem inneren Auge sollten hier die gedachten Dinge erscheinen, nicht nur vorgetäuschtes Leben sollte hier erwachen. Wirklich und leibhaftig sollte es im Raume sichtbar werden, nur aus dem ekstatischen Willen und der höchsten Kraft der Imagination geboren, jenes bläuliche, dem Gotte des Bösen geweihte Untier, das das Rätsel der Erschaffung aller Dinge in sich barg. Dreizehn Tage und Nächte mußte der Berufene ohne Speise und Trank in unerhörter letzter Anspannung aller Kräfte des Körpers und des Geistes unaufhörlich ringen und die Hilfe der dunklen Mächte erflehen, bis endlich, wenn er selbst schon starr und leblos wurde, und sein Ich sich vom Körper trennen wollte, der finstere Geist der Erde sich zu regen begann und das Wunder in Erscheinung trat.

Ein blaßbläulicher Glanz erfüllte allmählich den Raum, knisternde, sprühende blaue und gelbe Funken hoben sich vom Boden, beschrieben gewundene leuchtende Bahnen und formten sich dann zu Dreiecken, Segmenten, Kreisen, sonderbar gezackten Sternen und verschlungenen Gebilden, bis sie sich immer mehr verdichteten zu der Gestalt eines roten Eies von intensiv leuchtender Farbe, das von einem scharfgrünen Streifen umgeben war wie von einem elektrischen glühenden Drahte, der wieder in ein schmutziges Rot hinüberspielte. Immer mehr verdichtete sich das feuerrote Ei, immer plastischer wurde das Gebilde, bis es plötzlich auseinanderfiel und zwischen den zerbrochenen Schalen, frei im Raume schwebend, eine bläuliche Masse im phosphorizierenden Glanze sichtbar wurde, die sich ständig veränderte, bis allmählich deutlich die Umrisse eines kleinen Krokodils sichtbar wurden: zuerst nur der längliche Rachen mit dem gleich einer Säge gezackten Unterkiefer, dann die nach innen gebogenen Tatzen, dann der längliche Schwanz, bis schließlich die Teile sich zusammenfanden und immer noch wachsend, immer noch plastischer und körperlicher sich gestaltend, das bläulichflammende

Krokodil in seiner ganzen Größe und unheimlichen Gestaltung allen Augen sichtbar frei im Raume schwebte.

Wem dieses blaue Wunder gelang, der hatte in seiner Brust aus dem magischen Willen zum Bösen die schwarzen Strahlen wie im Brennpunkte eines Spiegels bis zur höchsten Dichtigkeit gesammelt, wie entgegengesetzt der weiße Magier aus dem Willen zum Guten die weißen Strahlen sammelt, deren endgültige Scheidung und kristallene Verdichtung, die dem schwarzen und dem weißen Prinzip in seiner vollkommenen Scheidung innewohnende magische höchste Kraft zur Auslösung bringt, zwischen deren entgegengesetzten wunderkräftigen Polen die bunte Skala des Farbenspieles dieser Erde in trügerischem Glanz erblüht.

3. KAPITEL: DIE SCHWARZE KAROSSE.

Es mochte wohl ein Jahr vergangen sein, seit jener Begegnung im Louvre, und es mochte wohl auch zur selben Stunde sein, wo ihm jener Mann entgegengetreten war, zur Zeit, da im künstlichen Lichtermeere die tausend Wunder der Großstadt im magischen Scheine erwachen, da stand der Bildhauer Avantino in seinem Atelier bei der Arbeit und beschaute einen Augenblick nachdenklich das Werk, das er im Ton gebildet hatte. Sonderbar wie dieses Bildnis ihm unter dem Meißel entstanden war! — Er hätte nicht sagen können, woher ihm die innere Anschauung dazu gekommen, und was ihn zur Ausführung getrieben hatte. Aber nun sah er es wohl. Es war das Weib, wie er es sich ersehnt und in wollüstigen Schauern geahnt hatte; nur geschaffen für die Sinne und lasterhaften Begierden, von jenem üppigen und doch kalten Reize, der die Begierden stets von neuem entzündet und niemals Erlösung gibt.

Wie er nun noch staunend vor dem eigenen Werke stand, da öffnete sich leise die Tür seines Ateliers, es rauschte von seidenen Gewändern, und als er sich umschaute, da wußte er im ersten Augenblick nicht, wie ihm geschah; — das Weib, das er im Ton gebildet hatte, stand leibhaftig vor ihm: eine Circe mit üppigen, schwellenden aber kühlen Gliedern, mit mongolisch geschlitzten, rätselhaft leeren und doch wieder lockenden Augen, mit vollen Wangen, wie vom Flaum des Pfirsichs überzogen, und mit weichem sinnlichen Munde über dem dennoch energischen Kinn. Als sie lächelnd den Kopf zur Seite wandte, sah man das Profil,

das vom Scheitel zum Nacken nur eine gerade Linie aufzuweisen vermochte, fast hätte man sagen können, ihr fehlte der Hinterkopf, der als Sitz der Erinnerung anzusehen ist, der Erinnerung, die erst die Erkenntnis von Gut und Böse und damit das Gewissen schafft. Avantino versuchte sofort, sie mit wohlgefälligen Mienen und süßlichen Reden zu umstricken. Aber sie hatte ihn gleich durchschaut. „Weshalb willst du mich täuschen?" fragte sie, „ich liebe dich so, wie du bist." Avantino hatte sich von seiner Verwunderung gar nicht erholen können. Aber sie schlang hell auflachend den Arm um seinen Hals, und erklärte, daß sie gekommen sei, um immer bei ihm zu bleiben. Avantino wußte zwar nicht, wie er sich alles erklären sollte; aber die Frau war schön, trug prächtige Kleider und reichen Schmuck; er war es zufrieden, wenn sie sein Leben teilen wollte und nahm sie als Gefährtin zu sich.

In der ersten Nacht, die sie gemeinsam verbrachten, modellierte er sie nach dem Leben, und eine seltsame Laune veranlaßte ihn, ihr Porträt in schwarzem Marmor aushauen zu lassen als Negerin mit einem zinnoberroten Schal um den Kopf und einer goldenen Schlange um die Stirn.

Als er sie das erste Mal trotz ihrer Versicherung zu täuschen versuchte und mit scheinheiliger Miene vor ihr stand, durchschaute sie ihn sofort und sagte ihm alles auf den Kopf zu. Er geriet wieder in maßlose Verwunderung; ihn, den niemand durchschaute, erkannte diese Frau instinktmäßig, bis in die kleinsten Fasern seines Herzens, ohne daß er nur ein einziges Wort zu sagen brauchte.

„Warum willst du mich betrügen?" fragte sie, „du hast es ja gar nicht nötig; denn siehe ich tue alles, was du willst."

Damals schuf der Meister nach ihrem Ebenbilde eine Plastik der Eva, die lüstern die Frucht vom Baume bricht.

Nach den ersten Honigwochen, die üppig waren, daß es kaum zu ertragen, fuhren sie zusammen nach Toledo, der Stadt am Tajo, wo man die schärfsten Dolche fertigt und seit uralten Zeiten die geheimen Künste der Magie zu lehren weiß.

Als Avantino hier eines Abends, ohne seine Gefährtin, die schon zur Ruhe gegangen war, über die Puenta de Alcantara schritt und unweit der Capilla Mozarabe sich dem früheren Inquisitionspalaste näherte, gerade auf dem Platze, wo man noch vor wenigen Jahrhunderten die Hexen und Ketzer verbrannte, da sah er ein seltsames graues Männlein, das ihm verheißungsvoll winkte und unter vielen Bücklingen und hochtönenden spanischen Redensarten mit fortzulocken suchte.

Avantino folgte dem sonderbaren Fremdenführer, der ihn wohl zu einem ärmlichen Freudenhause oder ähnlichen zweifelhaften Genüssen führen wollte, immer weiter hinaus, bis in die ärmlichsten Gassen der einst so prächtigen Maurenstadt. Immer enger und steiler wurde das Gewirr der baufälligen Häuser, die sich tief über die Straßen neigten, sodaß man sich wie in einem verdeckten Gange bewegte. Der Bildhauer hätte sich niemals zurechtgefunden, wenn er nicht den leisen Druck der Hand des grauen Männleins gespürt hätte, das ihn mit sicherer Führung leitete, bis sie schon außerhalb der Stadtmauern zu den Ruinen eines alten, hochgelegenen Maurenschlosses gelangten, von dessen Mauern herab der Felsen sich jäh wie in eine Höllenschlucht zum Bett des Tajo senkte, der klein und schmutzig wie eine kupferne Schlange durch die Landschaft floß.

Zwischen verfallenen, mit Unkraut bewachsenen Mauern, vorbei an verwesenden Kadavern von Hunden und Maultieren, schritt das Männlein immer weiter bis schließlich zu einer alten steinernen Treppe, die geradewegs in den Bauch der Erde zu führen schien. Die feuchte kalte Luft eines

unterirdischen Kellers schlug dem Bildhauer entgegen. Beim Schein eines matten Lampenlichtes sah er sich in einem ausgemauerten Gewölbe, das eine Art Schenke zu sein schien, wo hinter einem wurmstichigen hölzernen Schanktische eine alte Negerin mit stechenden Blicken und krötenartig geschwollenem Bauche zwischen giftfarbigen, sonderbar geformten Flaschen und Gläsern hantierte.

Gäste schienen in dieser traurigen Schenke, an deren Wänden groteske Fratzen und Tiergestalten mit roter Kreide gezeichnet waren, nicht zu weilen, mit Ausnahme eines noch jugendlichen, dürftig gekleideten Menschen, dessen Gesichtszüge mit der Spitznase und den zusammengekniffenen Lippen der Schnauze eines Schakals ähnelten, während der dünne Hals in seiner Haltung an einen Geier erinnerte. Der Fremde starrte regungslos in die Reflexlichter der vor ihm stehenden Schnapsflasche, die er mit krallenartigen Fingern umschlossen hielt.

Avantino wollte die Schenke schon wieder verlassen, als sich sein Blick mit dem des einsamen Zechers kreuzte, und die schwarzen Augen des Fremden, die etwas Saugendes hatten, als ob sie das einmal Erschaute nicht wieder loslassen wollten, ihn mit geheimer Macht dazu trieben, sich neben den Fremden zu setzen. Die Negerin war hinter dem Schanktisch hervorgekrochen und hatte stillschweigend eine dickbauchige Flasche auf den Tisch gestellt, von der ein funkelndes rotes und grünes Leuchten ausging. Es mußte wohl ein ganz besonderer Saft in dieser Flasche sein, denn als die beiden Zecher nur einige Tropfen davon gekostet hatten, waren sie mit einem Mal die besten Freunde geworden und erzählten sich ihre tiefsten Geheimnisse. Auch dem Geierhalsigen war jener Mann mit dem Marmorgesicht begegnet. Eines Nachts hatte er sich an der Stelle, wo sie jetzt saßen, wie aus dem Erdboden emporgestiegen, zu ihm gesetzt, freilich in ganz anderer Gestalt, als er sich Avantino genähert hatte, nämlich

in einer goldstrotzenden, mit Orden bedeckten Uniform, als Kunstprofessor und hoher Diplomat. Er hatte ihn auch für sein Kunstinstitut engagieren wollen, als dessen Prophet und Verkünder. Von einem mächtigen Sprachrohr war immer die Rede gewesen und einer wundertätigen Feder, die rechts und links schreiben konnte. Wie ein Ausrufer auf dem Jahrmarkt hatte der Fremde mit dem Sprachrohr trompetet: Der größte Mann des Jahrhunderts! Noch nie dagewesen! Einzig in seiner Art! Der erste Bildhauer der Welt!

„Bewahr alles wohl im Gedächtnis", hatte er ihm dann gesagt, „denn es ist der Weg, der Dich zu Macht und Reichtum, zu Ruhm und schönen Frauen führen wird. Nach Norden mußt du wandern, ins Land, das sich Zimbronien heißt, wo die Menschen wohnen, die blondharig ums Maul und wasserhell von Augen und mit dicken Bäuchen sind. Sie halten hoch die Kunst in Ehren und lieben stets die Fremden mit den dunklen Augen."

So hatte der ordenbedeckte Mann rätselhaft und dennoch verheißungsvoll gesprochen und war dann lautlos in der Wand verschwunden. Aber ach, er schien den Mann mit dem Geierhalse getäuscht zu haben, denn wo er auch anklopfte, schlossen sich ihm die Türen, und ob er auch Tag und Nacht vor der Schwelle der Paläste lag, es fielen nur kleine Kupfermünzen in seinen Beutel. Statt der schönen Frauen begegnete er nur armen Betteldirnen und von dem Lorbeer, den ihm jener versprochen hatte, fand er nur hin und wieder ein dünnes Blatt in seiner Wassersuppe.

Da war es Avantino, als ob eine Erleuchtung über ihn käme, und er die geheimnisvollen Andeutungen des Fremden in ihrer tieferen Bedeutung verstände. Von einer plötzlichen unerklärlichen Zuneigung ergriffen, wischte er dem mit der Schakalschnauze zärtlich besorgt die Tränen von den

eingefallenen Wangen. „Sei guten Muts, mein lieber Freund, du warst bisher auf falscher Spur. Du klebst und drückst zu sehr und läßt den armen Schlucker merken. Die Wanze kennt man am Gestank und weiß sie leicht zu spüren. Ich rat' dir etwas Besseres, das trefflich sich auf unsern Fall hier reimt und dunkler Weisheit Sinn verbirgt. — Kennst du den tiefgeheimen Bund, der den Schakal mit der Hyäne eint, wenn sie gemeinsam sich auf Raub begeben? Vernahmst du schon das Bellen der Hyäne, wenn sie mit listgem Sinn die Hunde weit vom Lager lockt, um sie von hinten dann zu reißen? Sie ist genügsam bei dem Mahle und läßt dem Jagdgenossen stets sein Teil. Sahst du aus nächster Nähe wohl das dunkel-treuherzige Auge der Hyäne, weißt du, wie flehend und wehleidig der Schakal des Nachts zu winseln pflegt? — Wer diese listigen Gesellen in plumper Einfalt nicht erkennt, ha, ha, der glaubt an ihre Treuherzigkeit und nimmt sie gerührt zu treuen Wächtern des Hauses. Uralte Gesetze sind es, uralte Weisheiten des dunklen Geistes dieser Erde, deren die Natur sich einmal bedient hat, um ihre Geschöpfe zu erhalten und die in höherer Vollendung im Menschen zu ungeahnter Stärke neu erstehen können.

Ich seh den Kreis sich magisch schließen, bester Freund. Gemeinsam ziehen wir in das Land der kälteren Sonne, ins Reich, das sich Cimbronien heißt, wo die Menschen blond ums Maul und wasserhell von Augen und mit dicken Bäuchen sind."

Sie tranken in mächtigen Zügen aus der dickbauchigen Flasche, umarmten und küßten sich dann in wilder, ausgelassener Freude. „Ha-ha-ha-ha", lachte der Geselle mit den Schakalsaugen, „hi-hi-hi-hi", kicherte es aus einer Ecke des dunklen Kellers, wo das kleine Männlein wieder aufgetaucht war, „oa, oa, hu-hu-hu", tönte es hinter dem Schanktisch hervor in langgezogenem gellenden Lachen, wie

die Neger lachen, in tierisch entfesselten Lauten. Die Alte hatte eine sonderbar metallene Stimme. Sie war hinter dem Schanktisch hervorgekommen, schien seltsam verjüngt und glich fast der Gefährtin des Bildhauers, der sie staunend und zweifelnd betrachtete. Dann hatten sie sich zu dritt bei den Händen gefaßt und tanzten in grotesken Sprüngen eine Art Indianertanz.

Immer wilder wurden die Sprünge, immer ausgelassener das Toben. Alles begann in der Schenke in Bewegung zu geraten. Die Lampe an der Decke schwankte, die mit roten Strichen an den Wänden gezeichneten Figuren und Teufelsfratzen zogen grinsende Grimassen, die Tische und Stühle fingen an, sich zu drehen und die dickbäuchigen Flaschen fuhren klirrend zusammen. Die Tänzer aber schrieen und brüllten vor Freude und fühlten sich ganz kannibalisch wohl.

Schon am nächsten Tage reiste Avantino mit seiner Gefährtin und dem neu gewonnenen Freunde, zu denen sich auch noch das graue Männlein gesellte, in das Land der kälteren Sonne, wo sie alle zusammen in der Stadt Hoffnungsthal im Fürstentum von Wartburghausen sich niederließen und der Dinge harrten, die da kommen sollten.

Der Fremde aus Toledo, der sich Don Carino nannte und einen gefälschten spanischen Stammbaum besaß, der sein Geschlecht mit den ältesten Adelsgeschlechtern Spaniens verband, gründete hier eine Zeitschrift, die er die „Leuchte zweier Welten" nannte, und in der er mit der Feder, die rechts und links schreiben konnte, von dem neuen Wundermann erzählte.

Es dauerte auch gar nicht lange, bis der Mäcen gefunden war, der sich an der Kunst Avantinos bis zur tatkräftigen Hilfe begeisterte. Graf Klinkström hieß dieser Gönner, und er war blond ums Maul und wasserhell von Auge. In der „Leuchte zweier Welten" hatte er von dem neuentdeckten Genie und der rührenden Geschichte

gelesen, wie die vornehme Dame zu dem armen Künstler herabgestiegen und seine Gefährtin geworden war. In seiner etwas unklaren romantischen Seele regte sich ein wohlwollendes Interesse, als er wie Harun al Raschid als ein einfacher Herr Meyer das Atelier Avantinos betrat.

Dieser hatte sich rasch zurückgezogen, als ihm die Ankunft des Herrn Meyer gemeldet wurde, um die nötigen magischen Kräfte zu sammeln. Dann trat er mit feierlicher Miene und heilig begeisterten Künstleraugen vor den Besucher hin und zeigte ihm die Werke in seinem Atelier.

„Sie sind ein großer Künstler", entschied Herr Meyer, als er alles gesehen hatte, „Sie werden durchdringen, denn der Tüchtige dringt immer durch. Die Wahrheit kann auf die Dauer nicht verborgen bleiben."

„Die Wahrheit wäre nicht in der Welt", antwortete Avantino, „wenn es nicht edle und kluge Menschen gäbe, die sie zu deuten und enthüllen wissen, daß sie auch anderen unverrückbar als ewiges Denkmal vor Augen ersteht. Die Wahrheit ist von selber nichts. Sie muß der Welt gekündet werden, daß sie als ewig lauterer Quell vor allen Augen sichtbar wird."

Avantino hatte schon einen bestimmten Plan gefaßt und suchte mit der Kraft seiner starken Imagination auch in der Brust des anderen dasselbe plastische Bildnis wachzurufen, das ihm bereits entstanden war.

Als der Kunstmäcen das zweite Mal zum Meister kam, war er fester und bestimmter geworden und gab sich als Graf Klinkström zu erkennen. Wohlwollend klopfte er Avantino auf die Schulter: „Ich weiß, was sie schaffen werden, Meister. Mitten auf dem Marktplatz von Wartburghausen soll sie stehen, die Göttin, die den silbernen Quell der Wahrheit spendet. Ich werde Ihnen die Mittel dazu geben. Aus Marmor soll der Brunnen sein und aller Welt die Wahrheit künden."

Es war ein feierlicher Moment, als in Gegenwart des Fürsten von Wartburghausen, seiner Minister und Hofräte das Zelttuch bei der Einweihung fiel, und die Göttin der Wahrheit zum Himmel ragte, die aus marmornem Kruge den Wasserstrahl in das Becken schüttete, um das ringsherum sieben reizvoll hingestreckte Frauengestalten in schön drapierten, fremdländischen Faltengewändern und frommen Mienen im Rhythmus zueinandergelehnt, den Kreis des Brunnens bildeten. Milde und Güte, Sanftmut und Sehnsucht, Freigebigkeit, Frömmigkeit und Barmherzigkeit waren diese Frauengestalten genannt, die aus eigener Marmorschaale die sprudelnden Silberstrahlen dem Brunnen der Wahrheit spendeten.

Die Frauengestalten waren schön und reizvoll. Das konnte jeder sehen. Aber der Sinn war ein anderer, als die Namen besagten. Avantino hatte den Mann mit dem Marmorgesicht schon richtig verstanden. Die Göttin der Wahrheit war eine schillernde Gauklerin, die aus dunklem Quell das Wasser spendete, das kunstvoll und verborgen aus dem Marmorkruge quoll. Die künstlich drapierten und frisierten Frauengestalten in tändelnder Haltung aber hatten bei näherem Zusehen selbstgefällige, zufrieden lächelnde Gesichter, wie es den süßlichen Vorstellungen konventioneller Anschauung entsprach.

Der Fürst von Wartburghausen mit seinen Ministern und Hofräten waren von dem Denkmal entzückt. Er ließ sich den Meister und seine Gattin vorstellen und zeichnete Don Carino durch eine längere Unterredung aus.

„Man muß etwas für diese Leute tun", befahl er seinen Ministern, und schon bald darauf erhielt Carino in Anbetracht seiner hohen spanischen Abkunft die Ernennung zum Hofrat und den blauen Stern von Wartburghausen, während mit Avantino ein Vertrag geschlossen wurde, wonach jeder Untertan des Fürstentums, der ein Werk des Meisters für

die fürstlichen Museen stiftete, den Pfauenorden des Fürstentums von Wartburghausen am roten Bande erhielt.

— — — — — — — — — — — — —

Von nun an vollzog sich der Aufstieg des Meisters wie in einem Märchen. Im Galopp ging es vorwärts in das Land des blauen Dunstes, wo es Gold und Silber vom Himmel regnete. Sie fuhren zu dritt in einer schwarzen Kutsche mit vier rabenschwarzen Pferden durch die Lande. Wie ein Spuk aus heidnischen Zeiten erschien es dem Wanderer, an dem die schnaubenden Rosse mit Peitschenknall, daß die Funken stoben, in dunkler Nacht vorüberjagten.

Auf dem Bocke saß das graue Männlein, das bei dem Meister geblieben war, in einer nagelneuen Livree, im Wagen selbst der Hofrat in seiner goldstrotzenden Diplomatenuniform, und ihm gegenüber schlicht und einfach der Bildhauer Avantino nebst einem feisten Negerweib mit schräg geschlitzten seltsam leeren Fischaugen.

Hinten aufgebunden am Wagen war der Kasten mit den glitzernden Ordenssternen für die Anhänger der Kunst. Fratzenhafte Nebelgebilde umschwebten wie Dämonen das Gefährt und schoben und halfen, wenn der Weg zu beschwerlich wurde, oder die Achsen des Wagens im Schlamme zu versinken drohten.

Wo sie ein glänzendes, erleuchtetes Haus sahen, machten sie halt und stiegen aus. Manchmal ging dann der Hofrat Carino allein in seiner goldstrotzenden Uniform voraus und erzählte von dem Wundermanne aus dem fernen Süden, der unbekannt durch die Lande fahre mit seinen wundervollen Künsten, mit seiner Menschenliebe und dem zärtlichen Freundesherzen. Manchmal ging auch Avantino allein als schlichter Wanderer in das erleuchtete Haus, und dann erfuhren die Bewohner plötzlich von dem Hofrat, was da für ein Halbgott zu ihnen herabgestiegen war.

Wenn man dann die Gäste aus dem fernen Süden eingeladen hatte, näher zu treten, kamen aus der schwarzen Kutsche auf wunderbare Weise allerlei schöne Sächelchen, aus Ton und Gips geformt oder in Holz geschnitzt, zum Vorschein, die vor den Leuten aufgestellt wurden.

Da waren kleine Modelle von Kronleuchtern, Kaffeekannen mit kunstvoll geformten Hälsen, aus denen der Kaffee sich in gewundenem Strahl in die Tassen ergoß. Da waren auch quadratische und dreieckige Teelöffel, wie man sie nie gesehen, Betten, Stühle, und Tische mit fremdländischen Tierköpfen und Füßen, und dann begann der Meister mit kleinen Stäbchen und Bausteinen diese Einrichtungen mit Häusern und Schlössern und wundervollen Parkanlagen zu umgeben, gerade so, wie die Leute es sich gewünscht und in ihren kühnsten Träumen gesehen hatten. Der Meister selber schien eine kindliche Freude an dem Spiel zu haben und die Umwelt ganz zu vergessen. „Er ist ein großer Künstler," sagten die Leute, „und so von seiner Kunst ergriffen, daß er die Umwelt ganz vergißt." Sie sahen nicht seine lauernden Blicke, und wie er alles ihren Bewegungen und Wünschen abzulauschen verstand.

Wenn dann alles aufgestellt war, und der Meister mit plastischen Worten auf die Menschen einsprach, dann begann erst vor ihren Augen alles wirklich lebendig zu werden, in Farben zu leuchten und Größe und Wirklichkeit anzunehmen. Was waren die Wundermänner der vergangenen Zeiten gegen den Meister Avantino! Simon, der Magier, verstand es, den jungen Leuten Bärte wachsen zu lassen. Cagliostro kannte den Brunnen der ewigen Jugend und erfand das Wasser, das den Busen wölbt. Albertus Magnus ließ vor dem Kaiser Otto einen Rosenstrauch im Schnee des Klostergartens erblühen. Apollonius von Thyana konnte in den Mond schreiben und Seifenblasen in die Luft pusten, die sich zu köstlichen Gläsern und Kristallen wandelten.

Der Meister Avantino übertraf sie alle. Wenn er seine Künste zeigte, dann erhoben sich an Stellen, wo eben noch Schutt und Düngerhaufen gelegen hatten, fremdländische Schlösser in allen Stilarten der Welt, mit den seltensten, geschmackvollsten Möbeln und Gegenständen eingerichtet, mit Bildern und Statuen versehen. Kilometerlange Parkanlagen mit den Bäumen und Gebüschen der entferntesten fremdländischen Zonen wuchsen aus der Erde, Glashäuser in allen Farben standen darin, Brunnen sprudelten in blauen und roten Farben. Der Park wurde lebendig von ägyptischen, nubischen und chinesischen Götter- und Menschengestalten. In wundervollen Kurven zogen sich die Wege, fremdländische warme Lüfte, exotische Düfte durchfluteten die Gänge. Ein Wachsen und Rauschen war überall. Menschen bewegten sich dazwischen, die erst ganz klein und schattenhaft waren, und dann immer lebendiger und größer wurden, bis die Zuschauer ihr eigenes lebensgroßes Ebenbild wieder erkannten, das leibhaftig außer ihnen wandelte, — bis sie sich verwundert an die Stirn faßten und aus dem Reiche des Wunsches und des Traumes wieder zur Wirklichkeit erwachten und dann sahen, daß es zunächst nur Zeichnungen, Pläne und kühne Projekte des fremden Meisters waren.

„Das sind alles recht hübsche Spielereien", sagten die Leute, wenn sie sich von ihrer Verwunderung erholt hatten. „Könnt Ihr das alles aber auch in die Wirklichkeit setzen? Könnt Ihr Häuser bauen, daß man darin wohnen kann und Gärten, darin zu wandeln?"

„Das haben wir auf hohen Schulen in fremden Ländern gelernt", sagten die Wundermänner.

„Ja, dann müßt Ihr bei uns bleiben", erklärten die beglückten Leute, „und uns Eurer Künste teilhaftig werden lassen."

Ach, wurde das dann jedesmal eine herzliche, rührende Freundschaft. Dann kam auch die Negerin aus dem

Wagen mit herein, aber sie war dann gar keine Negerin mehr, sondern die entzückende, kluge Frau des Meisters.

Da feierte man Feste, daß die Geländer brachen von dem üppigen Geranke der Rosen. Da hielt man unendliche Gespräche über Kunst und Künstler, da schaute man verzückt in den Mond und die Sterne, und langsam begannen sich auch die Pforten der Seele zu öffnen, bis die Herzen sich gefunden hatten, bis man sich mit feuchten Augen der gegenseitigen Rührung in den Armen lag.

„Für unsere Freunde tun wir alles", sagte das fremdländische Kleeblatt. „Mit unseren Freunden teilen wir das letzte Hemd, denn wir haben mit ihnen nur eine Seele."

Inzwischen hatte der Meister angefangen, seine Pläne und Projekte in die Tat umzusetzen. Schriftstücke wurden gewechselt, Verträge und Urkunden unterschrieben, auf denen unbekannte Zeichen, Dreiecke und Quadrate, Tettagramme und Hexagramme zu sehen waren, in die sich die Auftraggeber immer tiefer verstrickten, bis sie selbst nicht mehr wußten, was sie alles versprochen und unterschrieben hatten.

Mit Unruhe und Sorge sahen sie die flinken Geister im Hause hantieren. Ein leichtes Grauen kam sie manchmal an, wenn sie alles bedachten, was noch werden und entstehen sollte. Aber je größer die Widerstände und Schwierigkeiten waren, desto größer wurde auch der Glaube an ihre eigene hohe Aufgabe, der erst die Nachwelt das gerechte Urteil sprechen würde.

Wenn dann die Zeit gekommen und die Wundermänner sahen, daß nun nichts mehr zu holen war oder sich dunkle Hände regten, wie sie sagten, die das schöne Spiel zu stören drohten, wenn Unglück oder Katastrophen über die Familien der Gastgeber hereinbrachen, dann fuhr die schwarze Karosse wieder vor und brachte sie rasch zu anderen fetten Weiden.

4. KAPITEL: DIE MEM-STADT.

Die schwarze Karosse war immer noch weiter nach Norden gefahren, bis schließlich in die Hauptstadt des ehemaligen Kaiserreiches Cimbronien, wo sie vor dem Hause eines kunstbegeisterten und reichen Mannes halten blieb, der vom Meister durch den Hofrat Carino Kunde erhalten und Avantino gebeten hatte, ihn seiner Künste teilhaftig werden zu lassen.

Dieser kunstbegeisterte Mann war der Gold-Millionär und Konditor Krümelmann. Herr Krümelmann erschien in der Tat zum mindesten in seinem Fache auch als eine Art Zauberkünstler.

Unter seinen geschickten Fingern wurde das Gebäck und Zuckerwerk immer knuspriger und lockerer, sodaß der Ruhm seiner Torten schon weit über die Grenzen der Hauptstadt gedrungen war. Mit der Zeit wuchs auch der Schornstein seines Backhauses immer höher und die Front immer breiter.

Krümelmann hatte zu allem auch noch Schönheitssinn. Nicht nur, daß er auf die Form seiner Torten, auf schöne Verpackungen und Reklamebilder Wert legte, auch zwischen und an den Wänden seines Hauses sproß langsam die Blüte der Kunst. Hier wurde ein kleines Relief angelegt, dort ein kleiner Hausbrunnen oder eine Skulptur aufgestellt, und blaue, grüne und rote Lichter begannen in seinem Hause zu leuchten, die durch Fenster mit bunten Glasmalereien vielfarbig durch die Scheiben drangen. Die Kunst in seinem Hause war schon recht geschmackvoll, aber doch noch bescheiden, sie ließ noch nicht im Entferntesten ahnen, zu welchen hohen Dingen der Konditor noch berufen werden sollte.

Da hatten sich eines Tages der Meister Avantino und Krümelmann gefunden. Eigentlich waren sie sich selber nicht klar darüber, wer den anderen entdeckt hatte, wie sich Krümelmann auch später nie recht klar darüber wurde, wer von dem anderen mehr Förderung erhielt. Es schien, als ob der Zug des Schicksals sie zusammengeführt hätte.

Nur wenige Tage weilte der Meister mit seiner Gattin in dem Hause Krümelmanns und bereits war ein rauschendes Blühen und Wachsen innerhalb der Mauern des Hauses zu spüren.

Avantino ging stets von dem Einfachen, Gegebenen aus. Er fing an, für Krümelmann neue Formen von Torten und Kringeln zu erfinden in Gestalt der ägyptischen, stilisierten Lotosblume oder altägyptischer Tiere und Götterbilder. Überhaupt hatte der Meister für Krümelmann die altägyptische Stilform als die dessen innerstem Wesen am meisten entsprechende gewählt und angefangen, überall im Hause die Gebrauchs- und Wohnungsgegenstände teils ägyptisch umzuformen, teils neu zu erfinden. Da waren schon Betten mit ägyptischen Sphinxklauen zu sehen, Tische und Stühle mit ägyptischen Symbolen und Inschriften, ägyptische Vasen und Kuchenschalen, alles vom Meister neu erfunden.

Schließlich hatte Avantino Krümelmann selber als alten Ägypter porträtiert mit kahlem Kopfe, nacktem Oberkörper und weißem Lendenschurze in der Maske der auf die Nachwelt überkommenen Statue des altägyptischen Patriziers Pimpamsenit, von dem die Sage geht, daß er ein berühmter altägyptischer Konditor von hohen Verdiensten gewesen sei.

Aber noch Größeres, Gewaltigeres hatte der Meister mit dem Konditor Krümelmann vor, nachdem dieser sich das ägyptische Stilgefühl mehr und mehr angeeignet und im Eingehen auf die Ideen Avantinos bereits beträchtliche Proben seines hohen Talents gegeben hatte.

Eines Tages erschien der Meister mit einem großen Gipsmodell, das er vor Krümelmann auf den Tisch stellte.

„Was ist das Meister?" fragte Krümelmann. „Welch neues Kunstwerk hat Ihr Genie ersonnen?"

„Es ist allerdings ein Kunstwerk ganz besonderer Art", entgegnete Avantino geheimnisvoll, „aber es ist mehr noch als das, es ist das Modell zu einem gewaltigen Backhaus, das Sie bauen werden, eine Kuchenfabrik im altägyptischen Stile von einer Ausgedehntheit, die ganze Welt mit Kuchen zu versorgen. Ja, eigentlich ist es nicht nur eine Kuchenfabrik, sondern eine ganze Stadt, eine Stadt mit Lagerräumen und Wohnhäusern, mit Repräsentationsgebäuden, Theatern und Kinos und manchem anderen noch, die Welt in Erstaunen zu setzen. MEM-Stadt soll sie heißen, und nicht nur Kuchen und Torten werden von dieser Stadt in die ganze Welt ihren Weg nehmen, sondern auch die Kunst, die heilige Kunst, wird nicht mehr nach Brot zu gehen brauchen, sondern eine Heimstätte haben, wo sie Kuchen ißt. Künstler und Dichter, Maler und Bildhauer werden an diesem Werke schaffen und eine Gemeinschaft der Geistigen sammeln, wie sie noch niemals auf Erden gewesen ist. Es ist ein heiliges Werk, ein unsterbliches Werk, das unsere armselige Zeit noch in Hunderten, ja Tausenden von Jahren überleben wird.

Der Meister entwickelte eine immer stärkere Beredsamkeit, und als er nun auf die Schilderungen im einzelnen einging, siehe da begann vor den staunenden Augen Krümelmanns das altägyptische Memphis wieder aufzuleben, in eine Kuchenfabrik umgewandelt und mitten in das Treiben einer modernen Großstadt verpflanzt:

Vor dem Ganzen stand die altägyptische MEM-Säule, die noch höher als der Turm von Babel werden sollte und deren Kuppel ein kolossaler schokoladenfarbener Mohrenkopf krönte. Hinter der Säule erhob sich terrassenförmig ansteigend die eigentliche Fabrik mit mächtigen Lagerhäusern, deren hohe, schöngerundete, kirchenähnliche Fenster

auf den Kanal schauten, wo an gewaltigen Hebebäumen die Rohstoffe aus aller Herren Länder herangeschafft werden sollten. Die Maschinenhallen sahen wie gotische Kirchen aus, und dazwischen standen Pyramiden, vor denen Figuren mit Löwen- und Sphinxköpfen zu sehen waren, die Kuchen und Kringel aus der Krümelmannschen Konditorei im Maule hatten. Da gab es Portale, in die man mit Ehrfurcht und Schauern wie in einen ägyptischen Tempel hineinging, und in einem dieser Tempel stand ein schwarzer Altar aus Marmor, auf dem sollten stets die frischen Torten auf goldenen Tellern zur Schau gestellt werden, darunter eine ganz neue Sorte von Kuchen, die sogenannte MEM-Torte, die der Meister eigenhändig zu diesem Zwecke erfunden hatte.

„Sie aber werden der Mann sein“, fuhr der Meister in glühender Beredsamkeit fort, „dem die Nachwelt dieses Wunderwerk zu danken hat. Sie werden berühmt werden, wie der Erbauer der Pyramiden, und als ein Wohltäter der Menschheit in ewigen Zeiten gepriesen werden.“

„Es ist ganz fabelhaft, ganz märchenhaft“, stammelte Krümelmann, auf dessen Antlitz sich des Zweifels Blässe zeigte, „aber sagen Sie bitte, Meister, welche Summen wird dieses Werk verschlingen?“

„Netto hundert Goldmillionen“, antwortete nebensächlich der Meister, „aber das spielt überhaupt keine Rolle, denn dieses Werk wird selbständig für die Millionen werben. Sie werden es sehen, die Millionen kommen ganz von selber angewandelt, man wird Ihnen das Geld geradezu aufdrängen, es ist die Idee, die für sich selber wirbt.“

Krümelmann schien von der Größe des Projektes erschüttert, aber da er auch ein Mann des praktischen Lebens war, so hatte er doch einige Zweifel an der Möglichkeit des Phänomens, der sich ganz von selbst darbietenden Millionen.

Avantino sah, daß er nicht so leichtes Spiel hatte wie sonst. Er mußte noch weiter ausholen um die Einbildungskraft seines künftigen Bauherrn noch stärker zu entzünden.

Ruhig und behäbig ließ er sich auf einen Sessel nieder und begann mit leiser, fast einschläfernder Stimme:

„Alle Menschen, die Großes vollbrachten, hatten mit dem Unverstand ihrer Mitmenschen zu rechnen. Es ist das Zeichen hohen Berufenseins, daß, je heftiger und stärker die Widerstände, desto mächtiger der eigene Wille sich Bahn bricht. Der Wille eines Menschen kann auf Jahrtausende wirken. Denken Sie nur, daß Columbus kurz vor dem Ziele umgekehrt wäre, und die Welt hätte ein anderes Gesicht bekommen. Glauben Sie, daß die Pyramiden gebaut wären, wenn man auf die Worte der Kleingläubigen und Zweifler gehört hätte? Glauben Sie, daß sich nicht tausend Gründe gefunden hätten, die den Bau unmöglich erscheinen ließen? Als die Pyramide des Cheops, die sich der Pharao zum ewigen Gedächtnis erbauen ließ, erst zur Hälfte fertiggestellt war, da gingen dem König Cheops die Geldmittel aus. Das Heer der Tausende von nubischen Gefangenen revoltierte, die Priester des Ptah-Gottes murrten über die Verschwendung des Geldes, das ihren Opferstätten entzogen wurde. Es schien, als ob das Werk für immer unvollendet bleiben müßte, da war es ein ideal gesinnter Untertan des Pharao zu Memphis, der die Mittel gab, die große Cheops-Pyramide zu vollenden. Es war der altägyptische Konditor Pimpamsenit.

Niemals wieder hat sich die Kunst der Bäckerei zu so hoher Blüte entwickelt, wie zur Zeit des Königs Cheops. Es lag an der natürlichen Beschaffenheit des Bodens, an den fruchtbaren Überschwemmungen des Niltals, es lag an den ungeheuren Verbindungen des altägyptischen Weltreichs, dessen Karawanenzüge tief aus dem Innern Afrikas die köstlichsten Früchte und Gewürze herzuschaffen vermochten,

daß im Niltale das Gewerbe des Konditors sich zu einer Blüte entfaltete, wie sie bisher niemals wieder erreicht wurde.

Aus den kleinen Anfängen einer niedrigen altägyptischen Backstube mit rohen tönernen Wänden hatte sich Pimpamsenit im Laufe der Jahrzehnte zu einem Herrscher entwickelt, dessen Bananen- und Ananaskarawanen bis tief in das Herz Afrikas drangen, und dessen Rosinen- und Korinthenschiffe mit den hochgeschwungenen ägyptischen Schiffsschnäbeln und dem Bilde des Kuchengottes Hoh-toh-poh im Segel überall an den Küsten Griechenlands und Kleinasiens schwammen. Er war der reichste und mächtigste Mann nach dem König, weshalb aus jener Zeit die altägyptische Sage lehrt, daß der liebe Gott ein Kuchenbäcker gewesen und diese Welt nichts anderes sei als ein ungeheuer großer Kuchen, aus dem man nur die Rosinen und Korinthen herauszufinden verstehen muß.

Woher ich das alles weiß?" unterbrach sich der Bildhauer, „nun, man hat in der Cheops-Säule eine Statue gefunden, die ganz offenbar nicht die des Königs ist, denn es fehlt ihr der königliche Kopfschmuck, die Sphinxhaube des Pharao.

Da aber sonst in den Pyramiden nur Mitglieder des Königshauses beigesetzt zu werden pflegten, geht man nicht fehl, wenn man annimmt, daß diese Statue die eines Mannes gewesen ist, der sich hohe Verdienste um das königliche Haus erworben hat, ja wahrscheinlich der eigentliche Erbauer der Cheops-Pyramide gewesen ist.

Man hat später Reliefs mit Inschriften gefunden, die in der Tat den Zusammenhang der Dinge bestätigen. Es ist mir ein sehr genaues Abbild der Statue jenes Pimpamsenit zugänglich geworden und eine gewisse Ähnlichkeit der Form des Kopfes, ja selbst der Gesichtszüge, dazu die Ähnlichkeit des Schicksals haben mich veranlaßt, von Ihnen, Herr Krümelmann, jene Statue in der Maske des altägyptischen Konditors Pimpamsenit anzufertigen."

Der Sprechende wies auf die Bronzestatue im Hintergrunde des Zimmers, vor der Krümelmann zweifelnd und nachdenklich stand.

Es war ihm ganz eigen zu Mute geworden, Gegenwart und Vergangenheit schienen sich seltsam in seinem Bewußtsein verschieben zu wollen.

Aus allen Ecken des Zimmers sahen ihn ägyptisch geformte Dinge und Statuen an, er wußte nicht mehr, wo er sich eigentlich befand, und wer er eigentlich selber war. Die Sprechweise des Meisters hatte ihn in einen sonderbaren Zustand versetzt.

Es ward ihm plötzlich eine Vision. Er sah einen braungebrannten Ägypter in einem weißen Faltengewande mit geflochtenem blauschwarzen Haar, der nachdenklich über die Diele des Hauses schritt.

Aber es war nicht mehr die seiner eigenen Villa, sondern der Marmorboden eines ägyptischen Palastes, mit kunstvollen Darstellungen der Jagd und des Fischfangs auf dem Nil. Es war nicht die Wärme der Dampfheizung, die das Zimmer erfüllte, sondern die Schwüle des dunkelblauen mit Sternen vergoldeten ägyptischen Himmelszeltes, zu dem die Decke des Zimmers sich dehnte, während taktmäßig vom Nil der Ruderschlag der nubischen Sklaven herüberdrang, und ein Flötenbläser sein eintöniges Lied durch die Nacht erklingen ließ.

Das Rauschen der Ventilatoren war das ferne Rauschen von Palmen und das Plätschern der Fluten des Nils.

Vor dem Doppelgänger Krümelmanns aber saß nicht mehr Avantino, sondern der Großvesir des Königs Cheops, ein vierschrötiger behäbiger Mann mit einem langen Barte, dessen hohe Würde an dem breiten, mit kostbaren Steinen verzierten Kragen erkenntlich war.

Der Großvesir hatte ein Handschreiben des Königs Cheops vor sich liegen, das die Ernennung zum Königlich

Ägyptischen Hofkonditor enthielt und zugleich die goldene Isismedaille, die höchste ägyptische Auszeichnung für Kunst und Wissenschaft, in Aussicht stellte, wenn dem König Cheops hundert Millionen Goldringe zum Bau der Cheops-Pyramide vorgestreckt wurden.

Ein magisches Leuchten und Flimmern war in dem Zimmer, ein Rauschen und Raunen. Ein Wunder war geschehen. Die Verbindungsbrücke über vier Jahrtausende hinweg war geschlagen. Der ägyptische Kuchenbäcker aus der Zeit des Cheops und der Konditor des 20. Jahrhunderts reichten sich die Hände.

Krümelmann erwachte aus der Vision zur Wirklichkeit. Der Meister saß noch immer im Sessel vor ihm und bestrahlte ihn mit den sympathischen Blicken seiner Augen.

Da kam es wie eine heilige Begeisterung über den Konditor. Etwas Hoheitsvolles, Mäjestätisches lag in dem Zurückbeugen seines Hauptes, als er in die dargebotene Hand des Meisters einschlug und mit lauthinschallender Stimme die bedeutsamen Worte sprach: „Die heilige Stadt, ich werde sie bauen."

Mit einem tief in die Seele dringenden zärtlich gefühlvollen Augenaufschlage hatte sich der Bildhauer Avantino leise entfernt.

— — — — — — — — — — — — —

Nur wenige Augenblicke später saß nicht mehr der Bildhauer Avantino, sondern der Zauberer Kukuma in seinem mit schwarzem Tuche ausgeschlagenen, kleinen fensterlosen Kabinett, wieder im Studium des altägyptischen Buches vertieft.

Phantastische Schatten lösten sich von den mit kabbalistischen Zeichen bedeckten Wänden und umtanzten die Gestalt des Zauberers, der vor einem altarähnlichen Aufbau bei flackerndem Kerzenlichte saß.

Neben ihm lehnte eine sonderbare Gliederpuppe, wie sich ähnliche noch eine ganze Anzahl in den Ecken und Winkeln des Kabinettes befanden.

Es war die Zauberpuppe, die Kukuma nach Krümelmann gebildet hatte, vermittelst der er mit dem Abwesenden auf unsichtbarem Plane zu verkehren pflegte.

Von Zeit zu Zeit sprach er der Puppe Worte vor, die der Eitelkeit und Ruhmsucht Krümelmanns schmeicheln sollten, und antwortete dann selbst mit verstellter Stimme, wobei er die Puppe Stellungen einnehmen und Gesten ausführen ließ, die den gewünschten Antworten entsprachen.

Auf diese Weise verstand er es, einen magischen Rapport mit seinen Auftraggebern herzustellen und allmählich auf dem unsichtbaren Plane ein Phantom erstehen zu lassen, das immer lebendiger wurde, immer gefügiger seinen Wünschen, während der wirkliche Träger des Phantoms immer unselbständiger und willenloser hinzuschwinden drohte.

So unfaßbar Kukuma diese Wechselwirkung auch anfangs selber erschienen war, so hatte er doch die sichere Erfahrung gemacht, daß je häufiger er mit der Zauberpuppe übte, desto sicherer und bestimmter das nächste Mal sein eigenes Auftreten wurde und um so geringer der Widerstand, den man seinen Plänen entgegenzusetzen vermochte.

Es kam auf die feine Nervenbeschaffenheit und Empfänglichkeit jener magisch Beeinflußten und auf die wachsende Stärke der eigenen magnetischen Kräfte an.

Hatte er bisher die Puppen nur zwingen können, das Gold aus dem Kasten zu heben mit dem ganz realen klingenden Erfolge, daß das Gold sich in seiner eigenen Kassette vermehrte, in der seiner Gönner aber verminderte, so glaubte er jetzt in Krümelmann eine Persönlichkeit gefunden zu haben, an der er schon höhere Künste üben konnte. An diesem Abend hatte er die Samenkörner zu dem was werden sollte gelegt. Es galt jetzt, die Saat zu hüten und das Feld zu düngen.

Vor ihm aufgeschlagen lag das Kapitel des altägyptischen Buches von der Überbrückung der Jahrtausende, das in der umgekehrten Anwendung des ursprünglichen Textes nichts anderes als die Rückentwickelung der Menschheit anstrebte.

Es galt die gewaltige Idee nun auch dem Bewußtsein größerer Kreise zu vermitteln, damit den sich von außen bietenden Widerständen von vornherein die Schärfe genommen wurde.

Der Zauberer entwarf zu diesem Zwecke Zeichnungen, für die ihm wiederum das ägyptische Buch als Vorlage diente.

Unter seinen geschickten Fingern entstanden mit ungewöhnlicher Schnelligkeit sonderbare Kuppeln und Säulen mit Tiergesichtern, oder auch ein Dreigestell mit einem Opferkuchen, dem sich eine kleine Schlange näherte, und immer waren die Ecken und Ränder der Zeichnungen von denselben rätselhaften Strahlenbündeln und Pfeilen, Kreisen und Dreiecken umrahmt.

Diese Zeichnungen sollten an Litfaßsäulen angeschlagen werden, als Reklamebilder auf Packungen oder bei ähnlichen Gelegenheiten dienen.

Kukuma wußte wohl, daß die Menschen seine Zeichnungen nicht gleich zu deuten verstanden, aber in ihrem Unterbewußtsein hafteten sie darum um so stärker, und wenn die Menschen dann später von dem gewaltigen Projekte erfuhren, so war der magische Kontakt geschlossen und der Grund gelegt, auf dem die Propaganda im verstärkten Maße einsetzen konnte.

Immer neue Gedanken und Ideen strömten Kukuma zu, während er sich auf seinem Sitz nach hinten lehnte und den Stimmen der schwarzen koboldartigen Schatten lauschte, die ihn von allen Seiten umschwebten.

Eine neue Mode sollte erfunden werden, MEM-Hüte sollten entstehen, MEM-Kravatten, MEM-Schirme und

-Kleider. MEM-Feste sollten gefeiert und eine MEM-Sprache begründet werden. Carino mußte für das Übrige sorgen, mußte Architekten und Kritiker gewinnen, ägyptische Artikel schreiben, Zeitungen und Kunstzeitschriften bearbeiten, bis sich endlich die große Gemeinschaft zusammenfügte, und das gewaltige Projekt in sichtbare Erscheinung trat, das gewaltige Werk, das ihm Gold und Macht und schöne Frauen zu Füßen legen sollte.

Ein wildes Machtgefühl schwellte die Brust des Zauberkundigen. Er hielt mit dem Zeichnen inne, um sich einen Augenblick den Triumph und Erfolg des geglückten Werkes vorzustellen.

Ihm gegenüber in der Wand des Zimmers befand sich ein Spiegel, vor dem er seine magische Andacht zu beschließen pflegte, indem er sich befleißigte, eine edelmütige Haltung einzunehmen oder auswendig gelernte Reden edler Menschenfreunde zu halten, um bei seinen schwierigen Unternehmungen seinen Augen den entsprechenden Ausdruck zu geben.

Er fuhr heftig zusammen, denn er sah mit Schrecken, daß ihm die Eitelkeit, die älteste Tochter des Satans, mit äffischer Fratze über die Schulter grinste und die Habsucht und Wollust verkrampften Angesichtes sich seines Spiegelbildes bemächtigen wollten.

Es war sonderbar, daß ihn die Anfängerkunst des beherrschten Mienenspieles noch immer leicht im Stiche ließ, aber er besaß für alle Fälle eine blaue Brille, die seine Züge jedermann verbarg.

5. KAPITEL: FROSCHWEILER.

Im Westen Cimbroniens, abseits der großen Heerstraße, schon fast an der Grenze des Landes, liegt wie eine wunderbare kleine Oase, wo die Blumen leuchtender sprießen, die Bäume üppiger wachsen und Tiere und Menschen den Zusammenhang mit der Natur noch nicht verloren haben, ein idyllisches Dorf, das sich Froschweiler nennt.

Die Wiesen und Weiher dieser Gegend werden von unzähligen Fröschen bevölkert, die ihrerseits wieder die Ursache dafür sind, daß die grünbemoosten Strohdächer der Bauernhäuser eine große Menge von Störchen beherbergen, da man wohl schwerlich annehmen darf, daß umgekehrt die Anwesenheit der langbeinigen Dachbewohner die Frösche veranlaßt hätte, sich besonders zahlreich in der Gegend anzusiedeln.

Jenseits der hohen hölzernen Brücke, die phantastisch und schwerfällig, wie ein verhutzeltes altes Bauernweib auf Stelzen, über der rotgrundigen Würre ragt, umfängt den Wanderer unvermutet das gelbe Wasserrosenmärchen, das zwischen Erlen und Weiden versteckt inmitten der hohen Wiesen und schilfbedeckten Ufer schlummert.

Von der Brücke ist das Dorf schon deutlich zu erkennen mit seinen kleinen Bauerngärten, in denen die Sonnenblumen über die Dächer leuchten und die Äste der Obstbäume sich schwer auf die niedrigen Häuser legen, während aus den verräucherten Toreinfahrten der Geruch des gebrannten Torfes dem Wanderer in die Nase steigt und das Geschrei der schnatternden Enten, vermischt mit dem Blöken der Rinder, aus Nähe und Ferne hörbar wird.

— — — — — — — — — — — — —

Ein schöner goldgelber Sommertag lag über der Froschweiler Landschaft. Die Erlen und Weiden warfen schon längliche violette Schatten über den Fluß, in dessen Wellen sich die Spitzen der wogenden Blumen und Wiesen spiegelten und sich die Silhouette eines einsamen Storches zeigte, der gravitätisch wie ein verwunschener Prinz einherstolzierte.

Der Herrscher der Wiesen schien keine Scheu zu haben vor der harmlosen Gesellschaft von Menschenkindern, die aus einer Anzahl malender Männlein und Weiblein bestand, die in kurzen Abständen am Ufer des Flusses verteilt waren.

Auf der Würre trieb in nächster Nähe ein Kahn, in dem sich mehrere junge Mädchen befanden, deren helles Lachen und Singen schon von weitem herüberschallte. Es waren die Töchter des Malers Kritzelberg, der zu den ältesten Ansiedlern des Dorfes gehörte und dessen Haus den Mittelpunkt für die kleine Froschweiler Künstlergemeinde abgab, die sich hier seit einiger Zeit zusammengefunden hatte.

Während der Alte fast niemals das Haus zu verlassen pflegte, schweiften die Töchter um so freier Tag für Tag mit ihren bunt bebänderten Guitarren in die Gegend hinaus, um zu zeichnen oder zu malen oder auch nur um zu singen und Kränze zu winden.

Der alte Kritzelberg besaß eine so große Anzahl Töchter, daß man immer wieder eine vergaß, wenn man sie sich alle zugleich vorstellen wollte. Sie gaben eine seltsame Mischung von Wandervogel, Blaustrumpf und Schwabing ab, indem jede einzelne einen stärkeren Einschlag nach der einen oder anderen Seite aufzuweisen hatte.

Nur die jüngste der Mädchen, die Lilly, mit den feinen, biegsamen Gliedern und dem gleich einer antiken Gemme geschnittenen Profil, erschien wie ein fremder, seltener Vogel, der sich aus fernen südlichen Ländern in die bäurischen Storchennester verirrt hatte.

Sie saß still und fremd in dem Boote, das jetzt mit dem Strome hinabgeglitten kam, und schaute in den Spiegel des Flusses, aus dem ihr rätselhaftes, von kindlichen Zöpfen umrahmtes Antlitz mit tiefen Augen wie Narzissen widerleuchtete. Sie blieb auch teilnahmslos sitzen, während die Schwestern mit einigen Ruderschlägen das Boot zum Ufer lenkten.

Die Mädchen suchten den Maler Fiedler, der sie sonst auf ihren Fahrten zu begleiten pflegte, der sich aber in den letzten Tagen seltener machte, seitdem er mit einer jungen Malerin Freundschaft geschlossen hatte, die seit kurzer Zeit im Orte weilte.

Fiedler war nicht an der gewohnten Stelle. Statt seiner saß dort der berühmte Maler Siedentopf und verspritzte Berge von Farbtuben auf der gewaltigen Leinwand. Er starrte die Fragenden nur kurz aus seinen scharfen eulenartigen Augen an und knurrte etwas in seinen blauschwarzen Bart, das nicht zu verstehen war.

Etwas weiter den Fluß hinab saßen ein paar weibliche Gestalten in weißen Malkitteln, das nächste Ziel der Suchenden. Es waren zwei ältere Malerinnen, bei denen Eva, Fiedlers neue Freundin, die zu einer der beiden in einem verwandtschaftlichen Verhältnis stand, seit einigen Tagen weilte. Aber auch hier war der Gesuchte nicht zu finden, und niemand wußte, wo Eva stecken mochte, die schon am frühen Nachmittag mit ihren Malgerätschaften das Haus verlassen hatte.

Die Töchter Kritzelbergs bestiegen wieder das Boot, das gleich darauf unter Gesang und Guitarrengeklimper den Fluß hinabglitt, bis es hinter einer kleinen Insel den Blicken der Zurückbleibenden entschwand.

Die Insassen des Bootes ahnten nicht, daß der Gesuchte mit Eva, in dem dichten Gewirr der Erlenwurzeln und Weiden versteckt, auf dieser Insel vor der Staffelei bei

der Arbeit saß. Die Verborgenen hatten die Vorüberfahrenden wohl bemerkt, aber wie auf gemeinsame Verabredung rührten sie sich nicht und ließen das Boot vorübergleiten.

Der Maler Fiedler schien mit seinen Gedanken nicht ganz bei der Arbeit zu sein. Er blickte immer häufiger von seiner Staffelei zu dem frischen, blonden Mädchen hinüber, deren einfaches weißes Kleid sich um einen vollen, festen Körper schloß. Die grauen, etwas verschleierten Augen blickten noch unwissend, aber neugierig, ohne etwas länger festzuhalten, in die Welt. Etwas Männliches lag in ihrem Wesen, der harten, vorspringenden Stirn und dem stark ausgeprägten Kinn, das aber durch die volle weiche Rundung der Wangen gemildert wurde. Etwas Prüdes, Stolzes stand in ihrem Gesichte, das der weiche Mund wieder Lügen strafte, um dessen kirschrote Lippen manchmal ein fast haltlos sinnlicher Zug verstohlen und flüchtig spielte. Eva barg Gegensätze in sich, die schwer zu vereinigen waren. Auch ein ungeübter Beobachter hätte das bald erkennen können. Ihre Natur war schlicht und einfach, dennoch war auch etwas Listiges in ihren Augen, das von der Art der Schlange zeugte.

Der Maler war noch schwerer zu enträtseln. In seinen Bewegungen lag eine schwerfällige Ungeschicklichkeit, wie sie Menschen haben, deren Rhythmus nicht auf die äußere Beweglichkeit, sondern auf die Tätigkeit der Gedanken eingestellt ist. Seine kräftige Statur schien von robustem, widerstandsfähigem Körper zu zeugen, dennoch verrieten die Blässe des Gesichts und die hin und wieder blitzschnellen Bewegungen eine große Sensibilität und Reizbarkeit des Gemütes. Es war sonst nichts Bedeutendes oder Auffallendes an ihm zu bemerken. Er hatte keine leuchtenden Augen, keine wilden Künstlerlocken, keine auffällig hohe Stirn, keinerlei imponierende Haltung. Nur in der Symmetrie des Schädels, in dem lange und stetig festhaltenden Blicke der Augen lagen für den schärferen Beobachter

genügend Merkmale, um zu erkennen, daß diese fast naiven hellblauen Augen ein selbständig geschautes und durchdachtes Weltbild in sich trugen und Dinge wahrzunehmen vermochten, die für die meisten Menschen nicht vorhanden waren.

Seiner Unruhe nachgebend, war der Maler zu Eva hinübergegangen und besah sich ihre Arbeit.

Die Skizze auf der Staffelei verriet nur wenig Eigenart. Eva verstand es wohl einen Ausschnitt der Natur einigermaßen wiederzugeben, sie ahnte aber nicht, daß Malerei keine Wiedergabe des Gesehenen ist, sondern schöpferische Tat. Fiedler wußte längst, daß die geistigen Eigenschaften Evas nicht bedeutend waren. Wie kam es eigentlich, daß er sich dennoch immer mehr zu ihr hingezogen fühlte, daß ihn jedesmal eine ruhige Zufriedenheit überkam, wenn er in ihrer Nähe weilte?

Ihre einfache und zugleich kindliche Natur war es, die ihn anzog, und die in ihrer Ursprünglichkeit ihm etwas Rätselhaftes bot. Es lockte manchmal aus ihren grauen verschleierten Augen abgrundtief. Sie hatte starke Instinkte, aber die Erkenntnis von Gut und Böse schwankte federleicht auf unsicherer Wage. Ein Kobold, dachte der Maler, wie er sie sitzen sah in dem hohen Schilfgrase inmitten der leuchtend gelben Blumen — ein Kobold in dem Körper eines vollerblühten Weibes.

Er starrte wie abwesend auf das kleine Blumenfeld der Insel mit den gelben und roten Blumen inmitten der sich leise im Rhythmus wiegenden Gräser. Wo hatte er doch dieses alles schon einmal erlebt? Wo hatte er diese Wiese doch schon einmal gesehen? In der Erinnerung haftend hinter den tausend und abertausend wechselnden Bildern, die es im wachen Bewußtsein verblassen gemacht, dennoch unvergeßlich im Schreine der Erinnerung zurückgeblieben, durch irgend eine unbeschreibliche Ähnlichkeit und unentwirrbare Verbindung der Ideengänge geweckt, tauchte es plötzlich wieder

in das wache Bewußtsein zurück — das Bild, das er suchte: jene Wiese, die er gesehen, als sie ihn zum ersten Male mit hinausgenommen hatten in die Landschaft, — die blumige Wiese der Kindheit mit den gelben Primeln und dem rotleuchtenden Tausendgüldenkraut, in die er voll Entzücken hineingelaufen war, bis er in den wogenden Wellen der Wiese zu versinken drohte.

Hatte er nicht auch damals schon den lockenden Kobold gesehen, der ihn plötzlich zwischen den hohen Gräsern mit rätselhaften Augen angestarrt und ihn immer weiter in das Unbekannte, in die blaue Ferne gezogen hatte?

Es war ihm, als erinnerte er sich wieder, als schaute ihn wieder jener Kobold aus den Augen des Mädchens an, das lebensfrisch und blühend vor ihm saß. Er hatte leise die Hand Evas gefaßt und suchte sie an sich zu ziehen.

Da schlang sie plötzlich ihre Arme um seinen Hals und ließ sich ohne Widerstreben küssen.

„Warum hast du mich gern?" fragte sie leise.

„Weil du einfach bist, wie die Natur", flüsterte Fiedler und küßte sie wieder und wieder. Ein seliges Entzücken durchströmte ihn. Mit Gier trank er ihren berauschenden köstlichen Atem, der wie ein unerschöpflicher belebender Strahl von ihrem Munde ging und ihn mit wunderbaren Kräften erfüllte.

Und dann saßen sie dicht beisammen, sahen dem Spiel der blauen Libellen zu, hörten auf das Plätschern des Flusses und erzählten sich, wie Liebende erzählen, denen die Worte von selbst vom Munde fließen, und denen Zeit und Raum nicht mehr Beschwerde werden.

— — — — — — — — — — — — —

Die Sonne war schon im Untergehen, als Eva und Fiedler aus ihrem Rausche erwachten und sich der Wirklichkeit wieder bewußt wurden. Von den Töchtern

Kritzelbergs war nichts mehr zu hören und zu sehen. Die Sensen der Mäher waren längst verstummt und die Störche von den Wiesen und Feldern schon vorzeitig in ihre Nester zurückgekehrt. Ganz still und lautlos war es in der Natur geworden. Am Horizonte ballten sich Wolken zusammen, die ein nahendes Unwetter ankündigten.

Fiedler packte die Gerätschaften rasch zusammen und kettete das Boot vom Baume los, das langsam mit seiner Last stromabwärts zu gleiten begann.

Die Dämmerung sank rasch hernieder, Wetterleuchten zuckte am Himmel, und Donnergrollen rollte in der Ferne. Die Spiegelung im Flusse war trübe geworden. Es zitterte und schwankte dort alles auf dem Grunde, es wich und floh. Ein Windstoß war über die Fläche gefahren. Statt des bunten Bildes drohten verzerrte, höhnische Fratzen im trüberen Spiegel. Sie wurden größer, dehnten sich bis zu den Ufern und quollen über die Ränder. Dunkle Schatten huschten auf dem Wasser, zwischen den Bäumen kroch es hervor und reckte sich mit ungeheuren Fingern nach dem Boote. Die ersten Donnerschläge krachten. Es pfiff und sauste durch die Bäume. Höhnisches Gelächter war in den Lüften.

Nur wenige Minuten waren vergangen seit der Abfahrt, und schon hatte sich das Bild der Landschaft vollkommen geändert. Immer schwärzer war das Wasser geworden, wie Riesenäste unbekannter Bäume beugte es sich tief über den Fluß und peitschte den Spiegel des Wassers. Die Wipfel der Bäume hatten sich ganz geschlossen und verdeckten den letzten Schimmer des Himmels. Gigantische Schatten waren zwischen den Bäumen, lange Hälse und Rüssel reckten sich wie die Gliedmaßen urweltlicher Tiere. Krachen zerberstender Äste dröhnte herüber, der Fluß hatte sich in einen reißenden Waldstrom verwandelt, in dessen Strudel das Boot hilflos einhertrieb.

Ehe die beiden in dem Kahn es sich versehen hatten, brach der Sturm über sie herein, der das Boot in heftig schaukelnde Bewegung versetzte.

Fiedler war aufgesprungen und schaute um sich. Seltsam, wie alles sich verändert hatte. Nichts war von der lieblichen Landschaft geblieben und auch in sich selber fühlte er eine merkwürdige rätselhafte Wandlung, eine leidenschaftliche Erregung war über ihn gekommen, die ihm das Blut schneller durch die Adern jagte. Sein Blick fiel auf Eva, auch sie erschien verändert. Es war ihm, als sähe er sie jetzt zum ersten Male in der Erkenntnis ihres wahren Wesens, losgelöst von der äußeren Erscheinung, wie es sich in ihr verbarg, ihr selber unbewußt. Sie war eine Wilde, ursprünglich wie die Natur, eine südländische braune Schöne, voll wilder Instinkte und hemmungsloser Triebe.

Eine heiße Gier erfaßte ihn nach ihrem Körper. Er fiel sie wütend an und bedeckte sie mit glühenden Küssen. Sie wehrte sich, wehrte sich wie eine Wilde, die sich nur der Gewalt beugt und die dennoch mit natürlichem Instinkte zum Manne strebt. Er sah sie schwächer werden, die Sinnlichkeit stieg in ihr auf, ihre Lippen leuchteten brennend rot aus dem blassen vollen Gesichte. Sie beugte den Kopf zurück und überließ sich haltlos seinen Küssen.

Ihr Körper war in krampfhaftem wollüstigen Vergehen, und sie lächelte, lächelte mit weichem, haltlosem Munde: „Ich möchte, daß wir ewig den Strom hinunterglitten ins bodenlose Nichts, ich möchte mit dir im seligen Sterben vergehen. Laß mich von deiner Hand jetzt sterben", hauchte sie und bot ihm ihren vollen weißen Hals, in dessen blauen Adern das Leben zuckte. Sie zeigte eine Leidenschaft, die ihre Züge verwandelte, eine Leidenschaft der vollkommen bedingungslosen Hingabe. Ihr Wesen war von einer grenzenlosen Weichheit und einer Tiefe, wie er es niemals an ihr wahrgenommen und nie in ihr vermutet hatte.

Fiedler war nicht mehr seiner Sinne mächtig. Er hatte sich an ihrem Halse festgesogen und schlug seine Zähne in den weißen bebenden Hals. Sie aber reizte ihn noch mehr: „Du hast ja keinen Mut, du bist so schwach." Er hatte sie kräftiger in den Hals gebissen, und ein roter Blutstropfen perlte aus der Wunde wie ein funkelnder Rubin. Mit Entzücken sah sie das Blut am Halse niedertropfen, dessen Anblick sie völlig in Ekstase versetzte. „Töte mich", flüsterte sie vergehend, „töte mich!"

Einen Augenblick überkam Fiedler eine wilde grausame Zerstörungslust. Ein fremder Wille schien sich seiner bemächtigen zu wollen.

Dann aber griff er sich schwindelnd an die Stirn und rüttelte sie an beiden Schultern. „Eva, wach auf, komm zu dir, du bist ja nicht mehr bei Sinnen."

Sie schien langsam wie aus einem tiefen Schlaf zu erwachen und war schon im nächsten Augenblick wieder eine andere. „Das kommt davon", scherzte sie, „wenn man sich mit dir in die Wildnis verirrt. Du hattest wahrhaftig so etwas von einem wildgewordenen Urwaldmenschen."

— — — — — — — — — — — — —

Das Wetter war ebenso schnell wie es gekommen, wieder vorübergezogen. Ohne Mühe lenkte Fiedler das Boot zur Anlegestelle, und schweigend schritten beide durch die Straßen des Dorfes.

Ein deutlicher Schwefelgeruch lag in der Luft, ein fahles Glänzen war noch am Horizonte und flimmerte manchmal über den Giebeln der niedergeduckten Häuser, in deren Fensterecken die Dämmerung schon wie Fledermäuse hing.

Als sie um eine Wegbiegung schritten, dicht vor dem Gasthause „Zum Storchen", glaubte Fiedler plötzlich unter den dunklen Eichen, wo immer die grünen Zigeunerwagen

zu halten pflegten, eine altertümliche schwarze Karosse zu sehen, neben der vier dampfende Rappen standen, die von einem kleinen sonderbaren, grauen Männlein bedient wurden.

Ein atembeklemmendes Gefühl legte sich ihm auf die Brust; es war ihm, als ob er hinter den hochgezogenen Fenstern der Kutsche sonderbare Gestalten erblickte, die reglos in den Wagenkissen lehnten: ein schwarzes, dunkles Frauengesicht zwischen zwei fremdländisch aussehenden Männern, von denen der eine eine goldstrotzende Uniform zu tragen schien.

Fiedler war stehen geblieben. „Eva", wandte er sich an diese, „siehst du die altertümliche Kutsche mit den dampfenden Rappen und den fremdländischen Gestalten?"

„Du siehst wohl Gespenster", lachte sie ihn aus, „das ist die Kutsche des Storchenwirtes, neben der ein paar lahme Ackergäule weiden. Die Kinder klettern spielend in den Wagen. Es ist der sinkende Nebel, der alles verzerrt erscheinen läßt."

Als sie näher kamen, sah Fiedler, daß Eva recht hatte, es war in der Tat nur die alte schwerfällige Kutsche des Storchenwirtes, in der eine brennende Stallaterne stand. Es schienen fremde Gäste angekommen zu sein, die im Gasthaus „Zum Storchen" Wohnung genommen hatten — die Fenster der Gaststube erstrahlten in ungewöhnlichem Lichte.

6. KAPITEL: DIE WUNDER DER SYMPATHIE.

Es war niemand anders, als Avantino mit seiner Gattin und dem Hofrat Carino, die während des plötzlich eingetretenen Unwetters ihren Einzug in Froschweiler gehalten hatten.

Der Name des Bildhauers war auch in dem kleinen Künstlerkreise Froschweilers bekannt geworden, und man hatte schon mehrfach davon gefabelt, daß dieser berühmte Mann, der für seine Skulpturen bereits märchenhafte Preise erzielte und Beziehungen zu hohen und höchsten Herrschaften unterhielt, demnächst Froschweiler mit seiner Anwesenheit beglücken würde.

Als Fiedler einige Augenblicke später mit Eva die große Diele des Gasthauses zum „Zum Storchen" betrat, war dort eine für Froschweiler Verhältnisse ungewöhnliche Menschenmenge versammelt, die im Zustande hochgradiger Erregung um den fremden Meister und seine Gattin standen und aufmerksam ihren Reden lauschten.

Auf dem Tische befanden sich zur allgemeinen Besichtigung einige kleine Skulpturen des Meisters, sowie verschiedene Abbildungen und Prospekte, die einen Überblick über sein Schaffen gaben.

Während Fiedler interessiert diese Dinge besichtigte, noch ganz in die Ansicht der Bildnisse vertieft, vernahm er plötzlich eine Stimme neben sich und sah sich einem fremdländisch aussehenden Mann gegenüber von dunkler Hautfarbe und plastischer Gesichtsbildung, aus dessen schwarzen, brennenden Augen ihm eine mächtige Sympathie entgegenstrahlte.

„Sie sind uns kein Unbekannter“, begann dieser Mann fast feierlich, „denn wir kennen Ihre Gemälde und finden dieselben ganz fabelhaft. Sie werden Großes erreichen“, fuhr er mit erhobener Stimme fort, „ich garantiere Ihnen dafür. Ich täusche mich in solchen Dingen nie.“

Den also Angesprochenen beschlich einen Augenblick dasselbe beklemmende Gefühl wie beim vermeintlichen Anblick der altertümlichen schwarzen Karosse auf dem Dorfplatz. Er fühlte sich im Bann dieser dunkel brennenden Augen, die mit ungewöhnlichem Feuer den seinigen begegneten. Die bestimmte und bestimmende Art dieses Mannes verwirrte ihn, so daß er nicht gleich etwas zu erwidern wußte.

Der berühmte Bildhauer schien aber auch gar keine Antwort erwartet zu haben, er reichte ihm mit biederer Herzlichkeit die Hand und behielt sie lange in der seinigen. „Hüten Sie sich, in falsche Hände zu geraten. Für Sie kommt alles darauf an, daß Sie ungestört Ihrer Kunst nachgehen können. Wenn Sie Geldsorgen haben sollten — Geld kann ich Ihnen verschaffen, soviel wie Sie wollen.“

Nebensächlich hatte jener es bemerkt mit treuherzigem Augenaufschlag, und Fiedler fühlte, wie sich von dem Händedruck dieses Mannes ein wohltätiger belebender Strom zu übertragen schien, der ihn mit Selbstvertrauen und Sicherheit erfüllte.

„Ich will Sie übrigens gleich mit meinem Freunde, dem Hofrat Don Ricardo Carino bekanntmachen“, schlug der Meister vor, „dem ich selber mancherlei verdanke, und der Ihnen in jeder Beziehung nützlich sein kann.“

Der berühmte Bildhauer führte Fiedler zu einem etwas affektiert gekleideten Manne mit kahlem, warzenbedecktem Schädel, der auf einem vogelartigen Halse saß.

„Wir müssen uns näher kommen“, sagte der Hofrat mit fremdländischem Akzent und drückte ihm, ähnlich wie der Meister, lange und innig die Hände.“ Ich werde Sie

dem Grafen Klinkström bei nächster Gelegenheit vorstellen. Er hört auf meine Ratschläge. Vielleicht, daß auch der Fürst von Wartburghausen —." Der Hofrat murmelte etwas Unverständliches, nachdem er seine Rede mit pathetischem Tonfall begonnen hatte.

Etwas Geziertes, Gekünsteltes war in seinem Wesen, das abstieß. Er hatte nicht die behagliche Ruhe des Meisters und flößte sogar etwas Mißtrauen ein. Allein das war nur der anfängliche Eindruck, der sich im Laufe des Abends rasch verlor. Denn wenn man den Reden des Hofrats länger zuhörte, so mußte sich jeder sagen, daß er ein Mensch war, dem es vor allem darauf ankam, anderen zu helfen, andere zu beglücken und in ihrer Kunst vorwärts zu bringen.

Gewaltige Projekte wollte er zu diesem Zwecke mit Hilfe kunstverständiger reicher Gönner ins Werk setzen, Kunstschulen, Theater, Museen sollten gegründet werden, deren Grundidee der Hofrat in kurzen Umrissen entwarf. Kein Genie durfte auf Erden mehr darben. Dafür wollte der Hofrat sorgen und in seiner Zeitschrift, der „Leuchte zweier Welten", werben, die keinen anderen Zweck verfolgte, als Künstler und angehende Talente zu fördern, und sie zu einem großen Bunde der Geistigen zusammenzuscharen.

Eine Nummer dieser Zeitschrift ging von Hand zu Hand. Es stand darin auch ein Artikel über Avantino aus der Feder des berühmten Kritikers Blaffke, der bereits für die große geistige Gemeinschaft gewonnen war.

„Die Durchdringung verschiedener alter und neuer Stilarten", stand da zu lesen, „zeigt gerade die ungeheure Vielseitigkeit des Meisters, der in einheitlich weltumspannender Anschauung die Wunder des alten Memphis wie die Formensprache des klassischen Griechenlands bis zur Kunst der Nubier und Assyrer, einschließlich der

Negerplastik, als artistischen Niederschlag in ungeheurer Abstraktion in sich vereinigt hat. Es ist das Resultat eines inneren Prozesses gottbegnadeten Menschentums, als dessen phänomenaler Niederschlag das Göttliche in sichtbare Erscheinung tritt."

Die gewaltigen Worte begannen den Anwesenden zu Kopfe zu steigen. Sie sahen ein, daß in der Tat ganz außerordentliche Leute nach Froschweiler gekommen waren, und sie in freimütiger Weise ihres hohen Geistes teilhaftig werden ließen. Man fühlte sich durch das Entgegenkommen dieser großen Geister in der eigenen Persönlichkeit gehoben und erblickte bereits ungeahnte Perspektiven in einem künftigen näheren Zusammenschlusse.

Der Hofrat hatte zudem noch aus dem Keller des Storchenwirtes edle Weine heraufbringen lassen, denen von allen eifrig zugesprochen wurde. Die Stimmung war nicht nur lebhaft, sondern einfach begeistert, und die Wellen der Sympathie gingen bereits in hohen Wogen.

Der Hofrat, immer noch beredter geworden, führte fast ausschließlich das Wort. Es gab keinen Künstler, den er nicht entdeckt, kein Museum, mit dem er nicht in Verbindung gestanden, keinen Gemäldesammler, den er nicht beraten hatte. Und dabei besaß er eine so eindringliche Art der plastischen Wortbildung, daß man geradezu in Gemälde-Galerien spazieren ging, Bilder an den Wänden hängen sah und in den Ateliers der berühmtesten Künstler sich ganz wie zu Hause fühlte.

Fasziniert mit strahlenden Augen und geröteten Wangen lauschten die Anwesenden den Schilderungen von seiner Bekanntschaft mit hohen und höchsten Herrschaften, bei denen der Hofrat wie Kind im Hause ein- und ausging, denen er mit Rat und Tat zur Seite stand und die, wenn sie einmal seinem Rat nicht gefolgt waren, stets nachher einsehen mußten, daß sie falsch gehandelt hatten.

Es konnte naturgemäß nicht ausbleiben, daß die hohen Herrschaften sich hin und wieder, wenn auch nicht ganz in dem verdienten Maße, dafür erkenntlich zeigten. Nebensächlich war auch von der Art dieser Anerkennung die Rede, die gewöhnlich in einer hohen Ordensdekoration bestanden hatte.

Die Stimmung war immer noch lebhafter geworden und das Unterscheidungsvermögen der Anwesenden hatte bereits etwas gelitten. Mochte es nun auf die ungewöhnlich erregte Phantasie der Zuhörer oder auf die Geister des Weines zurückzuführen sein, die immer ungehemmter den funkelnden Weingläsern entstiegen, plötzlich geschah etwas, das man nur als ein Wunder ansprechen konnte.

Der Hofrat Carino, der einen Augenblick sich der allgemeinen Bewunderung zu entziehen gewußt hatte, saß plötzlich als ein gänzlich Verwandelter auf dem Stuhle. Denn wenn man einen Augenblick zuvor noch einen Menschen gesehen hatte, der sich in keiner Weise in seinem Äußeren von dem Anblick gewöhnlicher Sterblicher unterschied, so saß jetzt ein gänzlich anderer auf demselben Stuhle, verklärt durch den zauberhaften Glanz einer Reihe schimmernder Orden, die seinen Oberkörper bedeckten. Auf der linken Brustseite baumelte der blaue Stern von Wartburghausen mit dem Palmenzweige, am Halse schaute der Geier des Fürsten von Siebenbürgen hervor, und darunter hing der türkische Halbmond, der Anker der Republik Liberia, der Schlüssel der Republik Angora, sowie der weiße Elefant des Königs von Japur.

Noch andere hervorragende Auszeichnungen waren zu erkennen, vor allem auch der cimbronische Tüchtigkeitsorden mit dem Motto: Freie Bahn dem Tüchtigen. Ein vielfarbiger metallener Regenbogen gleißte auf der Brust des Hofrats, gar nicht zu reden von den zahlreichen goldenen und silbernen Medaillen für Kunst und Wissenschaft vom

Umfange eines bescheidenen Pfennigs bis zur Größe eines kleinen Tellers.

Der Moment dieses Phänomens dauerte nur wenige Sekunden, und es ist nicht hinlänglich festgestellt worden, ob es nur ein rein subjektiver Vorgang in der Vorstellung der Anwesenden gewesen ist, ausgelöst durch die beredte Faszination des Hofrats, oder ob er vielleicht wirklich die Orden, die er ständig bei sich zu tragen pflegte, aus der Tasche gezogen und sich angeheftet hatte.

Objektive Tatsache war es aber auf alle Fälle, daß der Hofrat dem Weine etwas zu reichlich zugesprochen hatte und das seelische und körperliche Gleichgewicht zu verlieren drohte.

Er hatte sich erhoben und taumelte im Zimmer.

Der Meister und seine Gattin suchten ihn zu beschwichtigen und sanft zum Niedersitzen zu bewegen. Aber das brachte den Hofrat nur stärker in Erregung. Er drückte allen bedeutsam die Hände, faßte sie an Armen und Schultern und griff einigen schließlich mit krallenartig gespreizten Fingern auf den Kopf.

Als der Meister ihn stärker zurückzuhalten suchte, wurde er ärgerlich, nahm die Weingläser eins nach dem andern und schmiß sie achtlos im Bogen über den Tisch.

Statt des Scherbengeklirrs, das man mit peinlichem Schweigen erwartet hatte, geschah von neuem ein Wunder. Wie von unsichtbaren Fäden gezogen, stellten sich die Gläser von selbst wieder auf den Tisch gerade vor den Meister Avantino, der nur ein paarmal durch die Luft gegriffen hatte.

Die Zuschauer standen diesem neuen Phänomen etwas verdutzt gegenüber. Aber trotz des guten Ausganges machte sich dennoch eine kleine Mißstimmung bemerkbar.

Avantino wußte jedoch noch im letzten Augenblick einen harmonischen Ausklang herzustellen:

„Herr Carino hat heute morgen schon mit dem Fürsten von Wartburghausen das Frühstück eingenommen und ist von der Fahrt etwas überreizt", erklärte er jovial und nachsichtig.

Diese Aufklärung gab allen die gute Stimmung wieder, sodaß man hochbefriedigt von diesem Abend nun endlich zum Aufbruch rüstete.

„Wie findest du diese Leute?" fragte Fiedler seine Freundin Eva, als er sie ein Stück des Weges begleitete.

„Den Hofrat mag ich nicht", antwortete Eva, „aber die Avantinos sind ganz entzückende Menschen. Diese Ruhe und Offenheit, diese Freundlichkeit und Herzensgüte, es ist, als ob man alte Bekannte getroffen hätte. Eine solche harmonische und glückliche Ehe habe ich noch niemals gesehen. Hast du bemerkt, wie sie sich zärtlich die Hände drückten und aneinanderschmiegten, wie — ja wie ein paar verliebte Katzen."

„Das mag ja schon sein", entgegnete bedächtig Fiedler, „aber findest du nicht, daß diese Leute ein gar zu stürmisches Tempo haben und eine so eindringliche Art, wie man es hier zu Lande nicht gewohnt ist. Woher kommt dem Avantino eigentlich das große Interesse, das er für mich zeigt. Sogar Geld will er mir verschaffen, und erst der Hofrat! Ist es nicht fast so, als ob sie die Hand auf einen legen wollten?"

„So bist du nun wieder", schalt Eva, „du greifst nie zu, wenn sich dir eine günstige Gelegenheit bietet. Gleich bist du mißtrauisch und argwöhnisch. Bedenke doch, Avantino ist ein berühmter Künstler, verfügt über große Geldmittel und ausgezeichnete Verbindungen. Was soll er denn von dir wollen, wenn ihn nicht wirklich nur deine Kunst interessierte. Es ist schrecklich, daß du nicht an Menschen glauben kannst."

— — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen war der Hofrat abgereist, Avantino aber hatte sich mit seiner Gattin entschlossen, noch längere Zeit in Froschweiler zu bleiben.

Es zeigte sich gar bald, daß der Bildhauer in der Tat ein ganz außerordentlicher Künstler war.

Nicht nur, daß er zeichnete, malte und bildhauerte, es war beinahe so, als ob er überhaupt keine Lebensfunktion von sich geben konnte, die nicht künstlerischer Art war. Schon morgens beim Kaffee entwarf er manchmal in seinem Skizzenbuche allerlei schöne Gebrauchsgegenstände, wie Betten, Tische und Kronleuchter in seltsamen, nie gesehenen Formen. Selbst Kaffeekannen, Zuckerdosen und Teelöffel verwandelten sich unter seinen geschickten Fingern zu Kunstgegenständen, deren natürliche Funktion zwar etwas erschwert wurde, die aber dafür neben dem praktischen Gebrauche einen hohen ästhetischen Genuß gewährten.

Eva, die manchmal mit Fiedler den Entwürfen des Meisters zuschaute, war von diesen Gegenständen ganz entzückt und verstieg sich sogar dazu, dem Meister Anregungen zu geben, die dieser bereitwilligst befolgte.

Fiedler dagegen hatte für diese Gegenstände nicht viel übrig. „Was soll ich mit solchen Möbeln anfangen?" sagte er einmal. „Ich fühle mich in einer Hundehütte ebenso wohl wie in einem Palaste."

Den Meister schien das zu befremden, während er Eva wegen ihres Kunstverständnisses lobte. „Du zeigst dem Meister zu wenig Interesse", tadelte sie später ihren Freund.

Am Nachmittage fuhr man gewöhnlich mit den Malgerätschaften gemeinsam in Booten die Gurre hinunter, um Motive zu suchen und in der Landschaft zu malen. Alles was in Froschweiler in der Kunst etwas bedeuten wollte, suchte sich diesen Ausflügen anzuschließen und auch

der berühmte Siedentopf, der sonst stets seine eigenen Wege ging, fand es gut, an diesen Ausflügen teilzunehmen.

Man hatte in Froschweiler niemals solch' kühne eigenartige Auffassung gesehen, wie der Meister sie vor der Staffelei entwickelte. Er zeichnete aus der Phantasie badende Frauengestalten, die wie seltsam zusammengesetzte Kringel mit menschlichen Gesichtern anmuteten. Siedentopf und die anderen wußten nicht recht, was sie dazu sagen sollten. Der Meister aber lachte: „Malt Ihr nur Euren alten Stiebel weiter." Und dann malte er wieder badende Frauen, die diesmal wie zusammengesetzte Würste aussahen, mit denen ein seltsamer Schlachtermeister menschliche Gestalten darzustellen versuchte.

Hin und wieder kam er zu Fiedlers Staffelei und lobte dessen Arbeit. Er war mit jedem Pinselstrich zufrieden, den Fiedler ausführte, und malte eigentlich selbst nur, wie er sagte, um zu sehen, wie Fiedler vor der Staffelei eine Landschaft anfaßte. Er war ärgerlich, wenn dieser etwas an den Bildern Siedentopfs oder der anderen lobte.

„Glauben Sie denn", sagte er, „daß ich ein so großes Interesse für Ihre Malerei hätte, wenn Sie nicht mehr Talent besäßen als diese anderen Kitschbrüder?"

Fiedler war mit diesem Urteil, wenigstens bezüglich Siedentopfs gar nicht einverstanden. Aber er sah mit Staunen, daß dieser selbst, trotzdem er bereits in verschiedenen Museen hing und mit Medaillen wie ein Ringkämpfer behängt war, sich willig dem Urteil des großen Meisters fügte und die Ohren spitzte, wenn dieser Ratschläge erteilte.

Dabei schien Siedentopf innerlich eine tiefe Abneigung gegen Avantino und namentlich dessen Gattin zu empfinden.

„Ich verstehe nicht", sagte er einmal in bezug auf die Frau Avantino, „wie er diese Person um sich dulden kann."

Als aber Fiedler näheres fragen wollte, wich Siedentopf aus. Es war nichts Bestimmtes zu erfahren, man wußte nur, daß sich Siedentopf und Avantino schon vor längerer Zeit kennen gelernt hatten, und der Meister der verstorbenen Gattin Siedentopfs, der berühmten Vera Westermann, wie sie sich mit ihrem Künstlernamen nannte, vielfach seinen Beistand geliehen und derjenige gewesen war, der ihr Talent erst eigentlich entdeckt und zur Anerkennung verholfen hatte.

Avantino kaufte auch jetzt noch häufig von Siedentopf Zeichnungen aus der Hinterlassenschaft der Vera, deren Werke noch ständig im Preise stiegen.

Einmal wäre es beinahe zu einem offenen Konflikt zwischen beiden dabei gekommen. „Er ist ein Betrüger und Scharlatan", hatte Siedentopf in Abwesenheit des Meisters in furchtbarem Grimme ausgerufen", einer von beiden ist zu viel hier am Orte!" Avantino war das zu Ohren gekommen, und er hatte Siedentopf in Fiedlers Gegenwart sofort zur Rede gestellt.

Siedentopf schnitt ein sauersüßes Gesicht und wollte gänzlich falsch verstanden sein. Sie schieden wieder im Frieden voneinander und reichten sich zur Versöhnung die Hände, wobei ihm Avantino lange in die Augen sah. Siedentopf war danach eine zeitlang wie umgewandelt. Es war, als ob Avantino ihn mit diesem Händedrucke dauernd verpflichtet hätte, daß er allen Groll schwinden ließ und nichts mehr gegen den Meister sagte.

„Wer zuerst in Zorn gerät", erklärte der Meister Fiedler, „hat verloren. Soll er doch gehen, wenn er sich in Froschweiler nicht wohl fühlt, ich bleibe hier."

„Was ist denn eigentlich zwischen Ihnen beiden vorgefallen?" fragte Fiedler, der sich das alles nicht erklären konnte.

„Gar nichts", antwortete der Meister, „aber dieser Mann wird von seinem Dämon verzehrt, der in einer eisernen Kassette im geheimsten Winkel seines Hauses sitzt. Man hat ihn gesehen, wie er in stiller Nacht die Goldstücke durch die Finger gleiten ließ.

Noch nicht einmal begriffen hat dieser Mensch die Kunst seiner berühmten Gattin. Gelacht hat er über ihre Tonfiguren und Zeichnungen und gescholten über ihre Ungeschicklichkeit, wenn sie mit ungelenken Fingern alles zerbrach und fallen ließ. Denn diese in der Kunst so sicheren Hände waren seltsam ungeschickt, wenn sie dieselben zu den Geschäften des täglichen Lebens gebrauchte. Er kann es mir nicht verzeihen, daß ich ihren Künstlerruhm begründet habe, daß an meiner wie spielenden Hand sich das Licht entzündete, das er selbst nicht anzufachen vermochte."

Fiedler wußte nicht, was er von diesen Reden halten sollte. Es mochte wohl sein, daß Siedentopf, obgleich ihm das Geld für seine Bilder reichlich zuströmte, es dennoch etwas gar zu sehr zusammenhielt. Dem Meister konnte man jedenfalls in dieser Angelegenheit keinen Vorwurf machen.

Fiedler mußte sogar staunen über den Edelsinn des Meisters, als dieser ihm bald darauf unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit mitteilte, daß er sich bei einer hochgestellten Persönlichkeit dafür verwandt habe, Siedentopf den blauen Stern von Wartburghausen zu verschaffen. Er hatte es hinter dem Rücken Siedentopfs getan, der niemals etwas davon erfahren sollte.

„Sehen Sie", sagte der Meister zu Fiedler, dem einzigen, dem er davon erzählte, „Sie werden fragen: Weshalb tut das dieser Mann? Welchen Zweck verfolgt er dabei?

Sie mögen es glauben oder nicht, ich brauche das zu meiner inneren Befriedigung. Meine Natur treibt mich dazu, Gutes zu tun. Aber es ist merkwürdig, meine guten Absichten

werden stets verkannt. In meiner Kindheit war es schon so. Mein eigener Vater hat mich unbarmherzig verfolgt. Er wollte den Schwindel, so nannte er nämlich die Kunst, aus mir heraustreiben. Beschwindle nur die Welt, sagte er schließlich, als er sah, daß alles vergeblich war, die Welt will eben beschwindelt sein."

Daß der Meister in Wahrheit wohltätig und hilfsbereit war, darüber konnte gar kein Zweifel sein. Auch den Kritzelbergs hatte er mehrfach Wohltaten erwiesen. Er wollte sogar den alten Mann noch berühmt machen, wenn dieser nur seinem künstlerischen Rate zugänglicher gewesen wäre und der Froschweiler Heimatkunst endlich entsagt hätte. Kritzelberg aber hatte sich, als er den Meister kommen sah, gleich in seinem Atelier verbarrikadiert und jede weitere Unterredung abgelehnt.

Auf ihren Spaziergängen kamen Fiedler und der Meister auch auf die Verhältnisse im Hause Kritzelbergs zu sprechen. „Es ist ein Jammer", klagte der Meister, „wie der Alte die ganze Familie verschlampen läßt. Da ist alles zerbrochen und aus dem Leim. Der Mann versündigt sich an seinen Kindern. Zum Geldverdienen sind sie ihm zu gut, und so sitzen sie denn herum und stehlen dem Herrgott ihre Tage. Der Mann sollte sich wenigstens dem Glück seiner Töchter nicht in den Weg stellen. Es ist ihm ja nicht einmal recht, daß meine Frau sich der Lilly etwas angenommen hat. Wir mußten es heimlich tun, denn wir konnten es einfach nicht mehr mit ansehen."

Avantinos hatten sich in der Tat der Lilly in rührender Weise angenommen, und sie schon mehrfach ausgestattet.

Der Meister hatte auch eine wunderschöne Skulptur von ihr entworfen, den Oberkörper nur mit einem leichten Umhang verhüllt, der deutlich die schon reifenden Knospen der Brüste zeigte. Ein feines, zartes Mädchengesicht von unbestimmtem Alter mit einem rätselvollen, wissenden Lächeln.

„Sie ist ein merkwürdiges Menschenkind", sagte der Meister von ihr, „aber leider über sich selbst noch gänzlich im Unklaren. Es wäre viel aus ihr zu machen, wenn sie richtig geleitet würde. Dieses Kind hat manchmal das Rätselhafte einer uralten Kultur. Es steckt in ihr ein ganz fabelhafter Rhythmus des Körpers. Sie könnte ganz fraglos eine bedeutende Tänzerin werden."

Es war unglaublich, aber Fiedler hatte schon bald darauf Gelegenheit, sich auch hier von dem unverständlichen Mißtrauen zu überzeugen, das man so oft dem Meister entgegenbrachte. Sie hatten gemeinsam mit den Töchtern Kritzelbergs eine Kahnpartie unternommen. Der Meister ging mit seiner Gattin und Lilly voraus. Fiedler folgte mit der älteren Schwester. Da wandte sich diese fast angstvoll zu ihm und fragte ihn ganz unvermittelt: „Glauben Sie auch wirklich, daß mit dem Meister und Lilly alles seine Richtigkeit hat?" Fiedler blieb stehen und schaute ihr ins Gesicht. Was hatte sie nur? Wo wollte sie hinaus? Langsam verstand er: Lilly und der Meister. Er mußte lachen. Hier in Froschweiler, wo die Bauern schamhaft wegsahen, wenn sich jemand zur Mahlzeit setzte, wo die Fanny, die Tochter des Storchenwirtes, mit Steinen warf, wenn sie sah, daß zwei Enten sich zu sehr einander näherten! „Da können Sie wirklich ganz unbesorgt sein", beruhigte er die Schwester.

— — — — — — — — — — — — —

Die Auswirkung der mächtigen Persönlichkeit des Meisters machte sich in Froschweiler jeden Tag stärker bemerkbar. Herrlich, wie er es verstand, jedem Einzelnen etwas zu geben, jeden Einzelnen seiner wahren Bestimmung entgegenzuführen. Es war, als wenn der Meister nicht nur den Ton zu formen wußte, sondern auch Menschen zu modeln und ihre verborgensten Gaben ans Tageslicht zu fördern.

Ein unerschöpflicher belebender Nervenstrom ging von ihm aus, der sich jedem mittelte, der länger mit ihm zusammenweilte. Das Wort aus seinem Munde besaß eine schöpferische, zauberhafte Kraft. Nicht als ob seine Gedanken und Ansichten so besonderer oder bedeutender Art gewesen wären, es war mehr die plastische Ausdrucksweise, die sich dem Zuhörer tief in die Seele heftete, in seiner Vorstellung wuchs, sich mit anderen wiederholt gegebenen ergänzenden Vorstellungsreihen zu einem Ganzen verband, um schließlich Wirkungen zu erzeugen, die eine Veränderung im bisherigen Lauf der Dinge verursachten, wie niemand es sich in seinen kühnsten Träumen vorgestellt hatte.

Dabei konnte der Meister auch die törichtsten Einwendungen und Gegenreden ruhig anhören. Er war immer sanft und freundlich, nur wenn die Gegenmeinungen zu erregt wurden, dann war es, als ob er Öl in die hochgehenden Wogen goß, und im geeigneten Augenblick fiel dann das Wort, das ohne jeden Druck und Zwang die schon angeknüpfte Vorstellungsreihe wieder auslöste und eine neue Masche dem Gewebe hinzufügte.

Das Wunderbarste aber war, daß niemals eigennützige Zwecke erkennbar wurden, sondern daß Avantino es stets darauf abgesehen hatte, andere mit größerem Lebensmut und Lebenshoffnung zu erfüllen, andere zu fördern und vorwärts zu bringen.

Da waren z. B. die beiden alten Damen, bei denen Eva Aufnahme gefunden hatte, und die eine kleine bescheidene Villa im Dorfe bewohnten, zwei alte unnütze Menschenkinder, die hoffnungslos und unlustig ihre Tage verlebten.

Wie anders wurde das, seitdem der Meister nur einmal den Fuß über die Schwelle ihres Hauses gesetzt hatte. Ihrer Kunst konnte er freilich keinen Geschmack abgewinnen, aber ihre Villa schien ihm der Beachtung würdig, und

gelegentlich fing er an zu entwickeln, wie man dem Ganzen durch geringe Veränderungen, durch Aufsetzen von ein paar kleinen Türmchen ein ganz anderes stattliches Aussehen geben, wie man den Garten vergrößern und mit fremdländischen immergrünen Bäumen bepflanzen könnte, so daß er einen parkartigen Anblick gewährte, und dem Hause die große architektonische Linie gegeben würde.

Bei einer anderen Gelegenheit ließ er etwas von Schloßherrinnen und einem Schloßpark verlauten, bis die alten Damen, die anfangs gar nichts von dem Meister hatten wissen wollen, zu strahlen anfingen, und ihre bescheidene Villa in ein Schloß umgewandelt sahen, in dessen Parkanlagen sie selbst als viel beneidete Schloßherrinnen spazieren gingen. Sie waren glücklich und wagten vorläufig noch nicht, den großen Meister zu bitten, den Umbau selbst in die Hand zu nehmen.

Noch erstaunlicher war es, daß er auch die Dickköpfe der schwerfälligen Bauern in Froschweiler in Bewegung zu setzen verstand. Der Meister ging stets vom Gegebenen aus, von dem, was jeder vor Augen hatte. In Froschweiler besaß nun jeder Bauer ein Storchennest, und als einmal von dem berühmten Tierbändiger Affenbeck mehrere Störche zur Dressur gewünscht wurden, sahen die Bauern, daß diese müßigen Bewohner ihrer Dächer unter Umständen nicht unerhebliche Wertobjekte sein konnten.

Avantino schaute weiter. Er plante eine große Storchensiedelung, in der sämtliche Störche in einem künstlerisch angelegten Haine angesiedelt werden sollten, was sicherlich dem Orte eine fabelhafte Attraktion geben würde.

Die Bauern gingen anfangs nur schwer auf diesen Plan ein; als der Meister aber bereits in größerem Umfange Grund und Boden angekauft hatte, den man ihm in Anbetracht des gemeinnützigen Zweckes zu billigem Preise überließ, da glaubten auch die Dorfbewohner an die Zukunft

Froschweilers, und begeisterten sich des Abends in der Schenkstube des Gasthauses „Zum Storchen" an diesem fabelhaften Projekte.

Am meisten aber widmete sich Avantino dem Maler Fiedler und seiner Freundin Eva, die dementsprechend auch am stärksten die wohltätige Einwirkung des großen Meisters verspürten.

Der Maler Fiedler war von Natur ein hypochondrischer und schwerfälliger Mensch, dessen Gedanken und Ideen meistens auf der geistigen Ebene stecken blieben oder nur als schwache Schemen auf der Bildfläche der äußeren Erscheinung hervortraten. Er hatte sich irgend eine vage phantastische Welt zurechtgemacht, die auf den äußeren Erfolg verzichtete und nur in sich selber die innere Befriedigung suchte.

Er hatte dabei vergessen, daß jeder Mensch nur ein Glied in der Kette der großen elektrischen Batterie darstellt, die erst durch den gemeinsamen Strom vieler Individuen ihre Kräfte erhält, während das ausgeschaltete Glied, wenn nicht besondere Kräfte wirken, haltlos in sich zusammensinken muß.

Der Meister verstand es nun, den Gedanken Fiedlers den Anstoß zu geben, daß sie plastisch nach außen hervortraten und bestimmte Gestaltung annahmen.

Avantino versicherte häufig, daß sein Denken und Fühlen in seiner Jugendzeit sich genau in denselben Bahnen bewegt habe, und wenn er von seinen inneren Erlebnissen erzählte, so wollte es Fiedler fast scheinen, als ob sie eine zeitlang dasselbe Leben gelebt hätten, so ähnlich waren ihre früheren psychischen Erlebnisse gewesen.

Die Gattin des Meisters bestätigte diese Ähnlichkeit im einzelnen immer wieder. Sie fand dieselbe auch äußerlich in derselben behaglichen scheinbaren Ruhe der beiden Männer, in ihrer Liebe zur Bequemlichkeit, in der Art, wie sie mutwillige Scherze machten, in der Sympathie und Antipathie

gegenüber anderen Menschen. „Genau wie mein Mann!“ oder „Das hätte auch mein Mann sagen können!“ rief sie mehrmals am Tage aus.

Manchmal, wenn Fiedler nur andeutungsweise etwas gesagt hatte, so war es, als ob ein Kontakt zwischen ihm und dem Meister entstände, sodaß sie auch das Unausgesprochene verstanden.

„Was erzählt Ihr Euch eigentlich immer, wenn Ihr so nebeneinander hergeht?“ fragte einmal die Gattin Avantinos.

„Wir brauchen uns gar nichts zu erzählen“, antwortete ernsthaft der Meister. „Wir sehen uns nur in die Augen wie Old Shatterhand und Winnetou, und dann wissen wir schon alles, was wir uns sagen wollten.“

Der Meister Avantino konnte wahrhaftig tief in der Seele der Menschen lesen, und er rügte unnachtsichtlich jede kleine verborgene Charakterschwäche oder Gedankensünde, denn der Meister war von der größten Sittenstrenge und Gedankenreinheit.

Fiedler glaubte schließlich fest an eine große geistige Ähnlichkeit mit dem Meister, die allmählich auch auf die ähnliche, sensible Nervenbeschaffenheit überzugehen schien, sodaß beide zu gleicher Zeit Lust und Unlust empfanden, Hunger und Müdigkeit, Antipathie und Sympathie. Die Nervenschwingungen der beiden hatten sich allmählich auf den gleichen Nenner eingestellt.

Während der täglichen Spaziergänge, die sie gemeinsam durch Heide und Moor unternahmen, kamen sie auch auf die Frauen im allgemeinen sowie Eva und die Gattin des Meisters im besonderen zu sprechen.

„Finden Sie nicht auch“, fragte der Meister einmal, „daß Eva und meine Frau gleichfalls viel Ähnlichkeit miteinander haben? Sie als Maler müßten doch längst gesehen haben, daß beide schräg stehende, etwas mongolische Augen haben, ähnliche Stirnen und eine ähnliche kühle Haut. Sie

scheinen Eva noch gar nicht ordentlich angeschaut zu haben. Auch im Charakter und Temperament herrscht eine große Übereinstimmung."

„Eva ist naiver, kindlicher und gutmütiger", wandte Fiedler ein, „während Ihre Gattin viel erfahrener und intelligenter ist."

„Dennoch sind es ähnliche Naturen", beharrte der Meister, „Naturen mit starken, gesunden Sinnen, die das Richtige aus Instinkt viel besser treffen als wir, die wir immer grübeln und überlegen.

Meine Frau hatte zu einer gewissen Zeit fast so etwas wie eine untrügliche Divinationsgabe. Sie hatte Träume von einer derartig bestimmten Beziehung zur Wirklichkeit, daß ich anfing, meine Handlungen nach ihren Träumen einzurichten.

Eva besitzt diese Gabe in noch höherem Grade. Sie steht der Natur in ihrer geistigen Entwicklung noch näher. Ich möchte fast sagen, ebenso nahe wie gewisse primitive Völkerschaften.

Es stecken zweifellos besondere Fähigkeiten in ihr, die geweckt werden könnten. Manchmal, wenn ich sie so ansehe, ist es mir fast, als sähe ich eine Druide, eine alte germanische Seherin oder eine Pythia im antiken Hellas. Es stecken Geheimnisse in ihr, von denen sie sich selber keine Rechenschaft zu geben weiß."

— — — — — — — — — — — — —

Es war in dieser Zeit, daß der Meister Eva im Ton modellierte, in einer seltsamen, nicht gleich verständlichen Auffassung.

Sie hatte im Bildnis mongolisch geschlitzte Augen, aufgeworfene Lippen und eine fliehende Stirn. Es schien Eva zu sein und zugleich auch wieder nicht.

Alles Natürliche, Unbefangene war aus den Zügen entschwunden. Etwas Weltentrücktes, Ekstatisches, zugleich aber gänzlich Leeres und Seelenloses war dafür an die Stelle getreten.

Das Bildnis stand auf einem Postament aus fliegenden Tauben, die aber seltsamer Weise geier- und schlangenähnliche Köpfe hatten.

Fiedler wußte nicht was er von diesem Bildnis halten sollte. „Ich sehe wohl, Meister", sagte er, „daß Sie kein naturalistisches Porträt beabsichtigt haben, aber in welcher Richtung haben Sie eigentlich etwas ausdrücken wollen?"

Der Meister lächelte vielsagend, „ich habe die Statue „Flug" benannt, sehen Sie nicht, daß ein Fliegen, ein seeliges weltentrücktes Schweben in der Bewegung des Halses, im Ausdrucke des Gesichtes liegt?"

„Ich weiß nicht recht", antwortete zögernd Fiedler, „es ist ein sonderbares Fliegen, es ist fast als ob der Körper im tiefen Bann befangen liegt, während die Seele den Körper verlassen hat."

„Vielleicht ist die Seele wirklich davongeflogen", bemerkte mit rätselhaftem Lächeln der Meister.

— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Die Tage in Froschweiler wurden schon herbstlich. Auf der Gurre lagen die gelben Blätter so dicht, daß sie das Gleiten der Boote erschwerten. Die Störche waren schon längst in ihre ägyptische Heimat fortgezogen, und die Frösche hatten in Erwartung des Winterschlafes bereits griesgrämige Gesichter.

Fiedler und der Meister, der noch immer am Orte weilte, wanderten im sinkenden Lichte des Tages die Froschweiler Landstraße hinab, die sich als breites, dunkles Tor vor ihnen öffnete.

Der Meister liebte es ganz besonders in der Abenddämmerung spazierenzugehen. Wenn das Zwielicht herrschte, die Farben langsam verblaßten und Baum und Strauch in ungewissen Formen und Farben zu dämonischen Wesen erstanden, dann wurde dem Meister erst richtig wohl.

Tanzend und schwankend bewegten sich die Schatten der beiden Wanderer auf der Landstraße, bald tief in einer kleinen Versenkung des Weges wie in dem Erdboden verschwindend, bald aus der Versenkung wieder emportauchend als dunkle Silhouetten gegen den Horizont sich abhebend.

Ihre Schatten aber waren nicht allein in der Landschaft. Aus den Gräben- und Wiesenrändern, hinter den Bäumen und Sträuchern, aus den nahen Wäldern und Gehölzen kroch es hervor, rollte sich über die Straße und heftete sich an ihre Spuren.

Manchmal kletterte es an den Bäumen empor, reckte sich zu riesenhafter, finsterer Gestalt, die näher und näher kam und beider Wanderer Schatten in sich aufnahm, daß sie ganz in ihm zu verschwinden drohten.

Fiedler achtete nicht auf seine Umgebung, er lauschte aufmerksam den Reden des Meisters, der an diesem Abend mit besonderer Eindringlichkeit und Lebhaftigkeit von der Kunst und ihren Zielen sprach.

„Sehen Sie“, Avantino deutete auf das dunkle Tor der Bäume, das jetzt hinter ihnen lag, „sehen Sie nur, wie diese Stämme mit ihren Kronen sich zu einer einzigen großen Form verschmelzen, wie das zur Erde steht, wie sich das verschiebt und durcheinander fließt, sehen Sie die dunklen breiten Schatten, die zu beiden Seiten lagern wie lauernde schwarze Bestien. Wieviel einfacher und klarer ist das alles als im verstreuenden Lichte des Tages, wieviel gewaltiger und überzeugender! Welch andere Gefühle werden da in der Seele wach, wieviel stärker und mächtiger, wieviel freier und ungehemmter. Ist es nicht reicher und

lohnender, die Natur in ihrer erhabenen Wahrheit zu ergründen, als sich mit dem Kinderglauben und Ammenmärchen von Liebe und Sehnsucht, Glaube und Hoffnung zu begnügen, die nur in der Seele der Schwachen und Armen des Geistes ihre Heimat haben."

Dunkel und fremd war die Stimme des Meisters, daß Fiedler verwundert dem Klange noch lauschte, als jener lange schon geendet hatte.

„Sie vergessen, Meister", besann er sich dann, „daß ich ein Maler bin, der vor allem die Farben liebt. Ich brauche die Lichter des Tages für meine Palette, nur aus der farbigen Fläche kann dem Maler der Reiz entstehen!"

„So sehen Sie jetzt also keine Farben, sehen also nicht dieses wundervolle Schwefelgrün der Felder, dieses dämmernde Braun der Äcker und dieses brandige Rot in der Luft?"

„Ich sehe es, Meister, ich sehe es gewiß, aber ich ziehe die leuchtenden Farben des Tages vor, das helle Violett der Äcker am Morgen, das Zinnober der Dächer und das Blau des Himmels, wenn die Sonne alles mit goldenen Strahlen durchwirkt. Aus Ihnen spricht der Bildhauer, der einfach von den Farben abstrahiert und dem die ahnungsvollen Umrisse der Dinge schon für sein plastisches Gefühl genügen."

„Wir haben uns diesmal nicht verstanden", sagte kalt der Meister, und ging ein Stückchen Weges voraus.

Sie waren auf ihrer Wanderung etwas abseits der begangenen Wege an einen Platz gekommen, den man in der Gegend den Hexentanzplatz nannte. Dichtes Gesträuch und stachlichtes Gestrüpp mit Wachholderbäumen durchsetzt wuchs auf dem Boden. Ein kleines Gehölz umschloß den Platz mit dichten schwarzen Tannen, deren Untergehölz abgestorben und mit moosartigem Geflecht überhangen war, das wie Spinnengewebe den Boden überwucherte. Auf

dem Platze lagen verstreut merkwürdig geformte und mit buntem Moos bewachsene Felsen in phantastischer Gestaltung und Lagerung, aus deren Formen unschwer die Gebilde von Fratzen und Tieren zu erkennen waren.

Durch die Äste der Bäume sauste der nahende Nachtwind und drohend und schwankend hing in den Wolken die rote Scheibe des Mondes. In dem Untergehölz der Bäume spann es wie gewaltige Fledermäuse mit scharfen Krallen und spitzen Schnäbeln. Giftige Nebelschwaden senkten sich nieder und lagerten sich auf die Felsen. Wie brandiger Dunst lohte es darüber dunkelbraun und schwefelgrün.

Schlich dort nicht zwischen den Felsen ein schwarzer Panther, dessen seidiges Fell im Mondlicht glänzte, stach es nicht aus dem Gestrüpp hervor, wie die grünlichen Augen von Schakalen und Hyänen, die sich zum hinterlistigen Angriff niederduckten? Das Gestein der phantastischen Felsen schien sich zu krampfhaften Fratzen der Wut und des Zornes, der Habsucht und Wollust zu wandeln, die sich Dämonen gleich in eigener Bosheit überschlugen und zu tierischen Gestalten gewunden im eigenen Leibe verkrampften.

Kalte Schauer krochen dem Maler über den Rücken und das Flattern und Kreischen von unsichtbarem Nachtgetier ließ ihn schreckhaft zusammenfahren.

Der Meister war inzwischen auf eine kleine Anhöhe gestiegen und stand auf dem höchsten Punkte mit abgewandtem Antlitz neben einem phantastisch geformten Felsgestein. Er schien in großer Erregung mit irgend jemand im Zwiegespräch begriffen zu sein. Unverständlich abgerissene Worte drangen herüber, eine fremde Stimme klang dazwischen, dunkel und drohend, wie fernes Donnergrollen. Aber es war niemand in der Nähe des Meisters, als Fiedler näherkam. Nur ein Felsen ragte unbeweglich neben ihm,

dessen Kuppe, vom Mondlicht beglänzt, einem kahlen menschlichen Schädel mit spitzen mächtigen Ohren und breitgeformtem Unterkiefer glich. Wie rötliches Aderwerk zog es sich durch das Gestein, das an der den Augen entsprechenden Stelle zwei tiefe Höhlungen zeigte, aus denen ein metallischer Glanz hervorbrach.

Der Bildhauer hatte das Nahen des Malers gespürt. Er stand im Schatten und wandte ihm langsam sein Antlitz zu.

Da war es Fiedler einen Augenblick, als sähe er einen Menschen, den er noch niemals gesehen hatte, eine krampfhaft verzerrte Apachengrimasse funkelte ihm entgegen, scharf und ohne Erbarmen.

Im nächsten Augenblick schon war der Eindruck verschwunden, und Fiedler sah wieder das gewohnte breite, gutmütige Antlitz des Meisters.

Er schien die kleine Mißstimmung, die zwischen ihnen entstanden war, schon wieder vergessen zu haben und fing an von gleichgültigen Dingen zu reden. Fiedler antwortete ihm eintönig und zerstreut, während seine Gedanken anderswo weilten.

Es war ihm schon früher so erschienen, als ob die Züge des Meisters eine seltsame Wandlungsfähigkeit besäßen. Er erinnerte sich, schon einmal dieses andere Gesicht des Meisters gesehen zu haben. Damals, als jener in der Gaststube „Zum Storchen" von einer Frau erzählte, die unwiderstehlich angezogen ihm auf der Straße ständig gefolgt war, ohne daß irgend ein erklärlicher Grund für diese Annäherung sich finden ließ.

Dann aber wieder, als Fiedler den Meister am nächsten Morgen zum Spaziergang abholen wollte, da lehnte in dem Fenster des Gasthauses „Zum Storchen" behaglich und breit ein Mann mit einer Zipfelmütze auf dem gutmütigen, derben Bauernschädel, wie die verkörperte Biederkeit.

Ein anderes Mal aber, als der Meister von den Ehren erzählte, die man ihm anläßlich eines Festes erwiesen hatte, und wie man ihn mit einem Lorbeerkranze geschmückt hatte, da war es Fiedler so erschienen, als ob der Meister in seinem Lehnstuhl immer mehr zusammenschrumpfte, bis schließlich ein kleiner widerlicher Affe dasaß, der sich possierlich im Spiegel begrinste.

Und endlich als der Meister einmal von der großen altägyptischen Bildhauerkunst erzählte und phantastische Pläne entwarf, wurden seine Züge immer weicher und verschwommener, bis Fiedler schließlich sich einem uralten Menschen mit rätselhaftem Sphinxantlitze gegenüber zu sitzen wähnte.

Es war doch manches seltsam an dem Meister. Wie kam es eigentlich, daß dieser in seinen Plänen so kühne und verwegene Mensch keinen eigentlichen Mannesmut besaß, daß er im Boote ängstlich wurde, wenn es etwas stärker schwankte, daß er ständig sich vor Überfällen fürchtete und ganz offen von Handlungen erzählte, die Feigheit verrieten?

Wie kam es, daß dieser so edeldenkende Mann einen grenzenlosen Abscheu vor allem Kranken und Elenden hatte, daß er im Bogen um ein Haus ging, wenn er wußte, daß ein Kranker drinnen war. Wie war das mit seiner Menschenliebe zu vereinen!

Schweigend, ein jeder mit seinen Gedanken beschäftigt, waren sie schließlich wieder vor dem Gasthaus „Zum Storchen“ angelangt.

Der Meister erwartete seine Gattin und forderte Fiedler auf, noch etwas in der kleinen nur schwach erleuchteten Stube des Gasthauses zu verweilen.

Fiedler, vom Spaziergange ermüdet, legte sich auf eine Ruhestätte, während der Meister neben ihm in einem Sessel Platz nahm.

Der Meister begann bedächtig, wie so häufig, theoretische Kunstfragen zu erörtern. Die Dispute wurden von beiden Seiten mit leiser einschläfernder Stimme geführt. Die Begriffe wurden immer schärfer und spitzfindiger. Es war die reine Haarspalterei.

Fiedler wußte selbst nicht, weshalb er eigentlich dieses Gespräch führte. Er wurde immer müder und müder und war dem Einschlafen nahe.

„Schlafen Sie nur", sagte leise und gemächlich der Bildhauer, „ich bewache schon Ihren Schlummer."

Der Ermüdete schloß die Augen, konnte aber nicht gleich einschlafen. Die Erschlaffung hatte etwas nachgelassen und statt dessen wollte sich eine langsam steigende Erregung seiner bemächtigen. Ein angstvolles Gefühl schlich ihm an die Kehle. Es war, als wenn jemand alle seine Gedanken auf sich zog, von seiner Person Besitz ergreifen wollte.

Er öffnete die Augen und sah plötzlich wie durch einen Nebel das schwarze Auge des Meisters in stärkster, krampfhafter Konzentration auf sich gerichtet.

Was war das für ein sonderbarer Blick, der durch Mark und Bein drang und sich tief in die Seele heftete? Wenn es den bösen Blick gab, so hatte ihn der Meister in diesem Momente.

Fiedler richtete sich mit ungewöhnlicher Anstrengung wieder auf und blickte zum Bildhauer hinüber, der bereits wieder sein gutmütiges Lächeln hatte und ihn mit treuherzigen Augen ansah.

„Was haben Sie, warum schlafen Sie nicht?" fragte er ruhig und gelassen.

Fiedler zweifelte, konnten diese Augen lügen, konnte jemand sein Gesicht derartig verstellen und in der Gewalt haben, daß er den Strahlen seiner Augen gebot? Waren die Augen nicht der Spiegel der Seele? Konnte dieser Spiegel anderes wiedergeben, als auf dem Grunde der Seele ruhte?

Er sah ein, daß er sich getäuscht haben mußte und legte sich wieder zur Ruhe. Aber er konnte nicht einschlafen, erhob sich deswegen nach einiger Zeit und verließ das Zimmer. Der Meister schien seinerseits eingeschlafen zu sein und schnarchte laut und vernehmlich.

— — — — — — — — — — — — —

Carino war wieder da.

Er war nicht allein gekommen, sondern mit ihm eine ganze Gesellschaft von Künstlern und Kritikern, die in der benachbarten Ortschaft Finsterbergen sich seit längerer Zeit angesiedelt hatten und zu Froschweiler Beziehungen unterhielten.

Finsterbergen im Teufelsmoore war in ganz Cimbronien bekanntgeworden durch die Künstler, die die Landschaft des Teufelsmoores im weitesten Umkreis vermittelt hatten.

Der Maler Schlitterklitsch und seine Gattin gehörten zu den bedeutendsten Persönlichkeiten dieses Kreises.

Wer kannte nicht den romantischen Kopf dieses verträumten Malers, wie er sich selbst dargestellt hatte, hinter den Fensterscheiben seines kleinen Märchenschlosses, das von allen zitternden Lichtern des Vorfrühlings umspielt, sich hinter dem rosa und weißen Spitzengewebe der ersten knospenden Blüten verbarg?

Wer kannte nicht auch die Gattin dieses Romantikers, die er immer wieder auf seinen Bildern darzustellen pflegte, als überirdisch zarte Erscheinung in duftig fließenden Gewändern, als junge Mutter in der Rosenlaube sitzend, ein Kind mit großen erstaunt blickenden Augen auf dem Schoße, oder auch gänzlich unverhüllt als Märchenfee auf den blühenden Wiesen, in zarter noch immer mädchenhafter Schlankheit?

Nun waren sie zum Besuch herübergekommen in Begleitung der Künstler und Kritiker, mit denen die Märchenfee

wie mit einem kleinen Hofstaate sich zu umgeben pflegte, und denen sie ähnlich wie Avantino auf ihre Art Hilfe und Förderung angedeihen ließ.

Manche behaupteten freilich, daß sie gar nicht die Märchenheilige sei, als die sie ihr Gatte immer darzustellen beliebte, daß ihr jedenfalls das Märchenspielen schon lange lästig falle, und sie den Drang zu stärkerer Betätigung in sich fühle.

In ihrer Begleitung befand sich der junge Dichter Kunze, von dem man sagte, daß sie ihn in nur vier Wochen von einem mäßig begabten Jüngling zu einem Genie gewandelt habe, dem bereits innere Gesichte wurden.

Auch der bekannte „Kropf", von dem die Maler sagten, daß er ein Dichter sei, während die Dichter es umgekehrt vermeinten, gehörte zu dem ständigen Hofstaate der Märchenfee. Er hatte ein Drama verfaßt, daß sich die „Krokodile" benannte. In diesem Drama wurde ein Mensch von Krokodilen gefressen, doch geschah das erst zum Schluß und hinter der Szene. Die Zuschauer vernahmen nur das Wehgeschrei und das Krachen der Knochen.

Es mochten wohl mehr als ein Dutzend Künstler und Literaten sein, die Froschweiler einen Besuch abstatteten, unter ihnen Blaffke, der berühmte Kritiker, ein Mann mit einem Kopfe wie ein Totenschädel und einem lahmen Bein.

Man pflegte von Finsterbergen aus häufiger einen Ausflug nach Froschweiler zu unternehmen, und hatte diesmal noch den besonderen Zweck, die Bilder des neuentdeckten Malers in Augenschein zu nehmen, von dessen hervorragendem Talente die Kunde bereits bis nach Finsterbergen gedrungen war.

In einer Scheune unweit des Gasthauses „Zum Storchen" hatte Fiedler seine Bilder ausgestellt, und der Meister selbst übernahm es, die zahlreich versammelten Gäste mit der Kunst des neuen Malers bekanntzumachen.

Fiedler hatte zuerst selbst versucht ein paar erläuternde Worte von seinen künstlerischen Absichten zu sagen. Nicht darauf komme es ihm an, die Dinge wiederzugeben, sondern vermittelst der Dinge zu gestalten, was ihm freilich nicht ganz gelungen sei.

Der Meister schob ihn ob dieser Rede sofort mißbilligend zur Seite und übernahm selbst die nötige Aufklärung. „Fiedler meint, seine Absicht sei, das zu malen, was hinter den Dingen steht. Und ich finde, es ist ihm vollauf gelungen. Sehen Sie diese Landschaft: Alles ist grün darauf, der Himmel, die Bäume, das Wasser. Ist dieses Leuchten nicht wie das ewige Grün der Natur? Sehen Sie diesen Bauernkopf! Ist dieser Mensch nicht wie ein knorriger Baum, wie ein Stück des Erdbodens, auf dem er geboren? Und hier dieses Stilleben! Wie lebendig sind die toten Dinge! Wenn er nur Stilleben malen wollte — schon damit könnte er viel erreichen."

Der Meister redete und redete und fand immer neue Erklärungen und Anpreisungen. Er hatte schon früher an verschiedenen Stellen durch kleine Bemerkungen und gelegentliche Andeutungen zur Anerkennung Fiedlers vorgewirkt. Ein mystischer Mensch, hatte er erzählt. Ein großer Künstler. Er weiß selbst gar nicht, welches Talent er besitzt.

Man wußte, daß Avantino hohe Ansprüche stellte, daß es nur wenige gab, die er anerkannte, und so konnte es nicht ausbleiben, daß die Meinung aller jener, die an den Erfolg und den Meister glaubten, auch Fiedler zustatten kam.

Die Anwesenden wurden immer stiller und nachdenklicher und lauschten andachtsvoll der Stimme des Propheten und Verkünders. Noch lange, als er schon geendet hatte, herrschte Schweigen und Andacht.

Der Kritiker Blaffke fand zuerst die Worte wieder. „Kolossal, phänomenal, orchestral!" rief er begeistert aus.

Er schien das erlösende Wort gefunden zu haben, denn es war in der Scheune nur eine Stimme des Lobes und Fiedler der Held des Tages.

Der Glaube an seine Kunst war jetzt in der Welt. Zunächst freilich nur in kleinem Kreise. Aber dieser Kreis war von nicht unerheblicher Auswirkungskraft und war an einer Stelle gezogen, wo die Blicke von vielen sich hinzuwenden pflegten.

Es lag jetzt an Fiedler, diesen Glauben zu nähren und dem gesetzten Bilde gleich zu werden.

Der Glaube an seine Kunst aber, das Bild, das die anderen von ihm in ihrer Vorstellung trugen, war wiederum der Stachel, der ihn vorwärts treiben mußte und so war der Kreislauf geschlossen, der gleicherzeit nach innen und nach außen wirkte.

Es waren Fäden um ihn gesponnen, es hatten sich Kreise gezogen, die nun von selber weiter wirkten. Ohne sein Zutun, ohne daß er es eigentlich selber gewollt hatte, waren die Dinge in Bewegung gekommen.

Sein Schifflein, das bisher am Ufer gelegen, mit dem er nur hin und wieder eine Fahrt ins Blaue unternommen hatte, war jetzt in die Strömung geraten.

Die Fahrt war ganz lustig, warum sollte er wieder aussteigen, warum den künstlerischen Auftrag nicht annehmen, den der Hofrat Carino ihm vermittelt hatte und der ihn für einige Zeit von Froschweiler entfernte?

— — — — — — — — — — — — —

Auf der Insel in der Würre traf Fiedler sich noch an demselben Tage mit seiner Freundin Eva.

Der Herbststurm fegte die letzten Blätter von den Bäumen, giftiger Nebel lag auf den kahlen Feldern, und statt der langbeinigen Wiesenbewohner saßen Krähen auf den Ästen, deren heiseres Geschrei schon die Dürre und Sorgen des Winters ahnen ließ.

Es war manches anders geworden zwischen ihm und Eva seit jener Zeit, wo sie sich auf der bunten Wiese gefunden hatten. Sie vermochten beide nicht froh und heiter zu sein und von künftigen Dingen zu sprechen.

Es stand etwas zwischen ihnen, von dem sie sich selber keine Rechenschaft zu geben wußten.

— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

In alten Märchen liest man wohl von Zauberern, die es verstanden, Menschen in einer Flasche einzufangen und nach ihrem Willen tanzen zu lassen.

Das sind freilich wunderbare Künste, aber viel wunderbarer muß es noch erscheinen, wenn jemand die Menschen, auch ohne sie der Freiheit zu berauben, wie Schachfiguren auf einem Setzbrett zu schieben weiß, und ihnen obendrein noch den Glauben beizubringen, daß alles nur zu ihrem Besten diene.

Die Menschen leben durch gegenseitige Hilfe, aber es ist ein Unterschied, ob die Hand schwarz oder weiß ist, die sich zur Hilfe reicht, denn wenn sie auch von unsichtbarer Ebene sich entgegenstreckt, so vermag sie sonderbarerweise dennoch abzufärben.

7. KAPITEL: DER VOGEL UND DIE SCHLANGE.

Es war Winter in Froschweiler, ein kalter, klarer Winterabend.

Der Vollmond zog am Himmel auf, in dessen Schein das Dorf mit seinen Häusern sichtbar wurde. Die bleichen Lichter des Mondes tasteten leise über das Moos der Strohdächer mit den öden Storchennestern, spannen sich empor bis zur blinkenden Spitze des Kirchturms, huschten von dort über das kahle Geäst der Bäume und glitten wieder hinab zur Erde, wo sie sich schließlich in der glitzernden grünlichen Decke verfingen, die undurchsichtig den Spiegel der Gurre bedeckte.

Nächtliche Stille lag trotz der frühen Abendstunde schon über dem Dorfe, nur hin und wieder raschelte es in den verwelkten dürren Blättern, nur hin und wieder tönte das Gewinsel eines wachsamen Hundes oder rasselte Kettengeklirr, wenn das Vieh sich dumpf im Stalle regte.

Am Himmel standen keine Wolken, nur ganz in der Ferne war ein schwarzes Fleckchen zu sehen, das näherkommend sich allmählich vergrößerte und unterhalb des Mondes gerade über dem Hexentanzplatz in der Nähe des Dorfes halten blieb.

Es hatte jetzt die Gestalt einer schwarzen Wolke, aber es war eine ganz unnatürliche Wolke, die aus dem Gleichgewicht geraten schien und lang zur Erde herabwallte wie ein schwarzer, wallender Mantel.

Warum schwankte die Scheibe des Mondes, als hätte sich eine schwere Last von ihr abgerollt? Warum schreckten zwei Krähen mit heiserem Schrei aus den schwarzen Tannen

auf, die wie dunkle Wächter der Nacht kerzengerade unter der Wolke standen? Wessen Unsichtbaren Schatten war es, der die Tannen herabglitt, sich wie ein Teppich über den Hexentanzplatz rollte und dann aufrecht zum Dorfe schritt?

Als sei er des Weges kundig, wählte er den gradesten Weg, der zu jenem Hause führte, in dem sich das Atelier Avantinos befand, aus dessen Fenster noch ein schwacher Lichtschimmer nach außen drang.

Lauschend und horchend bewegte es sich rund um das Haus und tastete suchend an den Wänden, ob sich nicht ein Eingang böte. Mit einem kleinen Satze hüpfte es dann auf den Rand des niedrigen Daches, wo der Schatten sich bis zum Schornstein wie auf ebener Erde hinaufbewegte.

Dann stand er einen Augenblick deutlich sichtbar als dunkle Silhouette gegen den mondbeleuchteten Himmel.

Es wäre Verleumdung gewesen, zu sagen, daß der Schatten einem Kaminkehrer geglichen hätte, der hier nächtlicherweile seinen Berufspflichten nachgehen wollte, oder daß die Gestalt etwa hinten einen langen Schweif gezeigt hätte oder Hörner an der Stirn oder auch nur einen Pferdefuß. Vielmehr glich die von dem schwarzen Mantel umflossene Erscheinung, deren Umrisse undeutlich im Lichte des Mondes zerflossen, eher einem Strategen, der von erhöhter Stellung eine Schlacht leitete oder einem Herrscher, der gewohnt, einer Welt seine Befehle zu erteilen.

Als sich der Mond einen Augenblick hinter Wolken verzog, war die Gestalt verschwunden, nur die Zipfel des Mantels hingen noch aus dem Schornstein.

— — — — — — — — — — — — —

Im Innern des Hauses saßen die Gattin Avantinos und Eva in weichen Sesseln am Teetisch, während der Meister

selber noch an dem Dreigestell hantierte, auf dem die tönerne Maske eines siamesischen Götzen zu sehen war. Erstarrte, plumpe Gesichtszüge mit leeren Löchern statt der Augen hoben sich im Ton ab, deren Ausdruckslosigkeit dennoch unwiderstehlich anzog, weil man dem Nichtssagenden einen Sinn zu geben suchte, das Unausgesprochene immer wieder quälte, einen Sinn hineinzulegen.

Das Atelier, dessen Boden mit weichen Teppichen belegt war und an dessen Wänden buntfarbige Stoffe hingen, war von mattem Kerzenlichte erfüllt, das von silbernen Leuchtern niederstrahlte.

In die verhangenen Fensterrahmen waren weiche Kissen gestützt, die der Kälte jeden Eintritt verwehrten und auch vor unberufenen Blicken schützen sollten.

Diese Vorkehrungen konnten es aber dennoch nicht hindern, daß der Vollmond von oben durch die kahlen Äste der Bäume hindurch seinen magischen Schein in das Zimmer warf, der an das Vergehen und Verwesen aller Dinge mahnte. Leise krochen die blassen Strahlen durch das Fenster des Ateliers, überwanden das matte, gedämpfte Kerzenlicht, huschten wie silbernes Spinnengewebe über den Boden und blieben mit fahlem Scheine an der dem Fenster gegenüberliegenden Wand des Zimmers haften.

Dort wurde ein größeres Gipsrelief sichtbar, das der Meister erst in der jüngsten Zeit geschaffen hatte.

Man sah eine Gruppe liegender und hockender, fast lebensgroßer Gestalten, teils gänzlich nackt, teils mit leichten Gewändern bekleidet, die in einem symmetrischen Rhythmus zueinandergestellt, vom tiefen Schlaf befangen die Köpfe und Arme sinken ließen oder leise erwachend den Blick nach oben richteten.

Es war die Geste der Gläubigen, die vom Todesschlafe erwachend, sich aufrichteten und voll demütiger Schauer der kommenden Dinge harrten. Aber die Gesichter straften

diese Gesten Lüge, denn es waren Physiognomien, die in einer Welt des Opiums und Haschischs geschwelgt hatten und sich voll lüsterner Neugier nach den Mysterien eines heidnischen Götzendienstes sehnten.

Widerlich weichliche Körper männlichen und weiblichen Geschlechts, die abgesehen von den Geschlechtsmerkmalen in der körperlichen Struktur keinerlei Unterschiede aufzuweisen hatten, wanden sich schlangenartig in den Höhlungen der Eingänge des Grabes. Die Gesichter mit den niedrigen Stirnen und den flachen Schädeln, angeklebten und nach Negerart gekräuselten Haaren zeigten geschminkte, aufgeworfene Lippen, stumpfe Nasen und mächtige Ohren. Unzüchtig schlugen sie die Augen nieder oder blinzelten lüstern durch die halbgeöffneten Lider.

Niemand war sonst im Gemache. Nur die Negerin mit dem roten Kopftuche und der goldenen Schlange um die Stirn stand dicht neben Eva, die es nicht spürte, wie sie sich tiefer über sie neigte. Aber das war ja auch nur eine Plastik des Meisters, die er nach dem Bilde seiner Gattin geschaffen, damals, als sie gemeinsam nach Toledo reisten.

Waren es die Figuren des Schlafes und des Traumes, von denen eine fremdartig geheimnisvolle Atmosphäre im Raume ausging, war es die Stille im Zimmer, die sich mit dem lastenden Schweigen von draußen vereinte? — Evas hatte sich eine seltsame lässige Müdigkeit bemächtigt, die ihr alle Gegenstände wie durch einen Schleier erscheinen ließ, so daß sie zwischen Traum und Wirklichkeit nicht mehr zu unterscheiden vermochte.

In der lastenden Stille waren plötzlich deutlich leise tappende Schritte rings um das Haus zu vernehmen, als wenn jemand heimlich einzudringen suchte. Ein Streichen war an den Wänden, ein leises Knistern und Knacken. Dann war dasselbe Geräusch vom Dache zu vernehmen

und gleich darauf fuhr etwas den Schornstein herab wie ein lebendes Wesen, wie eine große Fledermaus, die langsam an den Wänden des Kamins hinabglitt und im selben Augenblick fühlte Eva einen kalten Hauch über ihr Gesicht streifen und sah in den noch eben leeren Augenhöhlen des siamesischen Götzen ein paar lebendige Augen, die starr auf sie gerichtet waren.

Seltsame schillernde Augen, ohne Seele und doch lebendig, ganz fern und doch ganz nahe, ganz fremd und doch bekannt, die Augen einer Schlange und eines Menschen zugleich.

Schrecken und Grauen hatten sich Evas bemächtigt. Sie wollte aufstehen, wollte fliehen, aber vergebens stemmte sie die Füße gegen den Boden, vergebens krampfte sie die Muskeln zusammen, eine unbekannte Macht hielt sie im Sessel festgebannt.

Sie schloß die Augen um das Bild des Götzen nicht zu sehen, aber sonderbar sie sah es nun auch mit geschlossenen Augen und fühlte den starren Blick unausgesetzt auf sich gerichtet.

Hilfesuchend, kaum daß sie die Augenlider zu heben vermochte, blickte sie sich im Zimmer um. Niemand war mehr da, nur die Negerin stand starr und unbeweglich hinter ihr.

Da vernahm sie eine fremde dunkelrollende Stimme, verführerisch und eindringlich, ganz dicht an ihrem Ohre:

„Wenn du die goldene Schlange um die Stirne windest, wirst du wissend sein und über Zeit und Raum gebieten."

Die Stimme war längst verklungen, aber noch immer tönten die Worte in Eva fort wie auf den Saiten eines angeschlagenen Instrumentes. Eine lüsterne Neugier hatte sich ihrer bemächtigt, eine erwartungsvolle Erregung, und zugleich eine völlige Lässigkeit, über die sie sich keine Rechenschaft zu geben wußte.

Im nächsten Augenblick — sie hätte nicht sagen können, ob sie es selbst getan hatte — wand sich die goldene Schlange um ihre Stirn, die sich kalt und schleimig anfühlte, wie eine echte Schlangenhaut.

Jetzt sah sie auch wieder den Bildhauer und seine Gattin, aber sie waren ganz fern und undeutlich. Sie trugen fremdartige Gewänder und glichen dem siamesischen Götzen und der Negerin mit dem roten Kopftuche. Sie waren viel kleiner und schemenhafter als in der Wirklichkeit und befanden sich in der Nähe des Grabreliefs mit den schlafenden Figuren.

Immer blasser und kleiner wurden ihre Gestalten, bis sie nur noch die Größe der Relieffiguren hatten und dann waren sie beide wie durch eine offene Tür in dem Relief verschwunden. — — — — — — — — — —

Verwundert sah Eva noch immer auf das Relief. Da war es ihr, als wenn ein leichter Windstoß die Gewänder der Figuren leise bewegt hätte und dann sah sie es ganz deutlich: es war eine Öffnung in der Wand und es waren keine Bildwerke mehr, die dort hingen, sondern lebende Menschen standen und kauerten in der Öffnung, die sich perspektivisch weitete. Ruhig und gleichmäßig atmeten alle diese Lebewesen, von tiefem Schlaf befangen. Leise bewegten sich die Falten der Gewänder.

Hatte nicht eine der Figuren den Arm bewegt? Und jetzt auch die andern?

Wie ein Zittern, wie ein Aufatmen ging es durch alle Gestalten — mit einem Male waren sie alle erwacht und in Bewegung.

Zuerst leise und schwankend, wie Marionetten an einem Faden, die im Luftzuge durcheinander schaukelten. Allmählich aber wurden die Bewegungen freier und selbständiger, bis die einzelnen Gruppen sich voneinander lösten und statt der toten Gipsfiguren gelbe und bräunliche

Menschenleiber von Blut und Leben durchpulst sich durcheinander bewegten.

Die Öffnung in der Wand vertiefte sich noch immer mehr und dehnte sich allmählich zu der Halle eines heidnischen orientalischen Tempels mit hohen marmornen Säulen, die die Perspektive eines steinernen Säulenwaldes gaben. Fratzen und primitive Tiermasken, Schlangen und Geierköpfe hingen an den Seitenwänden der Halle, die von einem stechend grünlichen Lichte erleuchtet war, das von den Opferflammen der steinernen Altäre sich ausbreitete, zwischen denen der Boden von dunklen Flecken, wie von vergossenem Blute, gerötet war.

Die Gestalten hatten sich angefaßt und bewegten sich im Reigentanze zwischen den Altären.

In gleichmäßigen zuckenden Bewegungen tanzten die gelblichen und bräunlichen Menschengestalten einen uralten Opfertanz. Eintöniger rauher Gesang tönte unterirdisch aus dem Boden, in den sich hin und wieder das heisere Brüllen von Panthern und Hyänen mischte.

Allmählich wurde der Rhythmus schneller, die Bewegungen immer heftiger, immer leidenschaftlicher drehten sich die Leiber, stießen den Boden mit den Füßen und verrenkten sich in krampfhaften Bewegungen. Ein Zucken ging durch ihre Glieder. In den Augen entzündete sich heiße Glut. Die Körper begannen sich ineinander zu krampfen und wieder zu lösen in unwillkürlichen schmerzhaften Zuckungen.

Immer stärker dröhnten gellende Gongschläge, kürzer schallte die rhythmische Weise, höher leuchteten die grünen Opferflammen und wilder schallte das Brüllen der Tiere.

Die Gestalten waren nicht mehr Herr ihrer Bewegungen.

Wie von unsichtbaren Riesenfäusten emporgezerrt und wieder niedergerissen wurden sie durcheinander gewirbelt und schwebten manchmal frei in der Luft.

Die Gesichter hatten sich verzerrt, lechzende Lippen und rote Zungen leuchteten aus den blassen, unsagbar häßlichen Gesichtern. Wie Schlangen ineinander verknäult wälzten und lösten sich die zuckenden Glieder. Ein rasender Schmerz schien alle zu durchtoben.

Von den Opferschalen sprangen kleine grünliche Flammen auf die Leiber über, lösten sich wieder ab und fuhren von neuem hinein.

Der Gong dröhnte unaufhaltsam, rasend, ein langgezogener gellender Schrei vermischt mit einem Zischen, wie glühendes Eisen, und plötzlich schlug eine einzige mächtige Flamme aus der Erde hervor und verzehrte in einem Augenblick die noch zuckenden menschlichen Körper.

— — — — — — — — — — — — —

An der Stelle aber, wo die Flamme emporgeschlagen war, hatte sich ein Abgrund gebildet, aus dessen Spalten betäubende, giftige Gase stoßweise an die Oberfläche drangen. Ein Schillern und Gleißen kam aus der Tiefe. Es wand sich kriechend und schleppend langsam empor.

Und siehe ein gewaltiger schillernder Schlangenleib war nach allen Richtungen in gleitender, fließender Bewegung. Aus der Mitte der Windungen hob sich langsam der zugleich dämonische und ekelhafte Schlangenkopf, richtete sich höher und höher empor, bis die furchtbare Schlange kerzengerade in der Luft zu stehen schien.

Voll Entsetzen sah Eva die Schlangenaugen, in denen sie wie in einem hohlen Spiegel ihr eigenes Bild zu erkennen glaubte, sich auf sie richten und sie mit starren Blicken bannen.

Es gab kein Entfliehen, es gab keine Möglichkeit, dem Schrecklichen zu entgehen.

Die Schlange schien das zu wissen. Denn sie zeigte keine Eile, sie wartete ruhig, ihrer Beute sicher, und lächelte, ja sie lächelte voll weiser Überlegenheit.

Sonderbar, auch Eva überkam trotz der steigenden Erregung eine erwartungsvolle Ruhe. Sie wollte keine Furcht, keine Schwäche zeigen, und als sie dieses dachte, da schien ihr die Schlange gar nicht mehr so abschreckend und die Gefahr nicht mehr so groß. Etwas Bestrickendes, Süßes ging von der Schlange aus, das zu überreden vermochte und von Schönheit sprach.

Nur einen Augenblick gab sie sich diesem Eindruck hin, doch siehe schon hatte die Schlange menschliche Gesichtszüge. Der flache Schlangenkopf hatte sich spitz erhoben und zeigte ein plumpes menschliches Antlitz mit platter Nase und lappigen mächtigen Ohren. Die Schlange war zum Bildnis eines Götzen geworden, zu dessen Füßen reglos ein schwarzes Weib mit einem roten Kopftuch kauerte.

Noch sah Eva die plumpen asiatischen Züge des steinernen Götzen, noch haftete das Bildnis in der dämmernden Halle deutlich auf der Netzhaut ihres Auges, noch war in ihr ein Erinnern wie aus urweltlichen Zeiten, da erwachte der Götze aus seiner steinernen Ruhe, seine Züge bekamen Leben und sein Antlitz wurde menschlicher.

Das kauernde Weib zu seinen Füßen war nicht mehr schwarz, sondern nur fremdländischen Antlitzes. Noch war es starr von tiefem Schlaf befangen. Manchmal durchbebten Krämpfe den Leib der Schlafenden, während sie gleichzeitig Worte hervorstieß, unverständlich geflüsterte Worte von ungeheurer Bedeutung, denn die Züge des lebendig gewordenen Steinbildes verrieten die gespannteste Aufmerksamkeit, um die Worte nicht nur mit den Ohren zu hören, sondern auch von den Lippen zu lesen.

Ist es ein Priester, der sich über sie neigt, ist es ein zauberkundiger Magier? Noch hat er die Schlangenaugen, noch sind die Züge streng und unbeweglich, noch zeigen die schmalen zusammengeklebten Lippen den schleimigen Ursprung an.

Doch schon färben die Lippen sich röter, schon kräuselt ein Bart die Wangen, das Kinn ziert ein spitzer Bocksbart. Zwei kleine Hörner wachsen aus der Stirn, unter dem rotschimmernden Mantel stehlen sich zottige Ziegenfüße hervor. Statt des Priesters steht Pan, der Gott des Waldes, vor der Pythia.

Er will nichts mehr von den griesgrämigen Priestern wissen, fröhlich bläst er auf der Hirtenflöte und lockt auf blumige Wiesen. Er hüpft und tanzt und ist von einer argen Zudringlichkeit und allzugroßen Selbstverständlichkeit.

Auch die Szene hat sich gewandelt, die Tempelsäulen sind versunken, blumige Wiesen breiten sich aus, von Licht und Sonne umflossen, Bäche sprudeln und die Natur ist voll Leben und Regsamkeit.

Immer weiter lockt die Hirtenflöte in die dämmernden Schatten der uralten Steineichen und Lorbeerbäume.

Felsiger wird die Gegend und verlassener, und hier in der Einöde, wo es keine störenden Zuschauer gibt, läßt der Bocksfüßige mit dem roten Mantel jeden Zwang und jede Rücksicht fahren. Er kennt kein Maß und keine Schranken mehr.

Das Weib, das er mit sich hinausgezogen hat, ist erwacht, ganz wach.

Ein gelbes Feuer glüht in ihren Augen. Sie trägt ein geflecktes Pantherfell um die nackten Lenden und Weinlaub in den Haaren. Im rasenden Laufe stürmt sie flatternden Haares durch die Landschaft. Sie kennt sich selbst nicht mehr und ist nur rasende Lust.

Das Waldesdickicht hat sie schon verschlungen; noch einmal tönt die Hirtenflöte — dann ist Eva verlassen und sitzt einsam auf trostloser Steppe. — — — — —

Was ist Zeit? Wohin das bunte Bild entschwunden?

Jahrhunderte, Jahrtausende sind vergangen — es ist die finstere Zeit des Mittelalters, in der man vom Menschen

Unmögliches verlangte, der Mensch dem Menschen feind war, und das Weib geplagt und geringgeschätzt vor allen anderen. Es ist die Zeit, in der der Mensch die Hölle des Teufels als Asyl für die Hölle auf Erden erfand.

Eva schaut um sich. Sie befindet sich im Lande Merlins und der Melusine, Einöde rings, soweit sie blickt, Spuren der Verwüstung, der Entvölkerung des Landes überall. Eine einsam gelegene Höhle ist ihre einzige Zufluchtsstätte.

Was schleicht da durch das Steppengras? Ist es ein Mensch oder ein Tier?

Es ist ein gebücktes, altes, zahnloses Weib, dessen Züge noch von der Schönheit vergangener Tage zeugen.

Eine Ähnlichkeit ist noch geblieben. Sie trägt das rote Kopftuch auf dem Scheitel und hat den Bernsteinglanz noch in den Augen.

Sie kommt näher, sie winkt verheißungsvoll und zieht Eva mit sich fort. Sie nähern sich menschlichen Wohnungen.

Eva schreitet mit der Alten eine gewundene dunkle Steintreppe inmitten enger Gassen hinab. Harzfeuer mit gelber Flamme und roter Glut leuchten an den Wänden der mittelalterlichen Häuser, in deren Schatten sich dunkle Gestalten bewegen in fremdartiger Tracht, Frauen mit spitzer Burgunderhaube, Männer mit Schuhen, an deren Spitze der feine Stachel des Skorpions sich zeigt. Hohe gotische Kirchentürme ragen über die windschiefen aufeinandergesetzten Etagen der Häuser, in derem architektonischen Steinschmucke Engelsgesichter mit Teufelsfratzen streiten.

Ganz am Ende der Stadt, dicht an der Mauer, liegt das verfallene Häuschen der Alten.

Eine Tür wird aufgestoßen, und ein niedriger dunkler Raum, in dem eine trübe Öllampe ein spärliches Licht verbreitet, umfängt Eva. Gespenstische Schatten huschen an den Wänden, auf dem Herde dampfen geheimnisvolle Kessel,

eine Eule sitzt in einem Käfig an der Wand, und ein großer schwarzer Kater blinzelt am Herdfeuer.

Die Alte schließt sorgfältig die Tür.

Sie mischt vertrocknete Kräuter und streut sie in den siedenden Kessel, dann zieht sie Kreise mit dem Stabe und murmelt Zaubersprüche.

Stärker wallen die Dämpfe, Flammen sprühen auf wie rote lechzende Teufelszungen, dämonische Fratzen sind in dem Rauche, höhnisches Lachen und Gepolter in der Luft.

Riesengroß wächst die Gestalt des schwarzen Katers. Und dann erscheint plötzlich das Bild eines blassen schwarzgekleideten Mannes mit glühenden fieberhaften Augen, auf dessen bleicher Stirn ein funkelndes umgedrehtes Kreuz erstrahlt.

„Was wünschst du von mir", kommt es mild und gütig von seinen Lippen.

Eva blinzelt furchtsam zu ihm hinüber. Ist es der Teufel? Aber er hat keine Hörner und keinen Pferdefuß, er hat gar nichts Abschreckendes, sondern sieht gütiger aus als die meisten Menschen und hat ein bezauberndes Lächeln um den blassen schmalen Mund.

Er verspricht ihr alles, was sie nur will. Sie wird nicht nur die Zukunft wissen, sie wird sie selbst gestalten. Sie braucht nur ein kleines Tröpfchen Blut aus ihren Adern zu lassen.

Die Alte hat sie schon mit einem Messerchen geritzt und träufelt ihr etwas in die Wunde.

Ein heftiger Schmerz durchzuckt sie und sogleich fühlt sie, wie sich das Blut in ihrem Leibe wandelt und wie ein Feuerbrand durch die Adern rollt, während gleichzeitig Eiswogen sie umbrausen.

Und siehe — die Gegenstände im Zimmer haben alle eine Zunge und reden von verborgenen Dingen. Die Kräuter und Pflanzen haben Gesichter und sprechen von der Heilkunde wie gelehrte Professoren.

Eva fühlt, wie ihr Körper immer leichter und leichter wird. Sie schwebt im Raume immer höher bis zur Decke, die sich nach oben verschiebt, höher und höher wird, bis es der dunkle Sternenhimmel ist, und sie in rauschender Fahrt in die Höhe steigt.

Sie sitzt rittlings auf einem schwarzen Bock, um dessen weiches Fell sich ihre nackten Beine krampfen. In sausender Fahrt und immer größerer Schnelligkeit geht es vorwärts durch die Lüfte, vorüber an schwarzen Masten, draußen vor der Stadt, die noch von Menschenbränden rauchen. Tief unter ihr liegen die Türme der mittelalterlichen Stadt. Nun dehnt sich weit die freie Ebene.

Eva ist nicht mehr allein. Von allen Seiten strömt es herbei, alte und junge Weiblein, manche völlig nackt auf Besen reitend, manche notdürftig bekleidet, als hätten sie ganz plötzlich diese Reise angetreten. Alte Hexengesichter sind neben ihr mit schielendem Blick und gelben Hauerzähnen. Dazwischen ganz junge Gesichter mit unschuldsvollen Kinderaugen wie Engel oder Heilige.

Auch Männer sind darunter mit Faunsgesichtern und spitzen Bocksbärten, mit schwammigen Bäuchen und rosig glühenden Gesichtern. Sie reiten auf Ebern und Böcken, auf schwarzen Katern und Ofengabeln. Manche fahren sogar in ihren Betten durch die Luft. Nur die wenigsten haben sich mit einem Besenstiel begnügt.

Ein Kreischen und Lachen ist in den Lüften, blutrot leuchtet der Mond gleich einem glühenden Wagenrad. Über dem Turm einer Kirche gleitet der Schwarm hernieder, wie ein Zug Krähen, der sich im Gleitflug niederläßt.

Sie sind am Ziele angelangt: es ist der Hexentanzplatz hinterm Dorfe, wo sich die schwarze Schar zusammenfindet. Es ist der Platz mit den dunklen Tannen, in deren Geäst sich trockenes Moos wie Spinnengewebe breitet. Es ist der Platz mit dem stachligen Gestrüpp und den phantastischen

Felsengestalten, auf dessen Anhöhe der Bildhauer mit jenem Unbekannten Zwiesprache hielt.

Ein gespenstischer Silhouettentanz hebt auf der Höhe des Berges an um das steinerne Felsgebilde. Die phantastisch geformten Steine werden lebendig, sie richten sich auf aus der starren Verkrampfung zu scheußlich gestalteten unbekannten Tieren, wie kleine Drachen, Hyänen und Raubtierkatzen anzuschauen. Tierstimmen werden laut und vermischen sich mit den Schreien der Lust und der bestialischen Freude.

Als der Mond sich hinter Wolken versteckt, da wälzt sich alles durcheinander zu einem wüsten Knäuel von Tieren und menschlichen Leibern, ein Schreien und Ächzen, ein Wimmern und Stöhnen erhebt sich aus dem Schwarme.

Eva ist mitten unter ihnen und fühlt, wie rasende Lust sie glühend durchzuckt. Vor ihren Augen ist ein Flimmern wie Myriaden winziger glitzernder Sterne, wie Wasserstaub und Wellengischt und zerstiebener Schnee.

Noch ist es ein Funkeln, farbig und sprühend, wie von tausenden von Diamanten, Smaragden und Saphiren. Doch schon senkt es sich rot wie Rubinenstaub wieder herab und plötzlich wandelt sich die Lust in rasenden Schmerz. Feuerflammen sind in ihr.

Zum letzten Male wechselt die Szene. Sie steht umzüngelt von roten Flammen auf dem brennenden Holzstoß, eine bestialische Menschenmenge mit wutverzerrten Gesichtern reckt die Fäuste empor, sinnlose Verwünschungen stammelnd. Dann wird es Nacht, sie sieht und hört nichts mehr und gleitet in das bodenlose Nichts.

— — — — — — — — — — — — —

Als Fiedler nach einigen Monaten nach Froschweiler zurückkehrte, fand er Eva auf rätselhafte Art und Weise verändert.

Sie empfing ihn kalt wie einen Fremden und wollte nichts mehr von der Insel auf der Gurre wissen.

Wenn er sie erstaunt und fragend ansah, war ein boshaftes, listiges Lächeln in ihren Zügen, ja manchmal spielte es wie leiser Hohn um ihren Mund. Dann wieder starrte sie gänzlich abwesend vor sich hin oder murmelte unverständliche Worte, als ob sie mit eingebildeten Personen spräche.

Aber nicht nur Eva war verändert, die ganze Welt schien sich in Froschweiler verschoben zu haben. Wohin Fiedler sich auch wandte, überall wich man ihm aus oder ließ sich verleugnen, überall begegnete er mißtrauischen Blicken, keiner gab ihm Auskunft. Auch die Avantinos waren nicht zu sprechen, sie hatten Besuch und waren in Eile. Der Strom der kleinen Welt in Froschweiler ging an Fiedler vorüber, wie an einem gänzlich Fremden.

Was hatte man gegen ihn? Was dachten sich diese Leute? Was ging in Eva vor? Fiedler hatte geglaubt, daß sie ihm gehöre, daß sie sein eigen sei, wie ein Mensch einem anderen gehören konnte. Wie war in dieser kurzen Zeit eine solche Wandlung möglich?

— — — — — — — — — — — — —

Er hatte in der Abendstunde das Häuschen der beiden alten Malerinnen aufgesucht, die sich bisher immer hatten verleugnen lassen.

Das Haus schien von sämtlichen Bewohnern verlassen. Als er einen Augenblick unschlüssig in einem Zimmer wartete, vernahm er deutlich in nächster Nähe die Atemzüge eines menschlichen Wesens.

Es war Eva, die sich im Nebenzimmer zur Ruhe gelegt hatte.

Noch niemals war es ihm so aufgefallen, wie erschreckend sich ihr Aussehen verändert hatte. Glich sie doch mehr einem wächsernen Bildnis, als einem lebenden Menschen.

Die Nase saß spitz und scharf im Gesicht, die Wangen schienen eisig, und die sonst so roten Lippen waren blutlos und bläulich wie die einer Toten.

Während er sie noch anschaute, fing sie an unruhiger zu werden und sich hin und her zu wälzen. Ein Traum schien sie zu quälen, ein Alp sie zu bedrücken. Ein leiser Schrei brach von ihren Lippen, und Furcht und Schrecken prägte sich jetzt in ihren Zügen aus.

Fiedler wußte nicht, ob er fortgehen, oder sie wecken sollte. Unwillkürlich näherte er sich und sah, daß sie ein schillerndes Geschmeide trug, das sich fest um ihren Hals schlang und das Blut in den Adern staute.

Von dem Wunsche beseelt, ihr zu helfen, setzte er sich neben sie und löste sachte die Spange. Ohne sich dessen bewußt zu werden, konzentrierte er alle seine Gedanken auf die Schlafende, zu der es ihn hinzog mit sympathischer Gewalt.

„Eva", flüsterte er leise, „Eva, was ist dir?"

Er wiederholte die Frage des öfteren und neigte sich über sie.

Da war es, als flüsterten ihre Lippen etwas, immer wieder dasselbe Wort, so daß er es endlich verstand.

„Die Schlange, die furchtbare Schlange!"

Unwillkürlich schreckte er einen Augenblick zurück. Eine lautlose, wie von elektrischer Atmosphäre geladene Spannung war in dem Zimmer, wie ein Kriechen und Winden war es an den Wänden.

Deutlich vernahm er jetzt Evas Stimme wieder:

„Siehst du nicht die dämonische Schlange, wie sie den Kopf zur Seite biegt und lächelt? Sie läßt den Blick nicht von mir ab, ich kann ihr nicht entgehen."

„Ich sehe sie", kam leise die Antwort von Fiedler, er wußte selbst nicht, was ihn zu diesen Worten veranlaßte, „ich werde dir helfen. Sie hat nichts Dämonisches, sie ist

nur ein armseliger Wurm. Ich werde sie starr und leblos machen.

Hörst du die leisen Flötentöne? Horch, es ist die alte Zauberweise, die alle lebenden Wesen bändigt, sie starr und unbeweglich macht. Sieh nur, wie die Schlange sich aufrichtet und sich im Takt zu wiegen beginnt. Sie kommt näher, immer näher. Aber fürchte dich nicht, es ist wider ihren Willen. Sie schläft schon halb, wird starr und starrer, und sieh, jetzt greif ich sie und halte sie am Schwanze — es ist gar keine Schlange. Es ist nur ein lebloser dürrer Stab."

Eva war während der letzten Worte allmählich immer ruhiger geworden. Gleichmäßig hob und senkte sich ihre Brust im Schlummer. Die Farbe des Blutes war in die Wangen zurückgekehrt, und ein befreiendes Lächeln spielte in ihren Zügen.

Leise hatte Fiedler sich erhoben, um das Zimmer zu verlassen.

Da sah er, daß er nicht mehr mit Eva allein war — die beiden alten Malerinnen standen an der Schwelle des Zimmers und steckten die Köpfe wie ein paar gackernde Hühner zusammen.

Sie beobachteten ihn schon einige Zeit mit mißtrauischen Blicken.

Mit kurzem Gruße wollte sich Fiedler entfernen.

Er wußte es wohl, daß die beiden alten Damen seine Freundschaft mit Eva nicht gern sahen. Eva selbst hat es ihm erzählt. Aber er hatte sich nichts daraus gemacht, hatte sogar ironische Bemerkungen und Scherze beliebt, die nicht gerade geeignet waren, ihm das Vertrauen der beiden zu erwerben. — Doch was gingen ihn diese beiden Geschöpfe eigentlich an? Was hatte er mit diesen sonderbaren Frauen zu schaffen, die erst beide zusammen einen richtigen Menschen ergaben — die eine dick, rosig

und geschwollen, die andere mager und vertrocknet, die eine männlich, energisch und kräftig, die andere schwach und durchsichtig wie Spinngewebe.

Aber die beiden Frauen hatten ihm ihrerseits noch etwas mitzuteilen.

Sie erklärten, daß sie unter keinen Umständen seine Beziehungen zu Eva länger dulden würden, und verboten ihm kurzerhand das Betreten des Hauses.

Fiedler zuckte nur die Achsel: nun gut, er würde das Haus nicht wieder betreten, aber niemals vermochten sie ihn und Eva wider ihren Willen zu trennen.

Die beiden mochten wohl schon ähnliches vorausgesehen haben; mit feindlichen, höhnischen Blicken überreichten sie ihm einen Brief, der an seine Adresse gerichtet war und die Schriftzüge Evas trug.

Schweigend nahm er ihn an sich und verließ das Haus.

Der Brief enthielt ganz kurz den Wunsch Evas, die Beziehungen mit ihm abzubrechen. — Keine Erklärung sonst, kein Abschiedswort, nichts. —

Fiedler wußte nicht, wie ihm geschah. Er hatte das Gefühl, als ob sich alles um ihn drehte, und der Erdboden unter seinen Füßen schwankte. Ein Verdacht tauchte plötzlich in seiner Seele auf, ein unbestimmter vager Verdacht. Er beschloß sofort Avantino aufzusuchen.

Wie im Traume stand er gleich darauf dem Bildhauer gegenüber und wußte nicht, was er sagen sollte.

Das Atelier war seit jenem Abend völlig verändert. Die Statuen des Götzen und der Negerin waren beiseite geschafft und das Reliefbildnis verhängt. Statt dessen stand auf einem Sockel das Modell des Brunnens der Wahrheit mit den sieben Tugenden.

Der Meister arbeitete an einer neuen Plastik, die sich erst im Anfangsstadium befand, und Josef und Maria mit dem Jesuskindlein auf der Flucht nach Ägypten darstellte.

Er entschuldigte sich, daß er für Fiedler bisher keine Zeit gehabt, ein neuer Auftrag hätte ihn völlig in Anspruch genommen.

Die behagliche Schönheit des Raumes und die biedere Herzlichkeit des Meisters verfehlten auch diesmal nicht ihre Wirkung auf den Maler. Er glaubte die Atmosphäre einer naiven und fröhlichen Unbefangenheit zu empfinden und kam sich selber mit seinem Argwohn so abgeschmackt und unsinnig vor, daß er mit keinem Worte Eva und die vorausgegangenen Ereignisse erwähnte.

Er verhielt sich still und einsilbig, gequält folgte er dem Gespräch und antwortete mit mühsamer Selbstbeherrschung auf gleichgültige Fragen.

„Was haben Sie nur?" fragte der Meister. „Sie grübeln zu viel und machen sich unnötige Gedanken. Sie sollten mehr unter Menschen gehen. Ich glaube fast, Froschweiler ist nicht der richtige Ort für Sie.

Sie sollten eine kleine Reise machen, das wird Sie auf andere Gedanken bringen."

Fiedler vermochte den Zwiespalt der Gefühle nicht länger zu ertragen. Er verabschiedete sich kurz und stürzte hinaus. Er beschloß, am selben Abend abzureisen.

— — — — — — — — — — — — —

Draußen strahlte blutrot der Mond, schwankend glitt er zwischen den entlaubten Ästen der Bäume wie eine rotgeschminkte Gestalt, wie eine lüsterne Maske, hinter der ein kahler Totenschädel verborgen ist mit eisigen Wangen und erfrorenen Lippen, das Grauen in den toten Augenhöhlen.

Auf den kahlen Giebeln der Häuser hockte es wie nackte Geierhälse. Die Bäume schienen statt der Kronen das verkrüppelte Wurzelwerk in die Luft zu strecken. Der Atem der Zersetzung und Verwesung war in der Luft.

In der Ferne schreckten Krähen und dunkle Nachtvögel auf, ein Gepolter kam näher, ein metallenes Klirren — da jagte es daher, daß die Funken stoben und das Eis am Wege knirschend zerbrach, von dunklen Gebilden umschwebt — die schwarze Karosse mit den schnaubenden Rossen und dem seltsamen Männlein auf dem Bocke.

Ein Negerweib saß hinter den hochgezogenen Fenstern und ein behäbiger vierschrötiger Mann mit schwarzem Vollbart und dunklen Augen.

Mitten zwischen ihnen aber lehnte totenblaß und reglos eine zweite weibliche Gestalt mit wächsernen Wangen und geschlossenen Augen, wie eine leblose Puppe anzusehen.

Schon war die schwarze Karosse in der dunklen Nacht verschwunden. Nur aus der Ferne tönte noch Peitschengeknall und das Rattern der Räder.

8. KAPITEL: FINSTERBERGEN.

Jahre waren inzwischen vergangen, Jahre in denen sich die Welt in Cimbronien verändert hatte wie noch nie zuvor.

Es war geradezu, als ob sich in diesem Lande das Unterste zu oberst kehren wollte und längst überwundene Zeiten wieder erstehen sollten.

Fremdländische Gestalten, die man sonst nur aus Bilderbüchern kannte, tauchten in Cimbronien an allen Orten auf, und die sozialen Schichten des Volkes begannen sich phantastisch durcheinander zu schieben. Die Portiers und Hausdiener zogen aus den Kellern in die erste Etage, und die Leute aus der ersten Etage in die Keller und Dachstuben.

Die Cimbronier aber wurden insgesamt erst Millionäre, dann Billionäre und Trillionäre, ohne daß sie jedoch irgend einen Vorteil davon hatten, denn alle Waren und Lebensmittel wurden so kostbar und märchenhaft teuer, daß selbst die cimbronischen Heringe und Rollmöpse einen märchenhaften Schimmer wie von echtem Silber und Golde bekamen.

Es geschahen in Cimbronien überhaupt lauter Dinge, wie sie sonst nur in Märchen zu geschehen pflegen, wobei es sich denn zeigte, daß die Märchen, wenn man sie am eigenen Leibe erleben muß, gar nicht so lieblich sind, wie in den Märchenbüchern immer geschildert wird.

Sogar die Luft begann sich in Cimbronien zu verändern und eine nebelhafte Atmosphäre anzunehmen, in der alle jene Dinge gediehen, die den Cimbroniern von je ein Greuel gewesen waren.

Propheten standen auf mit ungepflegtem Kopfhaar, die das Ende der Welt verkündeten, Krautfresser erhuben sich

und prophezeiten ein neues Geschlecht von Übermenschen, das am Nordpol entstehen würde. Hellseher und Telepathen, Sterndeuter und Vogelflugkundige weissagten grauenvolle Ereignisse, und Gespenster gingen am hellen Tage in den Straßen um.

Am zahlreichsten jedoch waren die Volksbeglücker und Volkswohltäter, die sich selbst entdeckten und den Cimbroniern das paradiesische Glück aus der Menschheit Kindheitstagen wiederbringen wollten.

Freiheit und Gleichheit sollten auf Erden herrschen und die ganze Welt ein einig Volk von Brüdern werden.

— — — — — — — — — — — — —

Für den Meister Avantino war diese Zeit besonders günstig. Sein Stern schien immer noch im Steigen begriffen zu sein und den Kulminationspunkt noch lange nicht erreicht zu haben. Aus Finsterbergen im Teufelsmoore, wohin Avantino sich seit einiger Zeit zurückgezogen hatte, drang neue Kunde von seinem gewaltigen Wirken.

Das Projekt der MEM-Stadt war zwar noch nicht in Angriff genommen worden, dafür aber erzählte man sich Wunderdinge von dem prächtigen Schlosse, das in Finsterbergen in kürzester Zeit entstanden war.

Eines Tages hatte es mit seinen Zinnen und Türmen zum Himmel geragt, ohne daß man Bauleute und Handwerker gewahr geworden. Nur hin und wieder hatte man ein kleines graues Männlein gesehen, das mit unglaublicher Schnelligkeit hin und her eilte und die mächtigen Quadern türmte, als wären sie nichts als kleine Bauklötze für Kinder.

In unzähligen Transportwagen waren dann tagelang die wunderbarsten Schätze in das Schloß gefahren worden, und schließlich hatte der Meister mit seiner Gattin und seinem Freunde Carino den Einzug gehalten in einer schwarzen mit vier Rappen bespannten Karosse.

Es war alles in der Tat wie in einem Märchen gewesen, nur daß das Schloß nicht gleich wieder vom Erdboden verschwand, wie das in Märchen wohl zu geschehen pflegt, sondern mit seinen mächtigen Türmen inmitten eines prächtigen immergrünen Gartens, wie für ewige Zeiten erbaut, zum Himmel ragte, und die Rappen nicht wie Zauberpferde durch die Luft von dannen flogen, sondern mit unruhigen Hufen in prächtigen Ställen scharrten.

Aber das war noch nicht die wunderbarste Kunde, die aus Finsterbergen kam.

Kaum hatte der Meister sein neues Schloß bezogen, kaum hatte er es mit aller nur erdenklichen Pracht und Üppigkeit ausgestattet, da hißte er auf der höchsten Zinne des Turmes eine gewaltige rote Fahne und verkündete aller Welt, daß er mit jedermann zu teilen gedächte, wenigstens sofern man sich allgemein zu einer solchen Teilung entschließen könnte.

Der Meister hatte sich nämlich der neuen Bewegung für Freiheit und Gleichheit angeschlossen, die sich überall in Cimbronien bemerkbar machte, ebenso wie sein Freund Carino, der in den neubegründeten Zeitschriften „Der rote Hahn" und „Die schwarze Fackel" für die neue Lehre mit der Feder stritt, die rechts und links schreiben konnte.

Finsterbergen war bisher ein weltverlassener Winkel gewesen, wo außer der eingesessenen Bevölkerung nur einige Künstler ein zurückgezogenes Dasein führten, die nichts anderes erstrebten, als dem lauten Treiben und Lärmen der Welt zu entgehen.

Seit kurzem aber hatten sich auf dem schwankenden Grunde des Teufelsmoors die sonderbarsten Gestalten eingefunden. Berufsmäßige Weltverbesserer und solche, die es werden wollten, phantastisch aufgemachte Frauenzimmer, Inländer und Ausländer hatten sich hier mit den ansässigen Künstlern zu einer geistigen Gemeinschaft zusammengetan,

die nicht nur sich selber, sondern gleich die ganze Welt beglücken wollte.

„Folgen Sie uns zu einem neuen Leben im Kampf gegen die alte Ordnung, zur wahren Schönheit und Freude. Gestalten wir das Leben, wie wir es es selber wünschen, denn in uns ist das Leben. Wir selber sind das Leben.“ So stand es in der „Schwarzen Fackel“ und im „Roten Hahn“, den von Carino herausgegebenen Flugblättern, die sich gleich einem dunklen Blätterwalde von Finsterbergen aus erhoben.

— — — — — — — — — — — — —

Zur selben Zeit etwa, als der Landsitz Avantinos in der bekannten illustrierten Zeitschrift „Der grüne Pfau“ in allen Einzelheiten zu sehen war und jedermann in Erstaunen setzte, zu derselben Zeit etwa saß Fiedler in der Kleinbahn, die von der großen Heerstraße abseits in das Teufelsmoor führte, in dessen Mittelpunkt die Ortschaft Finsterbergen lag.

Eine längere Reise hatte ihn in der Welt herumgeführt und mancherlei Abenteuer erleben lassen. Die Froschweiler Zeiten lagen längst in weiter traumhafter Ferne.

Von Eva hatte er niemals wieder etwas erfahren. In Froschweiler wußte man nichs von ihr, seitdem die beiden alten Malerinnen, die der Meister zu Schloßherrinnen hatte machen wollen, verstorben waren.

Auch der alte Kritzelberg weilte nicht mehr unter den Lebenden, und die kleine Künstlergemeinde von Froschweiler hatte sich längst in alle Winde zerstreut.

Draußen war es jetzt Winter, und einsam und öde tanzte die Gegend vor dem Fenster des Zuges vorüber.

Die Wasser des Teufelsmoores waren über die Ufer getreten und hatten das flache Land überschwemmt, so daß die Schienen des Zuges stellenweise wie durch eine Wasserwüste führten.

Nur hin und wieder tauchten dunkelbraune und violette Flecken daraus empor, auf denen ein einsames Bauerngehöft unter schwarz verhangenen Tannen träumte.

Es vergingen noch Wochen und Monate, bis die Wasser sich verliefen und dunkel und dennoch farbig die Landschaft des Teufelsmoores auf dem verwesenden tausendjährigen Boden der verkohlten und versunkenen schwarzen Wälder wieder zu neuem Leben erstand.

Es lag etwas in dieser Natur, das die Phantasie anregte und sie geheimen Einflüssen zugänglich machte. Wie Fetzen vergangener seltsamer Geschehnisse schwebte es über diesem dunklen Lande, spann es sich um die schwarzen Tannen bis hoch hinauf zu den phantastischen ungewöhnlich farbigen Wolkengebilden des Himmels und lagerte es sich auf dem braunen und violetten Moorboden, der immer wieder die Wasserwüste durchbrach.

Kein Ort in der ganzen Gegend war so reich an Sagen und Überlieferungen wie gerade das Teufelsmoor.

Zigeuner und fahrendes Volk waren die ersten Menschen gewesen, die sich in den unzugänglichen Mooren von Finsterbergen angesiedelt hatten.

Von Osten her waren sie gekommen, im Laufe der Jahrhunderte langsam hinübergewandert. Merkwürdige Erinnerungen hatten sie mitgebracht, kannten uralte Zauberkünste, brauten geheime Tränke und prophezeiten die Zukunft. Sie waren geschickt in mancherlei Künsten gewesen, aber wild und ungebärdig. Zanken und Keifen tönte aus den Hütten, die auf schwankendem Grunde errichtet waren und manchem, der nicht wiederkehrte, hatte Mörderhand das Messer in die Brust gestoßen, bevor er spurlos im dunklen Moor verschwand.

Seltsame Verbrecher waren in früherer Zeit zur Landplage geworden, wie es in alten Chroniken zu lesen stand. Spukhafte Gestalten hatten sich im Moor herumgetrieben,

und zahlreich waren die Erzählungen von den Hochzeits- und Leichenzügen, die der Wanderer plötzlich an unwegsamen Stellen gesehen hatte. Die Gabe des zweiten Gesichts schien häufig in dieser Gegend zu sein, und Aberglaube mischte sich mit wirklichem Geschehen.

— — — — — — — — — — — — —

Der Zug hielt schon in Finsterbergen, dessen Bahnhof einsam und verträumt in einer kleinen Sandoase lag.

Keine Menschenseele rührte sich in dem Bahnhofsgebäude, niemand kümmerte sich um den einsamen Reisenden, der als einziger dem Zuge entstieg.

Gemächlich den fremdartigen Reiz der Landschaft genießend, wandelte der Angekommene den kleinen mit weißen Birkenstämmen bestandenen Sandweg hinauf, der zum Gasthaus „Zur Kröte" führte, wo er sich beizeiten das Quartier bestellt hatte.

Ein Tannenwäldchen nahm ihn unvermutet auf, in dem kleine weiße Häuschen standen, die Ruhe und Frieden zu atmen schienen und nichts von den Stürmen ahnen ließen, die hier am Orte, wenn man den Berichten Glauben schenken wollte, toben mußten.

Unweit dieser weißen Häuschen auf einer kleinen Anhöhe lag auch das Gasthaus „Zur Kröte", dessen Besitzer, ein Mann von zuverlässigem Aussehen, den angekündigten Gast schon erwartete und ihn über die geräumige Diele eine steile Treppe empor in das für ihn bestimmte Atelier geleitete, das auf dem Dache des Hauses angebaut war und einen prächtigen Ausblick auf die Landschaft gewährte.

Da lag nun Finsterbergen mit seinen schwarzen Kanälen, die magischen Spiegeln glichen, seinen überall verstreuten weißen Birkenalleen zwischen den auch im Winter noch farbigen Erdschollen, über denen der phantastische Wolkenhimmel wechselte. Und da lag auch jenseits der Kanäle

der Landsitz des Meisters, das „Schloß zum Krokodil", wie er es selbst benannt hatte, von immergrünen Hecken umgeben, seltsam und unmotiviert mit seinen hohen Türmen in dieser weltverlassenen Gegend, wo es sonst nur kleine Häuschen und Bauerngehöfte gab.

Der neue Einwohner des Ateliers hatte sich daran gemacht, seine Sachen in Ordnung zu bringen, und sich zum Abendessen niedergelassen, als plötzlich die Tür des Zimmers aufgerissen wurde, und eine jugendliche weibliche Person mit kurz geschnittenem Haar und wildrollenden Augen ins Zimmer stürzte, die seiner behaglichen Ruhe ein plötzliches Ende bereitete.

„Ach, da sind Sie ja, Sie kommen zur rechten Stunde und müssen sofort in die Versammlung. Es ist eine Tagung der reaktionären Gegenpartei und es gilt, diese Versammlung unter allen Umständen zu sprengen!"

Sie mußte Fiedler wohl kennen, vielleicht war sie ihm einmal in Froschweiler begegnet. Fiedler nahm das jedenfalls an, er hatte aber nicht die geringste Lust, dem Ansinnen dieser Dame nachzukommen, und gab ihr das unzweideutig zu verstehen.

Allein diese Dame war nicht so leicht abzuschütteln. Sie erklärte, daß es eine überaus wichtige Versammlung sei, in der die höchsten Güter der Menschheit zur Debatte ständen.

„Es kann nicht geduldet werden, daß sich hier jemand passiv verhält. Sie machen sich einfach unmöglich in den intellektuellen Kreisen, wenn Sie nicht an dieser Versammlung teilnehmen."

Fiedler versuchte ihr klar zu machen, daß ihn diese Kämpfe der politischen und sonstigen Ansichten nur wenig oder gar nicht interessierten, daß er Maler sei und nur zu diesem Zwecke nach Finsterbergen gekommen wäre.

„Malen?" verwunderte sich die Dame, „Kunst? Ja, verstehen Sie denn noch immer nicht, daß es hier um ganz andere Güter geht? Wenn Sie malen wollen, so werden Sie der einzige Maler am Platze sein, denn hier gibt sich kein Mensch mehr mit der Kunst ab."

Sie hatte eine so zwingende Art, daß Fiedler schließlich nicht umhin konnte, ihrem Wunsche Folge zu leisten, und mit ihr gemeinsam den Weg zum Versammlungslokale einzuschlagen. — — — — — — — — — —

Auf der großen Diele des Gasthauses „Zum Löwen" herrschte schon eine gespannte Atmosphäre, als Fiedler und seine Begleiterin die Plätze einnahmen.

In dem scheunenartigen Raume, der nur durch ein paar Petroleumlampen erhellt war, saß eine dichtgedrängte Menschenschar, die sich gegenseitig mißtrauisch beobachtete und erwartungsvoll nach dem Rednerpulte spähte, über dem als einziger Schmuck des Raumes ein alter Stahlstich hing, den Erzengel mit flammendem Schwerte darstellend, der den Völkern den Weg zum verheißenen Lande wies.

Man bemerkte sofort, daß die zahlreich besuchte Versammlung in zwei Lager zerfiel. Auf der einen Seite die an Zahl mächtigere Partei der landeingesessenen Bevölkerung, der kleinen Beamten und sonstigen Alltagsmenschen, auf der anderen Seite die landfremde Schar der Künstler und Freiheitskämpfer.

Trotzdem diese Herrschaften nur die Macht des Geistes für sich in Anspruch nahmen, hatten sie doch ein fast kriegerisches Aussehen. Die Männer trugen Cowboyhüte und lederne Gamaschen, die Frauen kurzgeschnittene Haare und geteilte Röcke nach Wildwestart.

Fiedler entdeckte inmitten dieser Schar von Freiheitskämpfern auch den Maler Schlitterklitsch und dessen Gattin sowie verschiedene andere Bekannte. Sie winkten ihm von weitem zu, aber es fand sich in der dichtgedrängten

Menschenmenge keine Gelegenheit mehr zur Begrüßung, denn es wurde bereits zur Ruhe gemahnt, die Versammlung nahm ihren offiziellen Anfang.

Man hatte schon einige Zeit eine ältere Dame an vorderster Stelle bemerkt, die dadurch, daß sie ihre Haare vor einem Taschenspiegel kunstvoll ordnete, zu erkennen gab, daß sie etwas Besonderes vorhatte. Als sie gleich darauf das Rednerpult betrat, herrschte zunächst lautlose Stille.

„Welch Armutszeugnis", flüsterte die Begleiterin Fiedlers, „diese Reaktionäre haben nicht mal einen eigenen Redner, sie mußten sich diese Person erst aus Rattenburg verschreiben! Passen Sie auf, wenn wir erst an die Reihe kommen!"

„Meine Damen und Herren!" begann die Rednerin. „In der heutigen Zeit, einer Zeit, die wie keine andere nach neuen Zielen und Ideen strebt . . ."

„Also doch!" tönte es von hinten.

„Ruhe!" schrien andere.

„. . . in einer Zeit, sage ich, wo sich unlautere Elemente an das Tageslicht drängen und das Volk mit glanzvollen Phrasen zu verführen suchen . . ."

„Keine Ahnung!" — „Blödsinn!" tönte es von neuem aus der Schar der Freiheitskämpfer.

„Ruhe!" — „Ruhe!" rief man von allen Seiten.

„. . . Ich muß doch sagen", bemerkte die Rednerin ärgerlich, „daß hier keine Manieren zu herrschen scheinen. Ich bin in der Stadt denn doch etwas anderes gewohnt."

„Welche Stadt Sie wohl meinen mag! Soll Sie doch in der Stadt bleiben!"

Die Rednerin sah ein, daß sie nicht ohne weiteres gleich zur Sache kommen durfte und beschränkte sich deshalb zunächst darauf, einige minutenlang von ihrer eigenen Bedeutung zu sprechen und dem großen Entgegenkommen, das sie sonst überall gefunden hätte, und das sie im besonderen auch als Dame beanspruchen könnte.

Als es stiller geworden war, kam sie wieder auf das Thema zurück:

„In der heutigen Zeit, meine Herrschaften, einer Zeit, die wie keine andere zu neuen Zielen und Ideen strebt, in der sich dunkle Elemente an das Tageslicht zu drängen suchen, die das Volk mit glanzvollen Phrasen verführen, ist es Pflicht aller ehrlich denkenden Menschen . . ."

„Verfaultes Bürgertum!" „Runter von dem Rednerpult!" wurde sie schon wieder unterbrochen.

„Räuber und Plünderer seid ihr!" schrie die Rednerin.

„Hoch die Freiheit!" schallte es ihr entgegen, „Nieder mit den Bluthunden!"

Entrüstete Pfuirufe von allen Seiten.

„Schmeißt sie raus!" „Schlagt sie tot!"

„Mörder!" „Mörder!" schrie eine gellende weibliche Stimme.

Eine ungeheure Erregung hatte sich der Anwesenden bemächtigt. Alles war von den Sitzen aufgesprungen.

Fiedler befand sich in unmittelbarer Nähe einer dicken Weibsperson, die mit kreischender Stimme die Männer zum Kampf hetzte: „Hinaus mit dem Pack! Das sind Räuber und Mörder! Greift zu, wenn Ihr Männer seid! Da, das sind auch so welche", sie deutete auf Fiedler und seine Begleiterin, die gleich darauf von allen Seiten gedrängt und geschoben wurden. —

Fiedler glaubte seine Begleiterin vor dem Ärgsten schützen zu müssen und kam dabei mitten in die Schlacht hinein. Er fühlte sich emporgehoben und schwebte gleich darauf über den Köpfen der erregt durcheinanderschreienden Menschen.

Stühle, Tischbeine, Bilderrahmen und Bierseidel wirbelten durch die Luft, Türen und Fenster wurden krachend aufgerissen, und dann hatte Fiedler einen Augenblick das Gefühl des Fliegens und sauste im hohen Bogen durch die Luft.

Als er wieder zu sich kam, lag er draußen auf der Landstraße inmitten eines Trümmerhaufens von zerbrochenen Tisch- und Stuhlbeinen.

Seine Begleiterin hatte sich auch wieder eingefunden. Sie war unbeschädigt und ungebrochenen Mutes.

„Ich habe es ja gleich gesagt, daß wir die Versammlung sprengen würden", rief sie ihrem Leidensgefährten noch nach, bevor sie mit einigen hinkenden Gestalten in der Dunkelheit verschwand.

— — — — — — — — — — — — —

Unwirklich wie ein seltsames Märchen mutete Fiedler der Landsitz des Meisters an, als er am nächsten Tage sich dorthin begab.

War ihm das Schloß am ersten Abend aus der Ferne wie eine sagenhafte Feste erschienen, so glich es am Tage mit seinen beiden Türmen, die durch ein langgestrecktes Schiff verbunden waren, mehr einem kirchenähnlichen Gebäude, woran besonders die hohen gotischen Fenster der beiden Türme und die bunten Glasmalereien des Mittelbaues erinnerten.

In kunstvollen Kurven zogen sich um das Schloß die silbergrauen bis dunkelgrünen Wände der Nadelhölzer, der Rhododendren und Fichten in den so unendlich verschiedenen Formen, wie Wind und Wetter, Tal und Berg den immergrünen Baum in allen Ländern gewandelt haben.

Fremdländische Götterbilder aus Stein und Bronze standen überall an den Wegen, und Panther und niedergeduckte Hyänen schlichen unter den Riesenfarnen, die jeden Augenblick aus der Erstarrung des Bildnisses zu wirklichem Leben zu erwachen drohten.

Eine wärmere Luft schien über dem Ganzen zu liegen, so daß der Quell der marmornen Becken trotz der eisigen Winterkälte munter plätscherte und das bronzene Krokodil,

das auf einem Felsen in der Mitte dieses Brunnens lag, sich in seiner südlichen Heimat zu wähnen schien.

Kein menschliches Wesen rührte sich in dem Gebäude, nur der Gott der Freude, eine buddhistische Steinfigur mit nacktem schwammigen Bauche, auf dem ein paar unförmige Patschhände ruhten, schien der einzige Wächter am Zugang des Hauses zu sein.

Er blinzelte den Besucher listig mit seinen kleinen trägen Äuglein an, und gab ihm dann den Weg zur Torfahrt frei, die unter einem der Türme in breiter Einfahrt um das ganze Gebäude führte.

Der eigentliche Eingang lag auf der Hinterseite dem Parke zugewendet, wo dem Ankömmling hohe blendende Spiegelscheiben entgegenblinkten, als jetzt von unsichtbaren Händen die Flügeltüren geöffnet wurden, und ein dienstbarer Geist den Besucher über verschiedene Treppen und durch eine Flucht von Zimmern führte, die in ihrer Zahl und Anlage etwas labyrinthartig Verwirrendes hatten.

Ein erlesener Geschmack und hoher Kunstsinn herrschte in jedem Gemache. Jede noch so kleine Ecke zeugte von einer besonderen Raumkunst, deren ausgeprägte Herrschaft in der Anwendung von Dreiecken, Rechtecken, Quadraten und Segmenten und anderen trigonometrischen Figuren sich auch auf die Fenster und eingelassenen Wände, auf die Tische und Stühle erstreckte und in der Lösung des Raumproblems schon allein für sich ein Kunstwerk eigenster Art ergab.

Überall sah man schwellende Sofas und hochgetürmte Kissen. Orientalische Seidenteppiche dienten als Vorhänge und Gardinen. Opalene Kuppeln, wie große bläuliche Monde, hingen an den getäfelten Wänden und in den mächtigen, in den Wänden eingelassenen Spiegeln erstand dieselbe Welt noch einmal im Kristall.

Hier war alles vereinigt, was Menschenwitz und Menschengeist ersonnen hatte, um sich mit Pracht und Schönheit zu umgeben. Aber zugleich atmeten diese Räume eine versteckte Raffiniertheit, eine weichliche Üppigkeit, die sich bedrückend auf die Sinne legte.

Aus der schwellenden Weiche der Teppiche, aus dem Samte der Diwans und Ruhebänke, die sich auf breitgeschweifte Untergestelle mit Raubtiertatzen und Sphinxklauen stützten, aus dem morgenländischen Oval der Spiegel und den überreich geformten Kandelabern stieg es auf wie ein Qualmen und Rauchen von Weihrauch und süßlichen Düften.

Man hätte sich nicht gewundert, einen exotischen Fürsten in morgenländischen Gewändern inmitten verschleierter Haremsdamen anzutreffen, und mußte erstaunt sein, über das schlichte Äußere des Meisters, der in aller Pracht der alte geblieben war und mit gewohnter Herzlichkeit und biederer Unbefangenheit seinem Gaste die Hände drückte.

Auch die Gattin des Meisters hatte sich nicht verändert. Sie sprudelte von Laune und Lebenslust wie die marmornen Becken draußen im Garten, die — jedes einzelne ein Bronnen der Freude — symbolisch dafür waren, wie man in diesem Hause ein jedes Ereignis, einen jeden Besuch, eine jede Mahlzeit oder Flasche Wein zu einem Bronnen der Freude oder vielmehr des Genusses zu gestalten wußte.

In der großen Halle des Hauses zu ebener Erde, die mit Plastiken und Gemälden des Meisters und anderer Künstler geschmückt war, befanden sich schon mehrere Gäste im angeregten Gespräch versammelt.

Man sah einige recht seltsam aufgemachte Frauengestalten in fast maskeradenhafter Gewandung neben verschiedenen bekannten Künstlern und Literaten, darunter den Dichter Kropf, den Autor der „Krokodile", und den Kritiker Blaffke, die sich beide der neuen Bewegung angeschlossen

hatten und teils durch Vorträge, teils auf andere Weise im nahegelegenen Rattenburg in der letzten Zeit bekannter geworden waren, als durch ihre künstlerischen Leistungen.

Auch Frau Schlitterklitsch befand sich unter den Anwesenden, die Fiedler schon am ersten Abend in der Versammlung wahrgenommen hatte.

„Lassen Sie sich anschauen", begrüßte sie ihn prüfend und führte ihn zum hellen Tageslicht.

„Sie haben sich verändert, seitdem wir uns zuletzt gesehen, wie ein braungebrannter Abenteurer sehen Sie aus, man könnte sich fast vor Ihnen fürchten."

„Keine Ursache, gnädige Frau", erwiderte der also Angesprochene, „wenn man auf Reisen geht, verliert man leicht die gewohnte Gesittung."

Auch Fiedler hätte die Märchenfee von einstmals kaum wiedererkannt.

Er erinnerte sich noch ihrer schlanken mädchenhaften Erscheinung, wie sie damals in Froschweiler aufgetaucht war, und fand jetzt eine gealterte Frau mit scharfen männlichen Gesichtszügen und kurzgeschnittenem Haar. Sie trug ein Bauernkostüm, wie es in jener Gegend üblich war, ein lila Mieder, einen weiten bauschigen Rock und geblümte dicke Strümpfe.

Man hätte sie für eine wohlhabende Bauernfrau halten können, wenn der seidene Unterrock nicht die Koketterie enthüllt hätte, die sie mit dem Spinnrocken und Webstuhl, mit den Gartengerätschaften und allen ländlichen Gepflogenheiten zu treiben pflegte.

Sie befand sich in Gesellschaft einer auffälligen Dame in ausschließlich schwarz gehaltener Gewandung. Auch die Hände waren mit langen schwarzen Handschuhen aus glänzendem Leder bedeckt. Ihre undurchdringlich kalten Züge und der grausame Ausdruck ihrer starren Augen

ließen nicht vermuten, daß sie eine Dichterin war, die göttlichen Gefühlen Ausdruck zu geben vermochte, wie der Kritiker Blaffke von ihr geschrieben hatte.

Die Starre und Kälte ihrer Züge erschienen so ungewöhnlich neben denen ihres gleichfalls anwesenden Gatten, daß der letztere sich daneben fast wie ein Heiliger ausnahm, nur hatte der Kopf dieses Heiligen leider die fatale Angewohnheit, beim Lächeln sich in einen Schweinskopf zu verwandeln.

Man erzählte seltsame Dinge von diesem Paare, das in einem sargähnlichen Bette zu schlafen pflegte und in einem Zimmer hauste, das sich niemals dem Tageslicht öffnen durfte.

Einen ungewöhnlichen Gegensatz zu dieser Dame, die man die „schwarze Marie" in Finsterbergen nannte, stellte die „weiße Thea" mit den rötlichen Kaninchenaugen dar, eine begabte Schülerin des Meisters, die fast stets weiße Kleider und weiße Handschuhe trug aus Furcht sich zu beschmutzen, welche Furcht aber, wie böse Zungen behaupteten, nur rein äußerlich war.

Es existierte auch eine „rote Lina" in Finsterbergen, die stets in Männerhosen ging, und um das Farbenspiel noch vollständiger zu machen, existierte am Orte auch eine Malerin, die sich die Haare grün färbte, und der die Mädchen und Frauen die Hand zu küssen pflegten.

Es gab in der Tat in Finsterbergen eine Reihe von seltsamen Persönlichkeiten und es war eigentlich umgekehrt auffallend, daß sich auch solche Damen im Hause des Meisters eingefunden hatten wie die Frau von Geldern, eine elegante junge Witwe, die über keinerlei außergewöhnliche Talente verfügte und zum näheren Freundeskreise des Hauses gehörte, ebenso wie die Frau van Ruven, die seit einiger Zeit beim Meister zum Besuche weilte.

Der Meister stellte Fiedler den Herrschaften einzeln vor und führte ihn schließlich zu einem jungen Mädchen, das sich etwas schüchtern im Hintergrunde hielt und sich der besonderen Obhut der Frau des Hauses zu erfreuen schien.

Fiedler konnte sich nicht gleich erinnern, wo er dieses Gesicht schon einmal gesehen hatte.

Der Meister kam ihm zu Hilfe.

„Was sagen Sie jetzt zu unserer Lilly? Da ist nun die ägyptische Tänzerin, wie ich es Ihnen in Froschweiler prophezeite.

Sie hat in der letzten Zeit ganz fabelhafte Fortschritte gemacht und wird bei der nächsten Gelegenheit öffentlich auftreten."

War es möglich? Jetzt erst erkannte sie Fiedler — es war die jüngste Tochter des Malers Kritzelberg aus Froschweiler, das Kind mit den rätselhaften Kennzeichen einer uralten Kultur, deren der Meister sich angenommen hatte, und die in seinem Hause ihre weitere Ausbildung empfing.

Aber sie war nicht mehr das Kind, das Fiedler zuletzt in Froschweiler gesehen hatte, sie war eine elegante junge Dame geworden, die ihm kühl und gemessen die Hand zum Gruße reichte, als er sie kameradschaftlich begrüßen wollte.

Etwas Unfreies und Gedrücktes zeigte sich in ihrem Wesen, als ob sie jedes Wort genau überlegte, bevor sie es aussprach. — — — — — — — — — —

Man war im Gespräch über die politischen Zustände Cimbroniens begriffen gewesen und setzte die einen Augenblick unterbrochene Debatte wieder fort.

Der Dichter der „Krokodile" führte das Wort und schilderte die Eindrücke, die er während seiner Vorträge in der benachbarten Großstadt Rattenburg gewonnen hatte, wo sich in letzter Zeit die Ereignisse in bedrohlicherweise zuspitzten.

„Ah! Sie hätten es erleben müssen, wie die Leute aufhorchten, als ich ihnen von der neuen Freiheit erzählte, wie sie die Ohren spitzten, die Entrechteten, die Sklaven der herrschenden Moral! Ah! wenn Sie wüßten, welch' ein wundervolles Gefühl es ist, die Volksseele unter den Fingern zucken zu fühlen!"

Es erlaubt sich jemand, einen sachlichen Einwand zu machen.

„Absolute Gleichheit", verwies den Vorwitzigen der Dichter Kropf, „wer hat denn das gesagt? — — —

Immer wieder dieselben törichten Reden. Wir wollen ja gar keine absolute Gleichheit. Für den Tüchtigen wird mehr Entwicklungsmöglichkeit vorhanden sein als früher. Er wird einen größeren Wirkungskreis haben und dementsprechend auch im größeren Umfange an den Lebensgütern teilnehmen. Er hat nur keinen Besitz daran. Er wird nur damit beliehen.

Wie herrlich das wäre! Es gäbe einfach keinen Diebstahl mehr und alles andere dann: Abschaffung des Unternehmertums, Fortfall des Gewinns der Kunsthändler, Verleger und Theaterdirektoren, Tüchtigkeit, Schönheit, Menschenwürde sind nicht mehr zu kaufen, sondern haben ihren eigenen unmittelbaren Wert."

„Die gute Sache wird endgültig siegen", unterstützte ihn Blaffke. „Die Weltrevolution ist unaufhaltsam im Anmarsch. Wie eine verzehrende Flamme wird sie das Alt- und Morschgewordene zum Schutt- und Aschenhaufen kehren. Was gestern noch im Purpur sich gespreizt, von falschem Dünkel aufgeblasen, schleicht heute schon in dunklen Gassen, das Haupt in Lumpen eingehüllt. Es dämmert schon wie Morgenrot. Die neue Welt steigt rosig auf aus Schutt und Asche neugeboren, dem Vogel Phönix gleich, der aus der eignen Asche sich erhebt."

Das Gespräch wurde immer angeregter, immer neue Gedanken und Ideen wurden entwickelt, bis der unbeteiligte Zuhörer schon die neue verheißene Welt leibhaftig zu sehen glaubte, die neue schönere Welt, in der es nur friedliche grünende Auen und liebliche Gartenhäuschen inmitten schattiger Bäume gab, in der die Wölfe mit den Lämmern weideten, und der Mensch im Unschuldstraum die Welt mit Kinderaugen sah.

Der Meister mochte wohl bemerkt haben, daß Fiedler nur mit geringem Interesse der Unterhaltung folgte, er machte ihm deshalb den Vorschlag, sich das Atelier des Hauses anzusehen.

In dem hohen mit einer Galerie versehenen Atelier, in das sich eine Fülle von Licht durch kirchenähnliche Fenster ergoß, standen auf ebener Erde oder auf Börten eine ganze Anzahl der Werke des Meisters aus älterer und neuerer Zeit.

Eine seltsame unharmonische, ja widerstreitende Welt von marmornen und steinernen Figuren tat sich dem Beschauer auf.

Da sah man Frauen in römischer Toga mit Krügen auf den Häuptern oder Armen, die entführt sein konnten aus dem großen Museum der altitalienischen Denkmalskunst — aber von noch viel weiter her aus alten ägyptischen, assyrischen und nubischen Tempeln aus heidnischen Gegenden, von der Südsee her, und selbst aus den Grotten der Höhlenmenschen schienen heidnische Götterbilder, Grabreliefs und kuriose Abnormitäten ohne Sinn und Auswahl zusammengetragen zu sein.

Alle diese Bildwerke zeigten kleine Abänderungen, die die Identität auf recht geschickte Weise zu verschleiern suchten, so daß selbst die ursprünglichen Besitzer ihr Eigentum nicht gleich wiedererkannt hätten.

Es war z. B. den antiken Heiligenstatuen eine andere morgenländische Physiognomie gegeben, oder es waren den Figuren eines Grabreliefs die Köpfe heruntergenommen worden und lockige Puppenköpfe daraufgesetzt, selbst die assyrischen Löwen hatten angeklebte Schnurrbärte und glichen eher sonderbaren Pudelfratzen, als ehrlichen Löwengesichtern, ja, eine Figur hatte überhaupt keinen Kopf und steckte statt dessen das Hinterteil in die Höhe.

Fiedler kannte bisher die meisten Werke des Meisters nur aus Abbildungen und sah sie jetzt zum ersten Male in Wirklichkeit.

Er war skeptischer geworden seit jener Zeit in Froschweiler, und es enttäuschte ihn, daß sich kein einheitlicher Eindruck darbot, denn es ist nun mal das Zeichen des echten Künstlers, daß seine Werke zueinander stimmen müssen, daß das eine sich aus dem anderen erklärt, und daß sie alle zusammen einen harmonischen Klang ergeben, den man nur einmal wiederfindet.

Hier waren vielerlei Geister in den Ton gebannt, aber vergeblich suchte man den eigenen Geist des Künstlers.

Hier war jemand, der den Ton zu meistern verstand, der den sinnlichen Reiz des Fleisches wohl empfand, der aber aus eigenem nichts zu geben wußte.

Wohin man sah, überall gewaltsam um die Ecke herumgezogene künstliche Beziehungen und Verdrehungen, um dem Archaischen, Plumpen und Unförmigen die Nähe des Göttlichen, Ewigen anzudichten. Überall ein verstohlenes Zurseiteblicken nach den Werken der anderen in Vergangenheit und Gegenwart.

Nur bei einigen karrikaturistischen Zeichnungen und kleineren Bildnissen, die in abnormer Verzerrung menschliche Leidenschaften wie Haß und Rachsucht, Habgier und Wollust darstellten, fand sich plötzlich stärkere Eigenheit, die den Weg zum Lande der Ideen einzuschlagen suchte.

Avantino schien einige Worte des Lobes und der Anerkennung zu erwarten, als diese jedoch ausblieben, trat er an eine noch nasse Tonfigur, die er sorgfältig zum Lichte drehte und fragte Fiedler, wie ihm dieses Bildnis gefalle?

„Es ist mein neuestes Werk", bemerkte er, „und ich halte es für eines meiner besten."

Man sah das Modell eines weiblichen Kopfes mit niedriger fliehender Stirn und hochgeschwungenen Augenbrauen, in dem ein paar flache, schräg geschlitzte Augen lagen.

Die aufgestülpte Nase und die leicht geöffneten vollen Lippen über dem festen ausgeprägten Kinn verrieten ein verzehrendes Begehren, während die Augen und die fliehende Stirn eine grauenhafte Kälte atmeten.

Es konnte nicht zweifelhaft sein, daß dieses Bildnis in künstlich gesteigertem Ausdruck der seltsamen schwarzen Dame nachgebildet war, die Fiedler soeben in der Halle kennen gelernt hatte.

Das Porträt glich einem menschlichen Schlangenkopfe.

„Es ist der menschliche Geist im Zenith seines höchsten Seins, seiner wahren Lebendigkeit", erklärte mit nachdrücklicher Betonung der Meister.

Er schien etwas verstimmt, daß Fiedler sich immer noch nicht äußerte, aber er ließ es sich nicht merken und geleitete seinen Gast, der sich ohne Umstände zurückziehen wollte, bis an das Portal des Hauses.

— — — — — — — — — — — — —

Ferner Kanonendonner ließ die Fensterscheiben der Häuser von Finsterbergen erzittern.

Wie man schon länger erwartet hatte, war nun in dem nahe gelegenen Rattenburg wie auch in anderen Städten Cimbroniens der ernste Kampf der Waffen entbrannt.

In Finsterbergen herrschte fieberhafte Erregung, als man endlich begriff, was diese dumpfen Schläge, die von Zeit zu Zeit die Luft erschütterten, zu bedeuten hatten.

Von allen Seiten stürmten die Einwohner aus ihren Häusern ins Freie zum nahen Finsterberge, von dem aus man jenseits der Eisenbahnbrücke, die das Teufelsmoor von der Ebene trennte, das Weichbild von Rattenburg mit den beiden gotischen Kirchentürmen erblicken konnte.

Eine zahlreiche Gesellschaft hatte sich hier zusammengefunden, die sich um Schlitterklitsch und seine Freunde scharte, die sich gerade zurzeit des Ausbruchs des Kampfes in Rattenburg befunden hatten und denen es noch im letzten Augenblicke gelungen war, mit einem Auto aus der Stadt zu flüchten.

Sie erzählten schreckenerregende Dinge von den Straßenkämpfen in Rattenburg, wo die Kugeln der Maschinengewehre bis zum Rathaus hinunterfegten und niemand mehr seines Lebens sicher war.

„Sie kämpfen jetzt um die Eisenbahnbrücke, wo sich die Unsrigen verschanzt haben", erklärte Schlitterklitsch, „man versucht sie zu umgehen, aber es wird ihnen nicht gelingen. Nieder mit den Bluthunden!"

Wie ein Stab phantastischer Strategen, die von sicherer Warte aus die ferne Schlacht lenkten, so hoben sich die Silhouetten der gamaschentragenden Künstler und Literaten mit den breiten Cowboyhüten gegen den abendlichen Himmel ab. Mit Fernstechern bewaffnet verfolgten sie jede einzelne Phase des Kampfes und schienen dabei bereits über ein kriegstechnisch geschultes Beobachtungsvermögen zu verfügen.

Für den kriegerisch Ungeschulten war dagegen nur wenig von dem Fortgang der Schlacht zu erkennen. Man hörte nur das ununterbrochene Geknatter der Maschinengewehre, das von Zeit zu Zeit von Kanonenschüssen unterbrochen wurde, und vernahm manchmal das Rattern von Lastautos, die sich in der Gegend der Eisenbahnbrücke bewegen mochten.

Inzwischen war es immer dunkler geworden. Über den Tannen des Finsterberges verzog es sich wie Staub und Rauch und verwebte sich mit den am Himmel jagenden Wolken zu phantastischen Gebilden.

Auch oben am Himmel schienen feindliche Gewalten zu kämpfen. Wie urweltliche Ungeheuer zeichnete es sich in den Wolken ab, wie Riesen mit glotzenden Augen.

Ein grauer hagerer Ritter sprengt hinter ihnen her, der sich mit den langen Beinen in den Bügeln des Sattels stemmte, auf dem Rücken eines dürren Wolkenpferdes, dessen Hufe mit verzweifelten Sprüngen die Luft durchsegelten.

Gespenster waren in den Lüften, Gespenster, die das Aussehen hatten wie der Ritter von der traurigen Gestalt, der unentwegten Mutes auf seiner Wolkenrosinante wie einst in alten Zeiten die Riesen und Drachen bekämpfte.

Immer länger und hagerer wurden die Glieder des Ritters, immer verzweifelter dehnte sich die gespenstische Rosinante, um die verfolgten Ungeheuer einzuholen, bis die Wolken plötzlich auseinanderrissen, und nur noch der lanzenbewehrte hagere Arm des geharnischten Ritters als grauer Fetzen am Himmel hing.

— — — — — — — — — — — — —

In Rattenburg schien der Kampf beendet zu sein. Der Kanonendonner hatte aufgehört, nur ganz selten noch erhob sich das Geknatter der Maschinengewehre.

In der Ebene war es schon völlig dunkel, als auch die letzten Neugierigen wieder heimwärts strebten.

Tiefe Stille herrschte nur wenige Augenblicke später in Finsterbergen, wo man schon frühzeitig zur Ruhe zu gehen pflegte und im Winter besonders die Abendlichter bald verlöschten.

Nur in dem kleinen „Hofe“ des Malers Schlitterklitsch, dem ehemaligen Märchenschlosse, das jetzt zu einem Heerlager der Freiheitskämpfer geworden war, herrschte noch lebhaftes Treiben.

In dem größten Zimmer des Hauses, in dem nur noch weniges an den einstigen Biedermeierstil der Märchenzeit erinnerte — jetzt herrschte ein anderer, unpersönlicher Stil, der sich in der großen Etagere recht deutlich ausprägte, auf der durcheinander gewühlte Schriften und Broschüren lagen — war alles versammelt, was Finsterbergen an bedeutenden Köpfen aufzuweisen hatte.

Da saßen sie wieder, die Freiheitskämpfer und Weltverbesserer, Männlein und Weiblein durcheinander, die „schwarze Marie“, die „rote Lisa“ und die „weiße Thea“, der Dichter der „Krokodile“ und jener junge Mann, den die Gattin des Hausherrn in nur vier Wochen zu einem Genie gewandelt hatte und noch viele andere seltsame Geister. Auch der Meister hatte es sich nicht nehmen lassen, zusammen mit der Frau von Geldern noch hinüberzukommen, um die sensationellen Ereignisse des Tages zu besprechen.

Man debattierte leidenschaftlich und entwarf immer neue Pläne wie es werden sollte, wenn nun die Freiheit und Gleichheit herrschen würde, deren endgültiger Sieg nach den stattgefundenen Ereignissen wohl kaum noch zweifelhaft sein konnte.

Man war so im Gespräch vertieft, daß man nichts davon merkte, daß auf der Landstraße mehrere Autos mit bewaffneten Soldaten vorfuhren, die in aller Stille das Haus umstellten.

„Regierungstruppen!“ ertönte plötzlich der Schreckensruf, und gleich darauf dröhnten Kolbenschläge gegen die Haustür, die unsanft Einlaß forderten.

Blasser Schrecken bemächtigte sich der Anwesenden, man versuchte noch schnell aus der Hintertür zu entweichen, aber schon drangen drei Offiziere mit vorgehaltenen Revolvern in das Zimmer.

„Da hätten wir also die Revolutionäre! Es bleibt alles unverändert, wie es ist. Wer sich rührt, wird erschossen. Wo haben Sie Ihre Maschinengewehre und Handgranaten?"

Beim Anblick der phantastischen Versammlung stutzten die Offiziere einen Augenblick. „Ist hier denn Maskenball?" fragte verwundert der Anführer.

Einige der Anwesenden mußten lachen. Andere entrüsteten sich. „Suchen Sie nur, meine Herren, suchen Sie nur, Maschinengewehre und Handgranaten werden Sie hier nicht finden", erklärte Schlitterklitsch als der Herr des Hauses.

Während zwei der Offiziere immer noch mit vorgehaltenen Revolvern vor den Versammelten halten blieben, stieg der Dritte mit einigen dienstbaren Geistern die Treppe hinauf, um Haussuchung vorzunehmen.

Die Haltung der überraschten Versammlung den beiden mit Pistolen bewaffneten Offizieren gegenüber war eine sehr verschiedene.

Während Schlitterklitsch eine edle stoische Haltung voll düsteren Ernstes beobachtete, wandte sich die „schwarze Marie" herausfordernd an die Eindringlinge:

„Wollen Sie mich vielleicht körperlich untersuchen? Ich bin auf alles gefaßt."

Sie machte Miene, sich die Bluse auszuziehen.

Die „weiße Thea" war sichtlich in Furcht geraten. Sie zitterte am ganzen Leibe. „Ich bin verführt", rief sie mehrmals. „Ich habe nichts mit alldem zu schaffen." Vergebens versuchten einige Freiheitskämpfer ihr von hinten durch Zupfen und Anstoßen etwas mehr Haltung zu geben.

Nur die Frau von Geldern blieb der Situation gewachsen:

„Entzückende Leute", flüsterte sie Avantino zu, „man sollte sie zum Tee einladen."

Die beiden Offiziere lächelten zu allem nur: „Wir bitten die Herrschaften, die Ruhe zu bewahren. Es wird sich schon alles finden."

Nach einiger Zeit kam der dritte Offizier nach stattgefundener Haussuchung wieder zurück. Er hatte einige Flugblätter und Zeitschriften in der Hand, die er den beiden andern zeigte. Sie steckten die Köpfe zusammen und berieten sich leise, dann ließ der Anführer den „Roten Hahn" und die „Schwarze Fackel" stillschweigend in die Tasche seines Soldatenmantels hinabgleiten.

„Meine Herrschaften", wandte er sich an die Versammlung: „Wir haben uns die Sache hier ganz anders vorgestellt, als sie tatsächlich zu liegen scheint. Wir dachten ein richtiges Räubernest auszuheben, müssen aber zugeben, daß die Herrschaften doch etwas anders aussehen."

„Wir kämpfen nur mit geistigen Waffen", erklärte feierlich Avantino, der sich zu Anfang in eine Ecke verkrochen hatte, nun aber seine Sicherheit wiedergewonnen zu haben schien. „Die neue Lehre ist unsere Religion, man kann uns doch unsere Religion nicht verbieten."

„Wollen wir auch gar nicht", sagte lächelnd der Offizier, „die Herrschaften sind alle frei mit Ausnahme der Herren Schlitterklitsch, Kunze und Kropf, die wir auffordern müssen, uns ohne Widerstand zu folgen."

„Ich protestiere gegen diese Freiheitsberaubung", rief entrüstet Kunze.

„Warum denn gerade wir", fragte ängstlich geworden, der Dichter der „Krokodile".

„Meine Herren", antwortete der Offizier, „Ihr Fall ist besonderer Art. Sie haben Versammlungen abgehalten und aufreizende Reden geführt. Sie mögen etwas anderes beabsichtigen, als Sie angerichtet haben, aber Ihr Tun ist

gefährlich. Sie brauchen sich im übrigen gar nicht zu beunruhigen, Sie werden in Schutzhaft genommen und können ein schönes Hotel beziehen, drei Plätze sind gerade noch frei."

„Wir weichen der Gewalt", resignierte heroisch Schlitterklitsch.

„Sie werden es bereuen", erklärte mit Pathos Kunze, „Sie können der Macht des Geistes mit Maschinengewehren nicht Einhalt gebieten. Ich werde Rache nehmen. Ich werde in Kerkerwänden ein Werk des Geistes verfassen, das Ihre Macht zu Staub und Asche werden läßt."

„Tun Sie was Sie wollen", war die Antwort, „aber jetz folgen Sie uns."

Die Offiziere nahmen die Verhafteten in ihre Mitte und gleich darauf hörte man die Autos von dannen rattern.

— — — — — — — — — — — — —

Nichts störte jetzt mehr die Stille der kalten Winternacht.

Am Himmel waren die Wolken immer höher gezogen und ragten dort am Firmamente wie ungeheure Schneegebirge und Gletscher einer fremden Welt.

Die grauen, niedriger ziehenden Wolken waren schwarz geworden und dicht geballt am Himmel stehen geblieben. Der Ritter von der traurigen Gestalt hatte das Feld räumen müssen.

Statt seiner ragte in den Wolken jetzt ein schwarzer Eisenritter mit aufwärts gerichteter Lanze.

Starr und unbeweglich wie ein Wächter finsterer Mächte hielt er dort oben auf mächtigem Rappen weit über Land und Städte herrschend.

Die kalten Lichter des Mondes funkelten an der Spitze der eisernen Lanze und warfen glitzernde Lichter auf seinen gewölbten Harnisch.

Das verkappte Visier des schwarzen Ritters war undurchdringlich wie die Nacht.

9. KAPITEL: DER CHINESE IM KLEIDERSCHRANK.

Die phantastischen Geister, die in Finsterbergen ihr Wesen trieben, schienen durch die bedrohlichen Ereignisse eingeschüchtert zu sein. Es war in der nächsten Zeit nur wenig von ihnen am Orte zu spüren, und auch beim Meister befand sich einige Abende später in dem behaglichen Wohnzimmer eine kleine Gesellschaft, die gar nichts Phantastisches oder Seltsames an sich hatte.

Außer dem Hausherrn und seiner Gattin war nur Fiedler zugegen und jene Frau van Ruven, die seit einigen Tagen beim Meister zu Gaste weilte.

Frau van Ruven war eine anmutvolle, elegant gekleidete Dame. Ein graues einfaches Seidenkleid umspannte ihre schlanke, wohlgebildete Gestalt. Die Gesichtszüge zeigten ein scharfes Profil mit großer Nase und ausgeprägter Kinnpartie, jedoch ohne die Harmonie des Gesichtes im ganzen zu stören.

Eine naive Frische ging von dieser Frau aus, im Widerspruch zu dem listigen Lächeln, das hin und wieder auf ihren Zügen flüchtig spielte.

Man unterhielt sich von alltäglichen Dingen, von der geschäftlichen Konjunktur, von Wareneinkäufen und Terrainspekulationen, wobei der Meister sich auch in geschäftlichen Dingen von einem Scharfsinn und Weitblick zeigte, um die ihn mancher Geschäftsmann beneidet hätte.

Frau van Ruven nahm anfangs lebhaft an der Unterhaltung teil. Sie erzählte von den Einrichtungen ihres Hauses, Wagen, Pferden und Dienerschaft. Der Reichtum dieses Hauses schien neueren Datums zu sein, denn die Frau suchte denselben wiederholt hervorzuheben.

Dann erzählte sie von ihrem Manne und ihren Kindern, kleine Züge des häuslichen Lebens, die auf eine glückliche Ehe schließen ließen.

Dazwischen aber hatte sie Anwandlungen einer trüberen Stimmung, schien plötzlich bekümmert und war nahe daran, in Tränen auszubrechen.

Der immer häufiger werdende Stimmungswechsel konnte den Anwesenden nicht verborgen bleiben. Frau van Ruven schien selbst eine Erklärung für notwendig zu halten und klagte über Nervenüberreizung. Sie habe die letzten Nächte fast gar nicht geschlafen und leide an Kopfschmerzen. Es war verständlich, daß sie deshalb nach einigen Augenblicken plötzlich aufstand und erklärte, zur Ruhe gehen zu wollen.

Auch Fiedler wollte sich zurückziehen, aber das Ehepaar nötigte ihn, noch zu bleiben.

„Denken Sie sich", begann die Frau des Meisters, als Frau van Ruven das Zimmer verlassen hatte, „denken Sie sich, diese Frau steht in Scheidung mit ihrem Manne, die von ihm mit allen Mitteln betrieben wird, ohne daß die Frau sich das Geringste hat zuschulden kommen lassen. Es ist ganz ungeheuerlich. Der Mann hat die Frau ganz einfach vor die Tür gesetzt, hat ihr durch Dienstboten sagen lassen, sie dürfe das Haus nicht wieder betreten. Lesen Sie einmal diesen Brief."

Fiedler las das Schreiben eines Rechtsanwalts, das von der ganz selbstverständlichen Voraussetzung ausging, daß die Ehe wegen der Schuld der Ehefrau geschieden werden müßte, und zugleich das Einverständnis der Frau van Ruven mit der Scheidung erkennen ließ.

„Es ist sonderbar", bemerkte Fiedler, „daß Frau van Ruven, wenn sie sich nichts zuschulden hat kommen lassen, gar nicht gegen die Scheidung anzugehen versucht. Will sie denn ihre Unschuld nicht geltend machen?"

„Nein“, antwortete der Meister, „die Frau ist so empört über das Vorgehen ihres Mannes, daß sie freiwillig die Schuld auf sich genommen hat. Sie kann sich selbst unterhalten. Frau van Ruven ist eine sehr tüchtige Geschäftsfrau. Ist sie es doch, der ihr Mann seine geschäftlichen Erfolge hauptsächlich zu verdanken hat. Der Mann aber ist ein Ungeheuer, ein ganz gewissenloser Mensch, der sich mit allen möglichen Frauenzimmern herumtreibt und bei seiner Frau den strengen Richter spielen will.“

„Es muß aber doch irgendein Vorfall der Handlungsweise des Mannes zu Grunde liegen“, verwunderte sich Fiedler. „Sein Verhalten ist doch sonst gar nicht zu erklären.“

„Die Frau ist unschuldig“, beteuerte die Gattin des Meisters. „Der Mann hat eines Tages bei seiner Rückkehr einen Herrn in seinem Hause getroffen, dessen Anwesenheit ihm verdächtig erschien. Dabei war es aber ein Herr, der im Hause verkehrte, und den er seiner Frau selber zugeführt hatte.

Ein anderes Mal“, fuhr Frau Avantino fort, „ist sie mit diesem Herrn in einem Hausflur gesehen worden, aber sie hatte ihn auf der Straße getroffen und war, lediglich da es regnete, in einen Hausflur gegangen. Hier hat der betreffende Herr sie küssen wollen. Aber da sie sich aus allen Kräften wehrte, ist der Kuß abgerutscht und hat sie auf die Stirn getroffen. Das ist alles, mehr ist nicht geschehen.“

Fiedler erschien der Fall noch immer gänzlich unverständlich, und er fragte deshalb weiter:

„Was hat aber der Herr, der sich diese Freiheit herausgenommen hat, selber zu der Ehescheidungsklage gesagt? Man wird doch auch an ihn herangetreten sein.“

„Ja, denken Sie nur“, mischte sich der Meister ein, „dieser Schuft hat bei der Gegenüberstellung, als die Frau

ihn aufforderte, ihre Unschuld zu bekennen, in Gegenwart des Gatten und verschiedener Zeugen seine Beziehungen zu der Frau eingestanden. Der Kerl ist natürlich bestochen und im Komplott mit dem Ehemann. Die Frau ist förmlich von einem Netz von Intrigien eingesponnen. Der Mann hat Verwandte und Bekannte mit hineingezogen. Er behauptet, daß die Frau Geschäftsgeheimnisse verraten habe, ja, daß sie ihn ihrerseits auf alle mögliche Weise umgarnt hätte, und er von rätselhaften Dingen umgeben sei. Der Mann ist vollkommen toll und verrückt. Er muß in eine Nervenheilanstalt, sonst richtet er noch das größte Unheil an."

Fiedler konnte sich in diesen Gedankengängen nicht zurechtfinden: „Wie ist denn das möglich? Wie sollte der Dritte zusammen mit dem Ehemann im Komplott sein? Es sind doch schließlich gerichtliche Beweise nötig. Es schwört doch nicht jemand ohne weiteres einen Meineid!"

Der Meister zuckte die Achseln. „Diesem Menschen ist alles zuzutrauen, hat er doch auch die Frau van Ruven erpressen wollen. Glauben Sie uns, die Frau ist unschuldig."

„Ich schwöre auf ihre Unschuld", beteuerte von neuem seine Frau.

„Frau van Ruven würde sich doch einmal versprechen, wenn sie löge", bemerkte der Meister, „einmal den Fall anders erzählen. Aber sie erzählt immer dasselbe wieder. Sie soll Geschäftsgeheimnisse verraten haben! So ein Unsinn! Ich weiß ganz genau, daß aus der Frau keine Geschäftsgeheimnisse herauszuholen sind. Ich habe es mit allen Mitteln versucht — natürlich nur, um zu sehen, ob es wohl einem anderen gelingen könnte", fügte der Bildhauer rasch hinzu, als er den verwunderten Blick Fiedlers bemerkte.

„Es ist entsetzlich mit ihr", klagte Frau Avantino. „Denken Sie sich, gestern wollte sie sich die Pulsader aufschneiden. Hier in unserm Hause. Ich konnte nur schnell im letzten Augenblick meinen Mann noch herbeiholen."

„Vergessen Sie, in welchem Hause Sie sind? Wollen Sie sich nicht gefälligst zusammennehmen, so habe ich sie angefahren", schilderte der Meister, in dessen Augen plötzlich etwas Brutales, Satanisches aufleuchtete, „natürlich nur", erklärte er rasch auf das abermalige Befremden Fiedlers, „um die Frau wieder zu sich zu bringen. Denken Sie sich nur den Skandal, wenn so etwas in meinem Hause passiert wäre. Ich habe dann bei dem Manne angefragt, ob er bereit wäre, meine Frau zu empfangen, die sicherlich leicht das Mißverständnis aufklären könnte."

Avantino wollte Fiedler einen Brief des Ehemannes zeigen, aber dieser lehnte es schweigend ab, noch näher mit dieser Angelegenheit bekannt zu werden.

Da es inzwischen schon recht spät geworden war, verabschiedete er sich rasch und eilte fröstelnd durch die Winternacht wieder heim in sein Quartier.

— — — — — — — — — — — — —

Im Gasthause „Zur Kröte" fand der Zurückgekehrte das Atelier noch angenehm durchwärmt. Der Wirt hatte den Ofen in Glut gehalten und den Tee noch warmgestellt. Fiedler liebte es, des Abends, wenn es in den unteren Räumen des Gasthauses still geworden war, und der Wind um das Atelierfenster heulte, noch länger vor dem glühenden Ofen zu sitzen und bei einer Tasse Tee in die rote Glut des Ofens zu schauen.

Wenn die lauten Geräusche des Tages schweigen und das Vakuum der Einsamkeit mächtig wird, dann sammeln sich die gehabten Eindrücke, Gedankengänge, die unvollendet geblieben, beginnen sich zu schließen. Erkenntnisse blitzen auf, die vorher noch nicht dagewesen sind, und aus unbekannten Tiefen steigen plastische Gestalten auf.

Er hatte seine Pfeife angezündet und starrte unverwandt in die Glut des Ofens.

Was war das eigentlich für eine sonderbare Geschichte mit dieser Frau van Ruven? Rührend, wie das Ehepaar sich dieser bedrängten und schutzlosen Frau annahm und ihr eine Zufluchtsstätte in Finsterbergen gewährte! Und wie fest sie an die Unschuld dieser Frau glaubten!

Aber war sie wirklich ohne Schuld?

Eine innere Stimme sagte Fiedler: nein, die Frau ist zweifellos schuldig.

Er sah sich fast ängstlich im Zimmer um. Hatte ihm das jemand zugerufen? Es war ihm wie jemand, der aus dem Schlaf erwachend nicht weiß, ob wirklich jemand gerufen hat, oder ob es noch eine Stimme aus dem Traume ist.

Er lauschte einen Augenblick.

Alles blieb still, nur im Giebel raschelten die Mäuse, und ein Hund bellte in der Ferne.

Nein, die Frau war nicht ohne Schuld. Aus ihrer eigenen Erzählung ging das hervor. Was sie angab, war nicht ausreichend, um das Verhalten des Ehemannes zu erklären. Ein kaltangelegtes Komplott erschien bei dem aufgeregten und leidenden Zustande des eifersüchtigen Ehemannes gänzlich ausgeschlossen. Eine Erpressung durch den Dritten war gleichfalls ganz unwahrscheinlich. Da stimmte etwas nicht.

Wie kam es nur, daß der Meister und seine Gattin so fest an die Unschuld dieser Frau van Ruven glaubten? Mußten sie nicht auch erkennen, daß die Erzählung ganz unwahrscheinlich klang? Waren sie wirklich so naiv, dieser Frau aufs Wort zu glauben? Besaß der Meister nicht eine ausgezeichnete Menschenkenntnis und Welterfahrung, die ihn gleichfalls zweifeln lassen mußte? Aber freilich, die klügsten Menschen sind manchmal blind, wenn es sich um Dinge handelt, die ihrem Wesen fremd und außerhalb der eigenen Kreise liegen. Der Meister kannte vielleicht nur seine eigene Frau und schloß von dieser auf die anderen.

„Hüte dich!“

Fiedler war diesmal sicher, eine fremde Stimme im Zimmer gehört zu haben. Er stand entschlossen auf und öffnete die Tür zum Nebenzimmer. Es war niemand da, er mußte sich dennoch geirrt haben. An seiner eigenen Wahrnehmung wieder zweifelnd, setzte er sich von neuem an das Herdfeuer und lauschte regungslos.

Wenn er sich still verhielt, kam die Stimme vielleicht wieder. —

Ein seltsames, atemberaubendes Gefühl beschlich ihn in der Stille. Es war, als ob jemand im Zimmer neben ihm stand, den er nicht sehen konnte. Leise Sohlen schienen über den Fußboden zu huschen. Es knisterte an den Wänden, und ein heller Schein glitt durch das Zimmer. Aber es war nichts Bestimmtes. Wenn er schärfer zusah, eine stärkere Bewegung machte, war alles still wie zuvor.

Ich lebe zu einsam, beruhigte sich der Lauschende, ich grübele zu viel und beobachte mich ständig selber. Aber trotzdem mußte er gleich darauf wieder nachdenken. Und wenn der Meister nun selber gar nicht an die Unschuld der Frau glaubte, was hatte es dann für einen Zweck, ihn, Fiedler, daran glauben zu machen? Was hatte es überhaupt für einen Zweck, ihn in diese Angelegenheit einzuweihen und zum Mitwisser von Geheimnissen zu machen?

„Hüte dich vor dem schwarzen Magier!“

Diesmal hatte Fiedler die Stimme ganz dicht an seinem Ohr vernommen. Er sprang in großer Erregung auf.

„Wer bist du, unbekannter Warner?“

Er horchte lange auf Antwort, aber nur seine eigene Stimme schallte ihm laut von den Wänden zurück.

— — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen fand der Bewohner des Ateliers in einer Ecke seines Zimmers ein großes längliches Paket, das er am Abend vorher noch nicht bemerkt hatte.

Er fragte die Aufwartefrau, die im Zimmer hantierte, von wem das Paket dort hingestellt worden sei.

Kinder hätten es gestern in der Abenddämmerung gebracht und nur gefragt, ob hier der Maler Fiedler wohne. Mehr war von der Frau nicht zu erfahren, auch der Hauswirt wußte keine nähere Auskunft zu geben.

Als die Aufwartefrau ihre Arbeit vollendet hatte, machte sich Fiedler daran, das Paket aufzuschnüren. Er spürte dabei ein leichtes Prickeln und Kribbeln in den Fingerspitzen, und hatte beim Öffnen des Deckels das Gefühl, als ob etwas Lebendiges in dem Karton verborgen wäre.

Aber nein — es war nichts Lebendiges, sondern nur eine große Puppe — ein fast lebensgroßer Chinese in einem mit chinesischen Zeichen bestickten roten Seidengewande, unter dem ein geblümter Rock, wie ein Frauengewand, hervorschaute. Der Kopf der Puppe baumelte attrappenhaft von einer Seite zur anderen und war mit einer schwarzen Kappe bedeckt, die den rosa Mandarinenknopf ersten Grades zeigte. Die Füße steckten in langen weichen Filzstiefeln, wie sie die Chinesen zu tragen pflegen, und um den Hals schlang sich eine Korallenkette aus selten großen und schönen Kugeln.

Natürlich hatte der Chinese auch einen Zopf, der sogar aus wirklichen Menschenhaaren geflochten war und ihm lang am Rücken herunterhing. Aus welchem Stoff der eigentliche Körper des Chinesen gebildet sein mochte blieb zweifelhaft. Die Haut des Gesichtes aber schien wie gedörrtes Leder, ja fast wie mumienhaft vertrocknete Menschenhaut.

„Der Mandarin Honk Tschey
Er lebt und weiß allerlei."

Diese Worte standen auf einem Zettel, der dem Chinesen angeheftet war.

Fiedler mußte lachen. Es hatte sich wahrscheinlich jemand einen Scherz gemacht, weil er gelegentlich geäußert hatte,

daß ihm die Abende so lang würden und er schon anfinge, Selbstgespräche zu halten.

Nun gut, der Chinese sollte als Ersatz für einen Gesellschafter dienen. Man konnte sich in seiner Gegenwart wenigstens mehr denken, als wenn man gegen die Wände sprach. Er war zudem ein anspruchsloser Gesellschafter, der wenig Umstände erforderte.

„Also willkommen, Honk Tschey, ich bitte, den Kleiderschrank als Ihre künftige Wohnung anzusehen und es sich dort so bequem wie möglich zu machen. — — — —

Wie meinen Sie? — nicht Luft genug — oh, der Kleiderschrank hat Ritzen und Löcher genug, so daß auch ein lebender Chinese es darin aushalten könnte, aber ich werde noch ein übriges tun, und Ihnen eine Pfeife geben, damit Sie sich die Zeit vertreiben können."

Der Maler hatte dem sonderbaren Gesellschafter die Pfeife zwischen die Zähne gesteckt. Es kostete gar keine Mühe. Die Pfeife saß ihm sofort im Munde, als wenn er sie aus eigener Kraft mit seinen Zähnen hielte. Fiedler entdeckte dabei, daß die Puppe wirklich Zähne und rötliches Zahnfleisch hatte. Es sah genau so aus wie ein falsches Gebiß.

Als er eine der gelbgedörrten mumienhaften Hände mit den bläulichen blutlosen Fingernägeln berührte, glaubte er sonderbarerweise zu bemerken, daß die Hand sich gar nicht kalt anfühlte, sondern wie von einer leisen Wärme durchpulst, als wenn das Leben den Körper eben erst verlassen hätte. — Unsinn, es war Einbildung.

„So, Honk Tschey, jetzt haben Sie Ihre Pfeife, hier ist auch der Tabaksbeutel und das Feuerzeug, und nun nehmen Sie bitte in Ihrer neuen Wohnung Platz."

Der Gastgeber faßte den Chinesen am Kragen und hing ihn an einen Haken im Kleiderschrank.

Schon wollte er die Tür wieder schließen, da glaubte er dicht an seinem Ohr die Worte zu vernehmen:

„Es fehlt ein Stuhl.“

Er zuckte zusammen. Hatte er das wirklich gehört oder nur gedacht, weil ihm irgendwie der Gedanke gekommen war, daß der Chinese auch einen Stuhl haben müßte. Er hatte es sicherlich nur gedacht. –

„Warum denn nicht, Honk Tschey, natürlich sollen Sie auch einen Stuhl haben.“

„Danke schön“.

Was war das schon wieder?

Hatte er etwa Gehörshalluzinationen? Oder sollte am Ende der Chinese? — — — — — — — — —

Aber welch ein unsinniger Gedanke.

Dennoch beobachtete er die sonderbare Puppe einen Augenblick mit Argwohn und Zweifel. Schien der Chinese nicht leise die Lippen zu bewegen und etwas zu flüstern? Sein Kopf hing immer noch schlaff zur Seite, aber er blinzelte dabei listig von unten mit seinen geschlitzten Äuglein.

Sonderbar, wie der Kerl die Beine schlenkerte, gerade so, als ob er sie aus eigener Kraft bewegte.

Der neue Gesellschafter fing an dem Gastgeber unheimlich zu werden, es erschien ihm deshalb als eine willkommene Erlösung, daß jetzt auf der Treppe Schritte hörbar wurden. — — — — — — — — — — — — —

Es war das Modell, das sich der Maler zur Sitzung bestellt hatte: Ein alter Bauer mit durchfurchten Zügen wie das Wurzelwerk eines Baumes, mit jener Runenschrift im Antlitz, die dem Weisen und Analphabeten gleichermaßen eigentümlich ist.

Der Mann setzte sich stillschweigend an seinen gewohnten Platz, während der Maler die Palette zur Hand nahm, um mechanisch und ohne Interesse an dem bereits begonnenen Porträt zu arbeiten.

Die Aufwartefrau kam herein und wirtschaftete im Zimmer umher. Der Maler schien es kaum zu bemerken, seine Gedanken weilten immer noch bei dem Chinesen.

Was ist nun wirklicher, überlegte er sich, der Chinese, oder die Aufwartefrau oder dieses Modell?

Sind diese beiden da im Zimmer nicht auch zwei Puppen, zwei leblose Wesen, von denen mich unüberbrückbare Welten trennen? Wenn ich ihnen meine Gedanken sagen würde, es käme ihnen sonderbarer als chinesisch vor: Wie Marionetten bewegen sie sich, wie zwei nützliche Maschinen, die ein kunstvoller Mechaniker erfunden hat. Sie sind tot für mich; denn alles ist tot für mich, was nicht in Beziehung zu mir steht, was ich nicht mit meinen Gedanken erfülle, mit meinen Vorstellungen lebendig mache.

Und andererseits — können nicht vielleicht die toten Dinge zum Leben erwachen, wenn ich mich in sie einfüge, mein Leben in sie ergieße, wenn sie ein Teil von mir werden? — Schafft der Dichter nicht Gestalten, die in mir fortleben und auf mich wirken, stärker als diese vegetierenden Geschöpfe, die sich für Lebewesen halten? Erst meine Vorstellung von den Dingen gibt ihnen das Leben. Je mehr etwas in meiner Vorstellung lebt, desto lebendiger, desto wirklicher wird es also. — — — — — — —

Was der Chinese jetzt wohl in dem Kleiderschranke anstellen mochte? Ob er vielleicht die Pfeife rauchte? Oder ein kleines Schläfchen hielt? — — — — — — —

Ich werde etwas für ihn tun, überlegte der Maler. Er soll eine chinesische Ausstattung haben; chinesische Fächer, Schirme, Lampions werden sich schon beschaffen lassen. Dann wollen wir chinesische Abende veranstalten — ein herrlicher Gedanke — er soll mir Modell sitzen. Ich werde ihn malen. Auf der Leinwand wird kein Mensch erkennen, daß es nur eine Puppe ist.

Der Maler berauschte sich an diesem Gedanken, während er den Pinsel sinken ließ und angestrengt zum Schrank hinüberhorchte. Es war alles still. Der Chinese schien wirklich zu schlafen. — — — — — — — — — —

Der Wirt des Gasthauses „Zur Kröte“ kam ins Zimmer und besorgte lautlos den Ofen. Er führe diesen Abend in die Stadt, ob er etwas mitbringen solle.

Fiedler noch ganz mit seinen Ideen beschäftigt, starrte ihm verständnislos in das Gesicht. Erst als der Mann seine Frage wiederholte, verstand er ihn. Natürlich sollte er etwas mitbringen: Chinesische Fächer und Schirme, kleine Lackgegenstände, chinesische Matten und ein Pfund Tee vom allerbesten.

„Ich will nämlich ein chinesisches Stilleben malen“, fügte er rasch hinzu, als er das verwunderte Gesicht des Mannes sah.

Nachdem der Hauswirt das Zimmer verlassen hatte, machte der Maler der Sitzung rasch ein Ende. Es drängte ihn festzustellen, was mit dem Chinesen im Schranke vor sich gegangen sein mochte.

Er erwartete etwas Überraschendes zu sehen, aber der Chinese hing regungslos an dem Kleiderhaken, die Pfeife war ihm aus dem Munde gefallen, sonst war nichts Besonderes zu entdecken. Doch halt, was war das für ein feiner, aber dennoch deutlicher Tabaksgeruch in dem Schranke? Fiedler nahm die Pfeife auf und spürte dabei, daß der Pfeifenkopf sich noch etwas warm anfühlte. Auf dem Boden des Schrankes lag ein angebranntes Streichholz. — — — — — — — — — — —

Zweifelnd und argwöhnisch betrachtete er den Chinesen. Wie ein Simulant erschien er ihm in diesem Augenblick, wie ein Ertappter, der sich arglos stellte.

„Hast du das Streichholz angezündet, Honk Tschey? Sag die Wahrheit, du hast geraucht?“

Ein leichtes Grinsen schien um die Mundwinkel des Chinesen zu spielen — und plötzlich — grauenhafte Wirklichkeit — plötzlich fing er an mit den Augen lebhaft zu

blinzeln. — Wurde das Spiel zur Wahrheit, erwachte der Chinese zum Leben? — Es ist nicht möglich, sagte sich Fiedler, ich habe jetzt auch noch Gesichtshalluzinationen. Ich bilde mir alles ein.

Vorsichtig und voll geheimem Grauens legte er sein Ohr an die Brust des Chinesen und horchte: Tick=tack, tick=tack, ganz leise pochte es da drinnen. — — — —

Der Maler horchte und horchte. Kein Zweifel, das Geräusch war da — unfaßbar — der Chinese hatte ein schlagendes Herz. — Doch nein, es war ja nicht möglich, es war wieder eine Täuschung! — Sein eigener Herzschlag war es — der eigene Herzschlag, den er in der lautlosen Stille des Zimmers vernahm und irrtümlich in die Brust des Chinesen verlegte.

Der Erschrockene beruhigte sich wieder und drohte scherzend dem Chinesen:

„Was sind das für Geschichten, verehrtester Honk Tschey, so leicht können Sie mich nun doch nicht von Ihrer wirklichen Existenz überzeugen. Sie können mit den Augen blinzeln, aber das ist nichts Besonderes, das können auch andere Puppen. Sie werden sich noch etwas mehr anstrengen müssen, wenn ich Sie als gleichwertigen Gesellschafter anerkennen soll. Vorläufig werde ich Ihnen erst einmal die Pfeife wegnehmen, und Sie wieder in den Schrank einsperren, sonst richten Sie noch ein Unglück an."

Der Maler hing den Chinesen wieder in den Schrank zurück und nahm den Schlüssel an sich. — — — —

Sonderbar — es war einen Augenblick so, als ob der Chinese sich wehren wollte und von innen gegen die Schranktür drückte. Aber als Fiedler die Schranktür noch einmal öffnete, war der Chinese ganz hilflos wie eine Puppe in sich zusammengesunken.

— — — — — — — — — — — — —

Wer am nächsten Abend das Atelier besuchte, der hätte sich bei einiger Phantasie nach China versetzt geglaubt, denn das Atelier hatte sich in eine chinesische Teestube verwandelt.

Es war das aber auf ganz natürliche Weise zugegangen, denn im Atelier befanden sich statt der gewohnten Möbel die chinesischen Ausstattungsgegenstände, die der Wirt aus Rattenburg mitgebracht hatte.

Es bedurfte freilich zu einer solchen chinesischen Illusion, wie gesagt, einiger Phantasie, denn es waren keine besonders großartigen Anstalten getroffen worden. Ein paar chinesische Holzschnitte an den Wänden, ein chinesischer Ofenschirm mit goldenen Drachen, einige chinesische Lacksachen, Matten und niedrige Bänke und schließlich ein paar Papierschirme und =Fächer mußten für die Verwandlung ausreichen, aber es war immerhin genügend, um den zu veranstaltenden chinesischen Abenden die nötige Ausstattung zu geben und für das Porträt des heimlichen chinesischen Einwohners den Hintergrund zu bilden.

Als es im Hause still geworden war und die Geister der Einsamkeit sich zu regen begannen, stellte Fiedler die Malgerätschaften auf, um die Sitzung mit dem Chinesen abzuhalten.

Die Tür des Schrankes öffnend, wollte er die Puppe vom Haken nehmen, als er zu seinem Erstaunen entdeckte, daß der Chinese nicht mehr an dem Haken hing, sondern auf dem Stuhle saß. — — — — — — —

Der Henkel des Gewandes mußte gerissen und die Puppe so herabgefallen sein, daß sie gerade auf dem darunter stehenden Stuhl zu sitzen gekommen war.

Sonderbar blieb es nur, daß der Henkel an der Gewandung des Chinesen keine Beschädigung zeigte.

Vielleicht hatte er die Puppe dennoch — so überlegte Fiedler — vom Haken wieder heruntergenommen und zur

Abwechslung auf den Stuhl gesetzt. — Ein Irrtum war schließlich nicht ausgeschlossen.

Die Situation kam jedenfalls dem beabsichtigten Spiel entgegen.

„Guten Abend Herr Honk Tschey. Sie haben es sich also ein bißchen bequem gemacht. Aber vielleicht ist es Ihnen noch angenehmer, ihr Stübchen auf eine Weile zu verlassen und mir ein wenig Gesellschaft zu leisten.

Was sagen Sie zu dieser Teestube? — ganz wie in China? — Das will ich meinen.

Ich bitte nur näherzukommen und sich wie zu Hause zu fühlen. — So, hübsch langsam — einen Fuß nach dem andern — das Gehen fällt Ihnen schwer? — — — —

Nun ja, Sie haben einen leichten Hahnentritt. Ihr Mechanismus funktioniert ein bißchen unvollkommen. Aber das macht weiter nichts, ich habe Ihnen ja fest versprochen, von ihren kleinen mechanischen Fehlern abzusehen, und Sie als gleichberechtigten Gesellschafter anzuerkennen."

Der Atelierbewohner hatte seinen sonderbaren Gast mehr tragend, als führend, zu der niedrigen chinesischen Bank geleitet, wo er nun aufrecht sitzend vergnügt mit den Äuglein blinzelte.

Der Maler betrachtete ihn kritisch, so wie man ein Modell betrachtet und rückte ihn richtig zurecht.

„So, den Kopf etwas höher, das Gesäß etwas mehr in die Ecke und hier den Fächer, bitte ich in die Hand zu nehmen — prachtvoll, Honk Tschey, prachtvoll! — Diese Haltung! Diese fabelhafte Ruhe, diese echt chinesische Gleichgültigkeit! — Ich verspreche Ihnen ein ausgezeichnetes Porträt. Wir wollen zunächst eine kleine Skizze mit Kohle beginnen." — — — — — — — — — —

Der Zeichnende hatte sich rasch daran gemacht, auf der Leinwand die Umrisse des Kopfes festzuhalten. Dazwischen unterhielt er sich mit dem Modell, indem er die malerischen

Schönheiten desselben lobte und Vergleiche darüber anstellte, wieviel charakteristischer und symmetrischer doch so eine chinesische Physionomie als der durchschnittsmäßige Europäerkopf sei — welch kleinen Schmeicheleien der Chinese wie selbstverständlich hinnahm, ohne die geringste Genugtuung zu verraten.

Schon zeichneten sich die Umrisse des Bildnisses deutlicher ab, schon begann der Kopf auf der Staffelei lebendig zu werden — plums, da war der Chinese plötzlich vom Hocker gerutscht.

Der Maler versuchte ihn wieder zurechtzusetzen, aber wie er es auch anfing, der Chinese, der bisher ganz ruhig und anständig stillgehalten hatte, rutschte immer wieder hinunter. Es war gerade so, als ob er nicht mehr sitzen wollte und passiven Widerstand zu leisten begann.

Kopfschüttelnd betrachtete ihn der Maler.

„Was ist Ihnen eigentlich, Honk Tschey, sind Sie unpäßlich geworden, oder haben Sie etwas gegen das Modellsitzen? Ich dachte, es würde Ihnen eine Ehre sein, von mir porträtiert zu werden, oder haben Sie vielleicht Furcht? Es scheint mir wirklich, als ob Sie Furcht haben — Sie glauben doch nicht etwa an Zauberei, wie die Wilden und kleinen Kinder. Sie können vollkommen ruhig sein, es wird Ihnen nicht das Geringste geschehen."

Er hatte den Chinesen fast gewaltsam wieder in die Ecke gesetzt und war mit der Zeichnung fortgefahren.

Aber je mehr die Zeichnung auf der Leinwand fortschritt, desto schwächer und kraftloser schien der Chinese zu werden, bis er wieder vom Hocker rutschte und mit geschlossenen Augen reglos am Boden liegen blieb, als wenn er vergehen wollte.

Ein seltsamer Gedanke kam dem Maler. Sollte etwa das Wachsen der Zeichnung die umgekehrte Wirkung auf den Chinesen haben, wenn jene wuchs, mußte dieser

schwinden? In einer augenblicklichen Eingebung wischte er die Kohlezeichnung mit dem Zunderlappen fort, und sofort schien sich der Chinese wieder zu erholen. Auf den Hocker gesetzt, saß er jetzt aufrecht und ohne Hilfe und blinzelte vergnügt mit den kleinen Äuglein.

„Sie scheinen in der Tat eine starke Aversion gegen das Porträtsitzen zu haben, so daß man auf die mimosenhafte Empfindlichkeit Ihrer Seele Rücksicht nehmen muß. — —

Unterhalten wir uns auf andere Weise. Vielleicht kommen Sie ein bißchen näher her zum warmen Ofen?"

Der Sprechende hatte den Chinesen unter die Arme gefaßt, um ihn an den Ofen zu schleppen. Die Puppe hatte kein merkliches Gewicht, es war Fiedler jedenfalls noch niemals aufgefallen, daß es Mühe kostete, sie zu tragen.

Aber als er sie jetzt in den Händen hielt, da schien die Puppe immer schwerer und schwerer zu werden, als wenn sie Zentnerlast wöge.

Er mußte sie wieder loslassen und Atem schöpfen.

Als er verwundert den Chinesen von neuem fassen wollte, während er ihn schon in den Händen zu halten, die Glätte des seidenen Gewandes zu fühlen glaubte, da zerrann plötzlich vor seinen Augen die Gestalt des Chinesen wie Dunst, der sich auflöst, und seine Hände griffen in die leere Luft.

Eine seltsame Schwäche hatte den Verwunderten im selben Augenblick befallen, so als wenn eine Kraft von ihm genommen wäre, und zugleich empfand er, daß seine Gedanken sich verwirren und das Bewußtsein undeutlicher werden wollte.

Taumelnd griff er sich an die Stirn und gewahrte als er sich umwandte, zu seiner höchsten Verwunderung, daß der Chinese die ganze Zeit am Schreibtisch gesessen hatte.

Wie ging das zu? Fiedler suchte sich zu besinnen, hatte er den Chinesen vielleicht doch selbst dorthin gesetzt,

gab es vielleicht einen Moment, dessen er sich gleich darauf nicht mehr zu erinnern vermochte? Wußte er nicht mehr, was er tat? — — — — — — — — — —

„Wer bist du unheimliches Gespenst, was willst du von mir?" so herrschte der Verwirrte den Chinesen an, während er ihn zweifelnd und mit wachsendem Grauen beobachtete.

Soviel war jedenfalls sicher, der Chinese saß jetzt am Schreibtisch, er saß da wie jemand, der sich zum Schreiben niedergesetzt. Seine Mienen waren nachdenklich, als ob er überlegte. Hatte er nicht auch die Feder in der Hand? Bewegte sich nicht sein Arm? Wahrhaftig, seine Hand fuhr sogar mit außergewöhnlicher Schnelligkeit von der einen Seite des Papiers zur andern, man hörte die Feder deutlich kratzen. — — — — — — — — —

Unfaßbare, phantastische Tatsache — der Chinese schrieb.

Noch glaubte der Beobachtende, diese Tatsache deutlich vor Augen zu haben, noch schienen ihm die fremdländischen Züge des Chinesenkopfes von geistiger Regsamkeit beseelt, da hatte sich alles schon wieder gewandelt. Der Chinese lag vornübergebeugt und zusammengefallen auf dem Schreibtisch, der kraftlosen Hand war die Feder entfallen. Es war wieder alles nur Täuschung gewesen.

Nun aber war es genug des unheimlichen Spieles. Sich aufraffend, packte der Maler den Chinesen, der wieder federleicht wie eine Puppe geworden war, energisch beim Kragen und hing ihn in den Schrank zurück.

Der sonderbaren Ereignisse dieses Abends aber war noch immer kein Ende. Denn als der Alleingebliebene nun das Papier auf dem Schreibtisch in Augenschein nahm, da fand es sich, daß dieses von oben bis unten in steiler Schrift mit fremdländischen Zeichen bedeckt war. — Der Chinese hatte etwas zu Papier gebracht.

Gebannt starrte Fiedler auf die fremdländischen Schriftzeichen, deren Sinn er nicht zu deuten vermochte und die

vor seinen Augen zu tanzen und durcheinander zu fließen begannen, bis nur ein Gewirr von Linien übrig blieb.

Dieser Zustand währte nur einige Minuten, dann begannen in dem Chaos die Zeichen wieder einzeln sichtbar zu werden und eine besondere Bedeutsamkeit anzunehmen. Jedes einzelne derselben erschien wie ein Symbol, dessen Auslegung anfangs schwankend, allmählich immer sicherer und bestimmter wurde, bis schließlich ganz unzweifelhaft sich eine sinnvolle Deutung ergab.

Mochten es nun chinesische Buchstaben oder andere geheimnisvolle Zeichen sein, auf dem Papier stand die folgende Botschaft:

„Ich bin Du selbst, aus den Jahrtausenden zurückgekehrt. Ich bin der Stamm, von dem Du nur ein schwaches Reis, und künde Dir als Rat und Weisung: Entweich aus Finsterbergen, eh sich der Sterne Lauf vollendet. Mißtrau dem schwarzen Magier, der sich den Heiligenschein der Tugend borgt. Er weiß die Worte schön zu drehen und spielt mit Menschenschicksal falsches Spiel. Laß Dich vom Schein des Wohltuns nicht verblenden, der Teufel war von je ein Spender, der eitel Lust und Freude gibt. Aus seinem schwarzen Füllhorn streut er Gaben, wie Gold und Silber anzuschaun, doch ist es nichts als Staub und Asche, der Menschen Augen nur zu blenden — Das „Tao" ruft mich schon zurück. Doch bleib ich nah und höre wenn Du rufst."

Sonderbare Botschaft und sonderbar die Wirkung auf den Lesenden.

Es war als ob ein Vorhang sich zur Seite geschoben, oder eine verschlossene Tür sich geöffnet hätte.

Die Symbole der Schrift erschienen ihm jetzt wie etwas längst Bekanntes, Allvertrautes. Er erinnerte sich wieder einer fremdländischen längst entschwundenen Welt, in der aus jedem Busch und Strauch sich ein unheimlicher Dämon zur Sichtbarkeit verdichten wollte, in der „Füchsinnen" einhergingen, die des Tages in verführerischer Frauengestalt erschienen und des Nachts sich in ihre ursprüngliche Tiergestalt zurückverwandelten, in der die Natur voll Persönlichkeit und die toten Dinge voll Leben waren, in der die alltäglichen Erscheinungen zu Symbolen und wunderbaren Ereignissen wurden, und Zauberei bei jedem Ding im Spiele.

Wie war es zu erklären, daß es sich, während er noch auf die Symbole starrte, wie ein dunstiger Spiegel davorschob, in dem sich ein Bild gestalten wollte?

War es die Erinnerung eines früher gesehenen Bildes, durch die Versenkung in die fremdländischen Zeichen wieder heraufbeschworen, war es eine Erinnerung geheimnisvollerer und tieferer Art?

In dem spiegelartigen Bilde stand, immer klarer werdend, eine chinesische Landschaft, mit einem kahlen, mächtigen Berge, an dessen Fuß ein chinesisches Dorf gebettet lag.

Wie kleine Vogelbauer so luftig und leicht waren die Häuser an den Berg geklebt.

Im Vordergrunde erhob sich ein Turm aus blauem Porzellan mit vielen Terrassen, die nach innen geschweift und mit unzähligen silbernen Glocken behängt waren. Unter einem uralten Baume, dessen fremdartiges Laub wie Frauenhaar herabhing, saß ein alter würdiger Chinese mit einem kurzen nur am Scheitel geflochtenem Zopfe in einem violetten Seidengewande. Aus dem feingeformten mächtigen Schädel leuchteten tiefe Augen, wie ein paar stille Kerzen auf seine Zuhörer hernieder, die im Kreis um ihn versammelt mit Andacht seinen Worten lauschten.

Der alte Chinese sprach mit gefalteten Händen und eindringlicher Betonung, der Schauende wunderte sich, daß er auch die Worte verstand, er vernahm sie mit einem anderen Sinn als dem des Gehörs:

„Niemals werdet Ihr „Tao“ begreifen, so Ihr ernst nehmt die Welt und Euer Tagewerk. Müßig müßt Ihr gehen und horchen der Stimme des Innern. Denkt nicht zu scharf, denn scharfes Denken führt in die Irre. Nur die Gedanken, die da sind, unversehens bei Nacht, werden vom „Tao“ gespendet. Gehet umher wie die Bettler, müßig und ohne Zweck, bis Ihr den Klang vernehmt und aus den leblosen Dingen in Euch das „Tao“ erwacht.“

Die Chinesen, die rings im Kreise zu den Füßen des alten Heiligen saßen, hatten die Gesichter abgewandt. Nur ein einziger drehte sich langsam um und sah zurück.

Der Spiegel hellte sich noch klarer auf. Der Schauende sah ein gelbliches, fremdländisches Menschenantlitz, dessen Züge ihm dennoch bekannt erschienen, so bekannt, als wenn er sie schon immer gesehen hätte. Das Gesicht wurde größer und größer und drohte über den Rahmen des Spiegels zu quellen. Unheimlich starrte es dem Beschauer immer näher und näher entgegen, bis dieser mit starker Erregung zu fühlen glaubte, daß es ganz in ihn hineingegangen war.

10. KAPITEL: IM IRRGARTEN DES SCHWARZEN MAGIERS.

Ein eisiger Wind rüttelte an den Gespensterarmen der entlaubten Bäume, schaukelte sich in den schwarzen Wolkenfetzen und verkroch sich heulend in den Gräben und Niederungen zu beiden Seiten der Landstraße, auf der Fiedler fröstelnd zum Landsitz Avantinos eilte. Drohend ragten die schwarzen Türme des Schlosses, aus dessen hohen Fenstern dem Ankömmling kein Licht entgegenleuchtete.

Am Portal erwartete ihn eine unangenehme Überraschung. Der Haushund, ein stark gebauter Dobbermann, war von der Kette und bellte den späten Besucher wie rasend an. Die Augen des Hundes funkelten in der Finsternis wie kleine elektrische Lichter, und seine Haare sträubten sich in maßloser Wut. Mit Mühe nur konnte der späte Besucher sich des Hundes erwehren und den Eingang des Hauses gewinnen, wo sich noch immer niemand rührte.

Nur ein Schatten wie von einem kleinen Männlein hüpfte über die Korridore und Treppen und führte den Besucher bis schließlich an eine niedrige schmale Doppeltür, durch die man einzeln nur den Eingang gewinnen konnte.

Aus dem Innern des so geschützten Zimmers war kein Laut zu vernehmen, trotzdem hatte Fiedler das Gefühl der nächsten Nähe von Menschen. Als die Tür auf sein Klopfen endlich geöffnet wurde, saßen in dem von mattem Kerzenlichte erleuchteten Zimmer Frau Avantino und Frau von Geldern, scheinbar im wichtigen Gespräch mit Frau van Ruven.

In dem flackernden Licht der Kerzen hatten die drei Frauen scharfgeschnittene Gesichter mit langen spitzen Nasen,

während ihnen ihr Schatten an der Wand wie ein Höcker auf dem Rücken saß.

Unhörbar hatte von der entgegengesetzten Seite der Meister das Zimmer betreten. Mit ihm war der Dobbermann eingedrungen, der sofort mit gesträubtem Haar und schielendem Blick ganz schief laufend auf den Besucher losging. Es sah so aus, als ob der Hund ihn anspringen wollte, aber er berührte ihn nur mit der kalten Schnauze, worauf das Tier wie verwandelt schien und mit dem Schwanze wedelte, als ob sich durch die Berührung eine in dem Hunde angesammelte Elektrizität entladen hätte.

Man gruppierte sich um eine Lampe, die inzwischen angezündet war, und erzählte von den neuesten Ereignissen in Rattenburg, im besonderen von der abenteuerlichen Flucht der kürzlich verhafteten Freunde, denen es gelungen war, aus der Schutzhaft zu entkommen.

Frau van Ruven, heute in sorgloser Stimmung, nahm lebhaft an der Unterhaltung teil. Sie schilderte ihr häusliches Leben, erzählte von Freunden und Bekannten und kam dabei auch auf die Männer im allgemeinen zu sprechen.

„Treue ist Nebensache", sagte sie, „darauf lege ich bei Männern kein Gewicht. Die Hauptsache ist immer, daß ein Mann Kavalier bleibt."

Sie meinte damit wohl einen Mann, der gut gekleidet und höflich ist und verflocht diese Vorstellung irgendwie im negativen Sinne mit ihrem Ehemann, auf den sie gleich darauf zu sprechen kam.

Avantino holte den Brief des Anwalts wieder hervor und fragte Frau van Ruven, ob er Fiedler und Frau von Geldern einweihen dürfte. Frau van Ruven lächelte ein wenig und hatte nichts dagegen.

Nach dem Vorlesen des Briefes fing sie an, die Geschichte vom abgerutschten Kusse und alles andere,

das Fiedler schon wußte, von neuem zu erzählen. Sie sprach glatt und fließend in bildhafter Wiedergabe der Ereignisse. Etwas von dem Pathos und der plastischen Anschauungsweise Avantinos kam in ihren Reden zum Vorschein.

Auch der Hofrat Carino hatte schon seine Hände mit im Spiele. Sonderbarerweise diesmal auf der Gegenseite.

„Ich verstehe nicht", schrieb Carino, „daß Ihr diese Frau in Euer reines Haus aufnehmen konntet, zumal es sich nicht nur um den biblischen Sündenfall handelt, sondern sich rätselhafte Dinge ereignet haben. Der Mann behauptet von einem ganzen Netz von Intriguen umsponnen zu sein, so daß er sich gar nicht mehr zu helfen weiß."

„Carino hat natürlich von dem wirklichen Sachverhalte keine Ahnung", sagte Frau Avantino, „denn Frau van Ruven ist unschuldig. Es ist gar kein Zweifel daran möglich. Denken Sie sich, sie hat es beim Leben ihrer Kinder geschworen."

„Ich kann es jederzeit beim Leben meiner Kinder beschwören", bestätigte Frau van Ruven und lächelte dabei mit kalt berechnenden Augen.

Der Blick war Fiedler aufgefallen. Er beschäftigte seine Phantasie und rief bei ihm eine ganz andere Wirkung hervor, als mit den Worten beabsichtigt war. Wie unabsichtlich, scheinbar ohne jede Beziehung fing er an eine kleine Geschichte zu erzählen, ein belangloses, unwichtiges Erlebnis aus längst vergessener Zeit, wie auch jemand mit den heiligsten Schwüren etwas abgeleugnet hatte, trotzdem der Beweis schon unwiderleglich erbracht war, was freilich jene Person nicht wissen konnte.

Die Situation war damals eine ganz andere gewesen, die sozialen Unterschiede denkbar groß, aber es war derselbe Blick, die gleiche Verstellungsfähigkeit, die momentan die Erinnerung an jenes Erlebnis bei dem Erzählenden wachgerufen hatte.

„Man kann es nicht sagen, weshalb", so schloß er seine Erzählung, „aber man hat manchmal etwas so sicher im Gefühl, daß es zur absoluten Gewißheit wird."

Ein eisiges Schweigen antwortete ihm. Er hatte seine Gedanken zu deutlich zum Ausdruck gebracht. Avantino betrachtete ihn prüfend und lauernd von der Seite.

„Ja, ja", stimmte er ihm dann scheinbar zu, „man hat es manchmal im Gefühl, aber sagen Sie bitte, Fiedler, neigen Sie nicht etwas gar zu sehr zum Argwohn und Mißtrauen? Auch damals in Froschweiler zeigten Sie mehrfach ganz unbegründeten Argwohn. Weiß Gott, was Sie alles gedacht haben mögen! Ich glaube fast, Sie vermuteten, daß wir Ihnen Eva abspenstig machen wollten."

Avantino erwartete gespannt eine Antwort. Seine Frage hörte sich wie eine Herausforderung an.

Aber Fiedler nahm den Fehdehandschuh nicht auf. Die Gegenwart der Frauen störte ihn, er gab deshalb eine ruhige ausweichende Antwort.

Avantino ließ noch immer nicht locker.

„Denken Sie sich", wandte er sich jetzt an Frau van Ruven, „Fiedler war mein bester Freund. Wir verstanden uns, wie selten zwei Menschen. Als ich Froschweiler verließ, kamen wir uns längere Zeit aus den Augen. Sie können sich denken, wie ich mich darauf freute, meinen Freund endlich wiederzusehen. Ich bereite alles zu seinem Empfang, trete ihm mit der alten Herzlichkeit entgegen und bitte ihn über mich und mein Haus wie über sein eigenes zu verfügen. Doch siehe, mein Freund erwidert meinen Gruß kalt und abweisend, ist einsilbig, ja fast drohend und weicht meinem herzlichen Entgegenkommen aus. Er hat für meine Werke kaum einen Blick und verfolgt mich jetzt von neuem mit seinem Argwohn."

„Auf alle Fälle", erwiderte Fiedler, auf den eigentlichen Vorwurf Avantinos wieder nicht eingehend, „auf alle Fälle

scheint mir doch insofern ein Widerspruch vorzuliegen, als Sie, was Frau van Ruven betrifft, einerseits ein kaltangelegtes Komplott behaupten, andererseits aber zugeben, daß der Mann vor Eifersucht ganz rasend ist, das reimt sich schlecht zusammen."

Avantino wurde etwas unsicher, an die letzten Worte Fiedlers anknüpfend, wiederholte er nur: „Eifersucht! was heißt Eifersucht! Ich verstehe überhaupt nicht, daß ein Mensch eifersüchtig sein kann. Bist du vielleicht eifersüchtig?" fragte er seine Gattin.

Sie lachte: „Von mir aus kannst du einen Freibrief haben für alle begangenen und noch zu begehenden Sünden."

„Da hören Sie es. Selbst in der Ehe ist die Eifersucht etwas vollkommen Unverständliches. Die Ehe ist doch keine Sklaverei. Sie gibt dem Manne doch nicht das Recht, über den Körper eines anderen Menschen zu bestimmen, ihn seiner Freiheit zu berauben. Auch in bürgerlichen Kreisen nimmt doch der Mann dieses Recht ohne weiteres für sich in Anspruch. Warum nicht auch die Frau?"

„Das Gesetz stellt ja auch beide gleich", bemerkte ruhig Fiedler. „Trotzdem besteht meiner Ansicht nach dennoch ein großer Unterschied."

„Und der wäre?" fragte interessiert der Meister.

„Nun, das Geschlechtliche spielt im Leben des Weibes eine viel größere Rolle als beim Mann. Der Mann trägt etwas aus der Ehe hinaus, er bestiehlt seine Frau, mag sein, die Frau dagegen trägt etwas Fremdes hinein, sie kommt zugleich in einen fremden Herrschaftsbereich, und wird in ihrem ganzen Wesen ungleich mehr verändert als der Mann."

„Ich kann trotzdem den Unterschied nicht einsehen", beharrte der Bildhauer. „Die Frau muß sich ebensogut ausleben können, wie der Mann. Ich würde doch zum

Beispiel meine Frau niemals zurückhalten wollen, wenn sie etwa das Bedürfnis fühlte, sich erotisch auszuleben. Freilich, eine Freundschaft geistiger Art würde ich nur schwer ertragen können, gegen ein körperliches Liebesverhältnis dagegen, etwa mit einem guten Freunde, hätte ich gar nichts einzuwenden. Sehen Sie, erst wenn die kleinlichen Eifersüchteleien ausgeschlossen sind, wenn man gegenseitig nachsichtig ist, sich nichts mißgönnt, und sich alles ganz ruhig eingesteht, dann erst ist wahre Liebe und Freundschaft möglich, dann erst fallen die letzten Schranken, die Seele von Seele trennen."

Der Bildhauer schien ungewöhnlich erregt. Eine mächtige Energie strömte von ihm aus, seine Augen strahlten in faszinierendem Glanze.

Fiedler war es nicht klar, wohin jener mit seinen Reden zielte, nur soviel schien ihm sicher, daß Avantino seinen Worten eine tiefere Bedeutung geben wollte, in unmittelbarer Beziehung zu schon vollzogenen Tatsachen oder solchen, die erst im Entstehen begriffen waren.

Fiedler schwieg und blickte flüchtig auf die Frauen, die geheimnisvoll und überlegen lächelten. Frau Avantino aber hatte ihrem Manne einen bedeutsamen, vielleicht warnenden Blick zugeworfen. Sieh dich vor, schien dieser Blick zu sagen, du spielst ein gewagtes Spiel.

In der Tat war es einen Augenblick so, als wollte Avantino eine Maske abwerfen, deren Tragen ihm lästig geworden war.

Fiedler konnte nicht klar sehen. Es schien ihm plötzlich, als ob die Dinge sich auf den Kopf gestellt hätten und sich alles um ihn zu drehen anfing. War das derselbe Mann, der früher die höchsten ethischen Grundsätze, die strengste Sittenstrenge für sich und andere gefordert hatte? War das der Mann, der nichts anderes kannte als die zärtlichste

Liebe zu seiner Gattin? Hatte der Bildhauer sich inzwischen derartig gewandelt? War es etwa ein Ausfluß seiner neuen Weltanschauung oder war damals in Froschweiler alles nur Verstellung und Heuchelei gewesen?

„Die Welt will eben betrogen sein." Avantino hatte die Gedanken Fiedlers gelesen und vollendete sie so, wie er sie zu lenken gedachte.

Klang das nicht wie ein Geständnis, gab es da überhaupt noch einen Zweifel?

Fiedler hatte sich erhoben und schaute dem Bildhauer fest in die Augen.

Avantino hielt dem Blicke eine zeitlang offen stand. Dann aber konnte er es nicht verhindern, daß die Strahlen seiner Augen zur Seite irrten und der Blick schielend und unsicher wurde, genau wie bei dem Dobbermann, als er schiefbeinig und schielend auf Fiedler losgegangen war.

In diesem schwoll der Zorn. Welch frevelhaftes Spiel wurde hier getrieben?

Er trat dem Bildhauer entschieden entgegen — da traf ihn unvermittelt das Lachen der Frauen.

„Laßt doch endlich Euren Disput", rief ärgerlich Frau Avantino, „es fängt nachgerade an, langweilig zu werden."

Das Lachen hatte genügt, Fiedler die Wirklichkeit wieder ins Bewußtsein zurückzurufen. Er stand im Begriff, eine Torheit zu begehen. Es war ja eigentlich gar nichts Greifbares vorhanden, es waren ja alles nur innerliche Erlebnisse, die nur Wahrheit hatten zwischen ihm und dem Bildhauer, und sofort in Dunst zerrannen, wenn man sie greifen wollte.

Er hatte sich schnell gefaßt und verabschiedete sich mit höflichen Worten.

— — — — — — — — — — — — —

In der Garderobe traf er die Frau von Geldern, die gleich nach ihm das Zimmer verlassen haben mußte. Es war fast, als wäre sie ihm nachgeschickt worden.

Sie gingen beide eine zeitlang schweigend durch die kalte Winternacht.

„Glauben Sie wirklich", fragte Fiedler nach einiger Zeit seine Begleiterin, „daß diese Frau van Ruven ohne Schuld ist?"

„Aber selbstverständlich, da ist doch gar nicht dran zu zweifeln. Der Mann ist eben ein bösartiger Intrigant."

„Nun, mir sind allerdings einige Zweifel gekommen. Aber schließlich kann man sich irren. Wer vermöchte wohl den Frauen ins Herz zu schauen."

„Warum wollen Sie das eigentlich? Mir hat einmal ein Mann gesagt, daß die Frauen, die er genau erkannt hat, für ihn reizlos und ohne Interesse wären."

Sie gingen wieder eine Weile schweigend nebeneinander.

„Glauben Sie, daß der Meister Avantino seine Frau genau kennt?" fragte von neuem Fiedler.

„Wie sonderbar Sie fragen. Sicherlich wird er sie genau kennen."

„Was halten Sie von den Ansichten, die der Meister heute abend äußerte. Glauben Sie, daß er diese Ansichten auch wirklich lebt?"

„Aber wie kommen Sie bloß darauf! Sehen Sie doch sein Leben an, fragen Sie doch jedermann, er steht rein und unantastbar dar. Die Frauen lieben ihn alle, das ist wahr, aber sagen Sie selbst, ist er nicht wirklich ein Gott?"

Sie reichte ihm lächelnd die Hand zum Abschied, denn sie befanden sich schon vor dem Hause der Frau von Geldern.

— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Im Gasthaus „Zur Kröte" waren an diesem Abend noch lange die Fenster erhellt, wo der Bewohner des Ateliers bis spät in die Nacht keine Ruhe finden konnte.

Unablässig wandelte er im Zimmer auf und ab und ließ seinen Gedanken freien Lauf. Es war ihm nicht länger

zweifelhaft, daß die Frau van Ruven ein frevelhaftes Spiel seit langem trieb. Welche Rolle aber hatte dabei das Ehepaar Avantino? Welche Rolle war ferner der Frau von Geldern zugefallen, der es beliebte, den Bildhauer als eine Art Gottheit anzusehen? Wie stand es eigentlich mit der Lilli, der jüngsten Tochter Kritzelbergs, die man niemals mehr zu Gesicht bekam? War sie eine Gefangene in diesem Hause? Durfte sie mit niemandem allein gelassen werden?

Der rastlos Wandelnde erinnerte sich wieder: einmal hatte er sie auf der Treppe angetroffen, aber sie war wie eine Nachtwandlerin an ihm vorübergegangen, als ob sie ihn überhaupt nicht gesehen hätte.

Und dann vor allem: Was war es mit Eva? Fiedler hatte die Froschweiler Begebenheiten fast vergessen. Die Erinnerung an Eva war längst im Verblassen gewesen, nun hatte jener selbst ihren Namen genannt. Nun war die Erinnerung wieder heraufbeschworen, nun waren Zweifel und Argwohn wieder erwacht.

Wie ein körperlicher Schmerz hatte den Einsamen der Gedanke an Eva gepackt, und hielt ihn mit eisernen Klammern fest. Hastig schritt er von einem Ende des Zimmers zum anderen und versuchte gewaltsam seiner Erregung Herr zu werden, die quälenden Gedanken abzuschütteln.

Was ging ihn das alles eigentlich an? Wozu in der Vergangenheit wühlen und die alten Schatten wieder beschwören? — — — — — — — — — —

Er hatte sich, des Grübelns müde, an den glühenden Ofen gesetzt und ein Buch zur Hand genommen, aber er merkte bald, daß er gar nicht verstand, was er las, und seine Gedanken vom alten Thema nicht abweichen wollten.

Es war nicht das Bestreben, Einzelheiten zu ergründen, das ihn von neuem grübeln ließ, es war der

Zwiespalt in dem Wesen des Meisters, es war der wankende Glaube an seine Persönlichkeit, der den Einsamen von neuem quälte. — — — — — — — — —

Sicherlich hatte der Bildhauer an diesem Abend die Maske abwerfen wollen, deren Tragen ihm lästig geworden war. — — — Schon einmal hatte er in ähnlicher Weise plötzlich eine andere Sprache angeschlagen. — — —

Damals in Froschweiler, als er von der dunklen Seite der Natur und den Ammenmärchen von Liebe und Sehnsucht begonnen hatte, damals als es wie Eiseskälte von ihm herüberwehte, wie Grabeskälte des Herzens, die jeden Enthusiasmus, jedes menschliche Gefühl im Keime zu ersticken drohte. Nur schemen- und schattenhafter war damals alles gewesen, nur ein theoretischer Disput über Kunst und Malerei. Diesmal stand die Gestalt des Weibes dahinter, immer noch nicht greifbar, immer noch zweifelhaft, dennoch schon in bestimmteren Umrissen: Eine Liebe ohne Eifersucht, eine Freundschaft, die Weibesliebe nicht trennte. — — Hatten diese Worte nicht doch einen bestechenden Klang, waren es nicht doch Beweise einer großen und erhabenen Gesinnung?

Aber gab es denn in Wahrheit eine solche Freundschaft und Liebe, war es nicht entgegen den Gesetzen der Natur?

Sonderbar wie mit einem Male jetzt alles unter einem veränderten Gesichtswinkel erschien, verzerrt und einer Doppeldeutung fähig. Die Wiese der kindlichen Unbefangenheit, die Oase der weltfernen Menschlichkeit drohte wie ein trügerisches Spiegelbild sich aufzulösen, an deren Stelle dunkel und gleißend eine andere Welt emporzutauchen begann, eine Welt, in der es keine Schranken und Gesetze gab, als nur den eigenen Genuß.

Mit größerer Klarheit wurde der Grübelnde sich des Zwiespalts in der Seele jenes Mannes bewußt, mit schärferer Qual peinigten ihn Argwohn und Zweifel.

Wer konnte die Rätsel lösen, wer die Wahrheit ergründen, die Wahrheit, die es in der Welt nicht gibt, die aber jeder Mensch in seiner eigenen Brust verschlossen trägt?

Er starrte regungslos in die dunkle Glut des Feuers. Sein Antlitz ward starr und starrer. Er fühlte sich nicht mehr, die Zeit stand still, die Umwelt war versunken.

— — — — — — — — — — — — —

In der Ecke des Zimmers, da wo sich die Strahlen des Feuers hinüberspannen und eine rosige Wolke an der Wand erschimmern ließen, lehnte vergessen die Puppe mit dem auf die Brust gehefteten Zettel:

„Der Mandarin Honk Tschey.

Er lebt und weiß allerlei."

In dem Maße, wie der Maler sich mehr und mehr in sich versenkte und sein Antlitz starrer und abwesender wurde, in demselben Maße wurden die Züge der Puppe immer lebendiger und menschenähnlicher, bis schließlich ein Leuchten das Gesicht verklärte, wie Geist, der die Materie überwunden hat.

Der in sich Versunkene empfand nur allmählich die Anwesenheit des fremdländischen Gesellen, dessen Existenz und zunehmende Lebendigkeit ihm gar nicht sonderbar erschienen. Wie die Stimme eines Freundes, mit dem er schon lange vertraute Zwiesprache gehalten, erklang ihm jetzt im Ohr, dieselbe Stimme, die er schon vor einigen Abenden vernommen hatte.

Leise flüsternd kam es von den Lippen des Chinesen:

„Er hat die Zeichen umgekehrt. Aus weiß wird schwarz, aus schwarz wird weiß. Er dreht die Dinge ganz allmählich um, nach vorbedachtem, langem Plan, und ach, der schöne

Rosengarten wird bald zum Zauberlabyrinth, in dessen vielverschlungenen Pfaden die Tür zur Freiheit sich verschließt."

Kaum hörbar und stockend kamen die Worte zu dem Aufhorchenden herüber, der sie zweifelnd und ungläubig vernahm, aber es war schon ein geheimnisvoller Kontakt entstanden, so daß der Chinese auch die Gedanken des anderen zu wissen schien. Er fuhr ohne eine Antwort abzuwarten fort:

„Du glaubst mir nicht, Du lächelst nur ob solcher Worte, — weil Du das Netz nicht siehst, das Dir gestellt ist — die Truggestalten nicht gewahrst, die Dich schon lange äffen. — Auf unsichtbarem Plane wächst das Reich, in dessen mitternächtig dunkler Tiefe der Gott des Bösen Heerschau hält, zu dessen Schlangenthron sich alles niederneigt, was unsichtbar sich ihm verbunden, und ob die Körper auch auf Erden wandeln, ist doch das Selbst schon jenem Reich verfangen, das trügerisch von unten Stärke leiht. Nenn's Ahriman, nenn's Gott des Bösen oder Teufel. Es ist ein Geist, der mancherlei Gestaltung fähig ist. Er ahmt Gott Vater selber nach im äffisch widerlichen Spiel. Der schwarze Magier ist sein Schüler und spielt Gott Vater mit den Menschen. Des Teufels Tochter aber ist die Hexe, die ihn zugleich geboren hat. Sie ist ein Weib in menschlicher Gestalt und lebt zugleich als Teufelin auf unsichtbarem schwarzen Plan."

Der Zuhörende schien aus seiner Erstarrung sich aufraffen zu wollen, seine Züge verkrampften sich. Es war, als ob er etwas abschütteln wollte, das ihn niederhielt, aber der Chinese fuhr mit um so stärkerer Eindringlichkeit fort:

„Du schiltst mich abergläubisch und dünkst Dich selber aufgeklärt. — — — — — — — —

Weil Ihr hohl und lächerlich seid, darum dünkt Ihr Euch aufgeklärt, weil Ihr alle Dinge wie die Blinden von außen betastet, darum dünkt Ihr Euch fortgeschritten, weil Ihr weniger vom Leben der Seele versteht, als die Jahrtausende, die vor Euch gewesen sind, darum lacht Ihr und brüstet Euch.

So nimm's von außen denn, so schau Dir's an: Du siehst das Weib von Gott geschaffen, das weder gut noch böse ist. Es gleicht dem Tier, doch ohne Falsch und Tücke, es nimmt die Dinge wie sie sind und trägt sein Schicksal in Geduld. Des Auges Spiegel zeigt die Seele gleich einer Quelle klaren Grund.

Nun halt das andere Bild dagegen — Du siehst die Hexe ewig lüstern und dennoch kalt von Eis umwogt, wie Schleier liegt es vor dem Auge, das schillernd glänzt und bald dämonisch leuchtet wie dunkler Bernsteinglanz, wie schwefliger Vulkan. In ihrer Seele starb etwas, das niemals wieder aufersteht, und künstlich loht ein Feuerbrand von Höllenmächten angefacht.

Was dünkt Dich, welche Künste nötig sind, daß sie das innere Feuer vor aller Welt verbirgt. Sie spielt mit tugendhaftem Angesicht die Unschuldsreine, die Gattin und die Mutter weiter, doch jedes Wort ist nun berechnet und gedreht, Schon fügt es sich, daß doppelzüngig ihre Worte werden. Ein anderes Wesen wächst in ihr, nimmt zu an Rundung und Gestalt. Sie weiß am Ende selber nicht, was Wahrheit und was Lüge. Allein vermöchte Sie wohl nimmer das

Spiel mit sicherer Hand zu lenken. Drum hilft der Hexenmeister stets, der irgendwo in seiner Hand die dunklen Fäden hält. — — — —

Von Zeit zu Zeit erscheint er ihr, beschwichtigt das Gewissen, wenn sichs regt, schafft Geld und Unterkunft und Rat in allen Lagen. Und sieh, das Böse wächst, als ob es eine eigene Kraft, mit Staunen sieht die Schülerin, wie schon Erfolg ihr seltsam eine Herrschaft gibt über alles rings umher. Sie spielt mit Schicksal und mit Leben, verführt mit listgem Wort die Unschuld, betrügt den Gatten neben sich und bleibt doch stets die Tugendreine. Dämonischer wird nun das Spiel und grausamer die Lust am Bösen, bis endlich sich der Dinge Lauf nach ihrem starken Willen wendet und sie als Circe neu erstanden, die Freuden und Genüsse dieser Welt im mächtigen Zauberbanne hält, bis sie das Leben in dem Leben selber meistert."

Der Chinese war immer lebendiger und regsamer geworden, in gleichmäßigen Rhythmen gingen ihm die Worte vom Munde. Der andere aber war völlig reglos und starr geworden. Das Bild hatte gegen früher gewechselt. Man hätte jetzt meinen können, daß irgend ein sonderbarer Chinese mit einer europäischen Puppe sein Spiel trieb. Der Reglose horchte mit gespanntester Aufmerksamkeit, er wollte Näheres wissen, Bestimmteres erfahren.

„Ich dacht es mir", begann von neuem der Chinese etwas langsamer und schleppender. „Du willst nicht Weisheit, nur Beweise. Ich soll Dir ein Gebäude richten aus den Begriffen aufgebaut, die Ihr von Recht und Unrecht Euch gebildet habt. Mißtraue den Gedanken, die sich logisch schließen, sie sind recht häufig nur ein

Trugschluß der Vernunft. Du forderst Tatsachen, die Du der Wahrheit unterordnen willst! Allein die Tatsachen sind häufig gleich, und dennoch ist die eine weiß, die andere schwarz. Der Teufel mischt von beiden stets, und was in einem Falle stimmt, verwirrt im anderen umsomehr. Du mußt zu scheiden wissen Gott und Teufel, das ist die einzige Wahrheit, die es gibt. Du mußt das Ying und Yang erkennen gleich Hell und Dunkel, Gut und Böse. Es trägt der Erde schwachen Bau und wohnt auch in der Brust der Menschen. Aus jedes Menschen Angesicht schaut Satan und auch Gott Dich an."

Die Worte des Chinesen, die der Aufhorchende mit einem anderen Sinne als dem des Gehörs vernahm, wurden immer leiser und entfernter, das Leuchten in seinem Antlitz schien zu verblassen.

Der Reglose aber fühlte, daß die Starre seiner Glieder wieder weichen wollte, daß sich eigenes Bewußtsein und eigene Gefühle wieder regten, die ihn zu Haß und Rachsucht stachelten.

Da raffte sich der Chinese noch einmal auf, noch einmal leuchtete sein Angesicht in verklärendem Glanz. Wie aus weiter Ferne, warnend und milde, verwehten seine letzten Worte:

„Du sollst das Böse nicht mit Bösem je vergelten. Wer böser Tat mit böser Tat begegnet, gibt den Dämonen Raum in seiner Brust. Nur vor dem Zorn des Heiligen schreckt der Teufel. Der andere schlägt sich selbst die Wunden. Drum prüfe Dich, ob stets in eigener Brust die Flamme rein erstrahlte. Du gabst den Sinnen leicht wohl nach. Der Zorn, die Wollust sind Dir nahe. Die Trägheit Deines Herzens kennst

Du kaum. Mag sein, daß alles Dir gering erscheint, mag sein, daß Deine Schuld in Wahrheit nur gering. Doch wer das Schwert zur schärfsten Scheidung in sich trägt, für den bedeutet schon Verschulden, was minder scharfe Sinne kaum berührt. Der Teufel spürt gar fein in diesen Dingen und weiß die Schlingen schlau zu legen. Du stehst am Mal, wo sich die Wege scheiden, und jeder Schritt Bedeutung hat."

Die Züge des Chinesen waren während der letzten Worte immer schlaffer und undeutlicher geworden. Er hatte runzlige Falten im Gesicht wie ein uralter Greis und lehnte gleich darauf nur noch als Puppe in der Ecke. Die Glut des Ofens hatte nachgelassen, das Feuer war im Erlöschen. Nur leise knisterte es noch manchmal in der verkohlten Asche, nur zuweilen spannen sich noch flüchtige Lichtgewebe in der Ecke hinterm Ofen. Nun war es still geworden. Von draußen streiften Fledermäuse verspätet noch das Fenster. Der Nachtwind seufzte um das Haus und löschte die Sterne einzeln aus; im Osten blinkten die ersten Lichter des Tages.

— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Wie ein wirrer Traum erschienen am nächsten Morgen dem Erwachten die Ereignisse des vergangenen Abends. Nichts Bestimmtes war in seiner Erinnerung haften geblieben, aber ein Entschluß war dennoch in ihm gereift. Er wollte mit Avantino eine Aussprache herbeiführen, Auge in Auge wollte er ihm gegenübertreten und Klarheit fordern.

Dieser Vorsatz gab ihm Ruhe und Festigkeit. Zu einer früheren Stunde als sonst begab er sich zum Landsitze Avantinos, wo er im Atelier dessen Erscheinen erwartete.

In dem Atelier, in das sich eine Fülle von Licht durch die phantastisch hohen Fenster ergoß, befanden sich auf Gestellen und Börten zahlreiche Werke des Bildhauers aus älterer und neuerer Zeit.

Da standen sie alle, die Freunde und Gönner Avantinos, die Filmdivas und Tänzerinnen, die Frauen und Mädchen, mit denen das Ehepaar Avantino eine innige Freundschaft verbunden hatte. Als ägyptische Pharaonen und Königstöchter, in antiken Gewändern, in gezierter künstlicher Biegung, deren Form ihnen aufgezwängt, in die sie lügenhaft hineingebannt, ihrem eigenen Wesen entfremdet, so verharrten sie im starren, steinernen Bann.

Aber neben und zwischen den leblosen Figuren schien es sich leise zu regen, da lösten sich Schatten und Fetzen wie Geister der Erinnerung, der Erinnerung an rauschende Feste, an Stunden göttlichen Beisammenseins im höchsten Einssein der Seelen, wie nur der Künstler sie zu empfinden vermag. Der Meister hatte selbst so oft davon erzählt. Da hielt man endlose Gespräche über Kunst und Menschlichkeit, da schenkte man sich Blumen und kostbare Geschenke, fuhr gemeinsam im Wagen spazieren, traf sich auf Ausflügen, im Theater und Gesellschaft und zählte die Stunden, wo man getrennt war.

Bis dann immer alles ganz plötzlich ein Ende hatte und sich als Lüge und Falschheit erwies. Nicht nur die Worte und Herzen waren falsch gewesen, auch die Brillanten und Schmuckstücke, die Wertsachen und Urkunden dieser Herrschaften, die sich als Betrüger und Erpresser zeigten.

Da gabs dann drohend erhobene Fäuste statt der tiefempfundenen Händedrücke, wutverzerrte Gesichter statt der feuchten Freundschaftsblicke, Erpresser- und Schmähbriefe statt der Einladungen und Herzensergüsse. — — —

Es war der Undank der Menschen, der den Meister wie ein unseliges Verhängnis verfolgte, es war das

Mißtrauen, das unerklärlich die Welt ihm für seine Menschen-liebe und Wohltätigkeit immer wieder entgegenbrachte. —

War es nicht, als wollten alle diese versteinerten Gestalten sich deutlicher erklären — rangen sie nicht qualvoll den steinernen Bann zu brechen und anzuklagen, anzuklagen wegen Falschheit und Tücke, Habsucht und Hinterlist? —

Der Wartende stand noch im Anschauen der Bildwerke versunken, als er bereits instinktiv die Anwesenheit des Bildhauers hinter sich empfand, der geräuschlos eingetreten war. Als er sich umwandte, stand er Avantino gegenüber, der eine große blaue Hornbrille trug, die seine Augen völlig verbarg. Der Hausherr begrüßte ihn mit gewohnter Herzlichkeit. Seine Augen waren, wie er erklärte, von der Arbeit etwas angegriffen, so daß er sie schonen mußte.

„Ich kann mir schon denken", begann er offen und freimütig, „was Sie heute zu mir führt. Es ist das Gespräch von gestern abend."

„Allerdings", antwortete kurz und drohend Fiedler. „Sie haben gestern selbst das Gespräch auf Froschweiler und Eva gebracht und mancherlei Zweifel in mir geweckt. Ich frage Sie ohne Umstände Auge in Auge, welche Beziehungen haben zwischen Eva und Ihnen bestanden?"

„Aber, lieber Freund, Sie sehen mich erstaunt, welche anderen Beziehungen sollen denn bestanden haben, als die Ihnen selbst bekannt gewordenen sind?"

„Nun, es ist doch schließlich denkbar, daß Sie sich Eva in anderer als nur freundschaftlicher Weise genähert haben."

„Aber, lieber Freund, genügt es Ihnen denn nicht, täglich und stündlich zu sehen, daß es für mich kein anderes weibliches Wesen gibt, als eben jene Frau, mit der mich die innigste Lebensgemeinschaft schon seit langen Jahren verbindet. Genügt es Ihnen denn nicht, das Beispiel eines harmonischen Zusammenlebens zweier Menschen mit eigenen Augen zu sehen, wie, ich darf es mit Stolz wohl sagen,

wie man es so rein und einwandfrei in der heutigen Zeit nur äußerst selten finden wird."

„Nun, Sie sagen aber doch selbst, daß Ihre Frau nicht eifersüchtig sei."

„Ja so, daher kommt Ihnen dieser sonderbare Verdacht, aber, mein Gott, die Frauen wollen es doch nun einmal nicht wahrhaben, daß sie eifersüchtig sind. Sie sollten es nur einmal mit erlebt haben, welch ein Satan von Eifersucht in diesem Weibe steckt. Die Frau läßt mich ja überhaupt keinen Augenblick allein. Wie kann man nur aus irgendwelchen in vorgerückter Stunde gepflogenen Diskussionen solche weittragenden Schlüsse ziehen!

Sehen Sie doch mein Leben an, forschen Sie doch nach! Mein Leben ist rein, ich stehe unantastbar da, man wird es Ihnen überall bestätigen. Und nun gar Eva, wo wir doch wußten, wieviel Sie Ihnen war! Wie können Sie bloß auf solche Gedanken kommen! Eine grausame Fügung des Himmels hat damals in Froschweiler Ihre Pfade getrennt. Wir haben uns selbst über das Verhalten Evas gewundert, sie stand offenbar unter dem unheilvollen Einfluß jener beiden alten Weiber, die fraglos ein intrigantes Spiel getrieben haben. Wir haben nie wieder von Eva auch nur das Geringste erfahren, aber in unserer Erinnerung ist sie zu einer Heiligen geworden, deren Andenken wir uns durch nichts entweihen lassen möchten."

Der Meister sagte dieses alles mit so biederer Offenheit und wohlwollender Nachsicht, daß Fiedler sich ganz lächerlich und abgeschmackt dabei vorkam. Wie war dieser Argwohn nur von neuem wieder in seiner Brust entstanden, wie hatten sich diese Hirngespinste nur entwickeln können! Gott sei Dank, daß er endlich dieses Grübeln und Spintisieren los war!

Ein letzter Zweifel ließ ihn dem Bildhauer die Hand auf die Schulter legen:

„Bei Gott, Meister, ist das alles wirklich die Wahrheit?"

Avantino zog die blaue Brille zurecht, die sich etwas verschoben hatte und hob feierlich die rechte Hand:

„Der Allmächtige möge mich strafen, wenn ich nicht die Wahrheit gesagt habe." — — — — — — —

Als wenn sie auf ihr Stichwort gewartet hätte, kam jetzt die Gattin Avantinos mit der Frau von Geldern und Lilly Kritzelberg in das Atelier.

„Was habt Ihr eigentlich für Geheimnisse?" fragte sie scherzend, „ich soll wohl wieder eifersüchtig sein, aber den Gefallen, Herr Fiedler, kann ich Ihnen nun einmal nicht tun."

Sie lachte hell auf und faßte zärtlich die Hand ihres Gatten, der ihr liebevoll einen Kuß auf die Wange gab.

„Sie werden darüber Witze machen, Herr Fiedler, aber ich bin wirklich nicht imstande, einem anderen weiblichen Wesen als meiner eigenen Frau einen Kuß zu geben."

— — — — — — — — — — — — —

Der Meister hatte inzwischen begonnen, Zeichnungen zu entwerfen, Kostümentwürfe für das Auftreten der Lilly, die demnächst als ägyptische Tempeltänzerin debütieren sollte.

„Es wird ein sensationelles Ereignis werden", prophezeite er, „es sind besondere Anstalten dazu getroffen, unter anderem ist auch bereits ein ganz hervorragender Pianist gewonnen, man nennt ihn den „König des Klaviers". Es fehlt eigentlich nur noch der Name für die Tänzerin. Vielleicht hilft Herr Fiedler einen zu finden."

Dieser dachte einen Augenblick nach.

„Wie wäre es", meinte er dann, „wenn wir sie Iky Saky tauften?"

„Herrlich!" begeisterte sich Avantino, „ganz vortrefflich! Das müssen wir gleich bei einer Flasche Wein gebührend feiern!"

Der rote Burgunder funkelte gleich darauf im Glase, und mit Lachen und Scherzen ward die Taufe der „Iky Saky“ vollzogen.

— — zu töricht, dachte Fiedler — wie habe ich mir bloß einbilden können, daß die Lilly sich unfrei und bedrückt wie eine Gefangene fühlte. Konnte sie sich denn etwas Besseres wünschen, als einen Mäzen von solcher Umsicht und Uneigennützigkeit?

„Sie grübeln zuviel und werden noch ganz zum Hypochonder“, bemerkte unvermittelt der Meister. „Wir müssen Sie ein bißchen aufheitern — warten Sie mal, ich werde Ihnen meine Gedichte vorlesen.“

Der Meister, der schon des öfteren diese Gedichte erwähnt hatte, holte einen schmalen Band Gedichte hervor und begann mit leiser Stimme vorzulesen.

Es war wirklich rührend: Gedichte an seine Frau, kleine Blüten der Sehnsucht, gewachsen in der Zeit, wo sie durch irgendwelche widrigen Umstände getrennt gewesen waren. Die Gedichte gingen von ganz kleinen Naturerlebnissen aus, wie das Herabfallen eines Blattes, das Leuchten eines Sonnenstrahles, das Sichentfalten einer Blume, das Flattern eines Schmetterlings und endeten stets mit der Sehnsucht zur Gattin. Die Gedichte waren freilich nicht ganz leicht zu verstehen, sie hatten eine merkwürdig verschrobene, auf den Kopf gestellte Ausdrucksweise. Schließlich aber glaubte man doch den Sinn gefunden zu haben, bestrickt von der äußerlich glatten Form, die von starkem Stilgefühl zeugte.

Ein andachtsvolles Schweigen herrschte, als der Meister zu Ende war, der während der ganzen Zeit die Hand seiner Frau gehalten hatte. Er blickte erwartungsvoll zu Fiedler hinüber, der eine kleine Skulptur betrachtete, um seine Bewegung zu verbergen. Es war ein Bildwerk der Vera Westermann, eine Gänsehüterin mit ihren Tieren an einem altertümlichen Brunnen. Eine rührende Schlichtheit

verbunden mit naiver, ursprünglicher Anschauungsweise sprach aus diesem kleinen, anspruchslosen Bildnis.

„Gefällt es Ihnen?“ fragte der Meister, auf die Plastik deutend.

„Fraglos eine bedeutende Künstlerin“, antwortete dieser.

„Mehr noch“, betonte der Meister, „sie war auch als Mensch bedeutend und groß.“

„Wie war sie eigentlich als Weib? Ich kann mir nicht denken, daß sie besondere Reize besessen hat?“

Avantino lächelte: „O, sie hatte schon einen eigenen fraulichen Reiz. Noch höre ich ihre einschmeichelnde, sanfte Stimme, sehe ihren weichen, wiegenden Gang und fühle den Blick ihrer großen braunen Augen. Ja, es waren wundervolle Zeiten, die wir zusammen verlebten. Wie Kinder waren wir miteinander, die mit erstaunten Augen sich die Wunder der Welt zu deuten suchten. Wir pflückten Blumen zu Stilleben, wir sahen den Schmetterlingen zu, wir horchten auf das Säuseln des Windes und blickten zu den Wolken empor. Das beschauende Auge des andern war der einzige Genuß, den wir uns gönnten.

Hast du nicht einen ihrer Briefe zur Hand“, wandte er sich an seine Gattin. Sie kramte in einem Wandschranke und fand einen vergilbten Brief mit großen männlichen Schriftzügen. Der Meister schien von Rührung ergriffen. Mit unsicherer Stimme las er einige Zeilen vor: „Sie sind es, der mir den Glauben gegeben hat, den Glauben an mich selbst. Sie sind der einzige Mensch, der mich und mein Wesen erkannt hat. In Ihrer reinen Existenz fand ich die Kraft zum Glauben an die Menschheit.“

Fiedler war besiegt. Hier mußte jeder Zweifel verstummen. War es das Gefühl, das ihm einen unbestimmten Argwohn gegen den Meister eingegeben hatte, so sagte ihm ebenso deutlich das Gefühl, das von der Persönlichkeit, die diesen Brief geschrieben hatte, eine Atmosphäre der

Reinheit und Unantastbarkeit ausging, die über allen Zweifel erhaben war.

Avantino hatte seinen Vorteil wohl ersehen und nahm die gewonnene Gelegenheit wahr. Er stand vor einem Gemälde Fiedlers, deren er einige besaß, wie in Andacht versunken: „Ich liebte diesen Menschen", flüsterten seine Lippen wie unabsichtlich, dennoch deutlich genug, daß es Fiedler hören mußte. Er hatte die blaue Brille abgenommen und sah Fiedler gerade ins Gesicht. Seine Augen waren offen und ehrlich und irrten nicht zur Seite.

Ein Meisterstück war ihm gelungen, seine Schauspielerkunst war in diesem Augenblicke so stark geworden, daß die Idee der Wahrheit ihn selber überwältigte. Er bedurfte der blauen Brille nicht mehr. Der Kontakt zwischen beiden Männern war wieder von neuem geschlossen, die alte Freundschaft wieder hergestellt.

Die Damen hatten sich zurückgezogen und die beiden Männer allein gelassen. Auch Fiedler wollte sich verabschieden, aber der Meister veranlaßte ihn noch zu bleiben, um ihm seine neuesten Bilder zu zeigen.

Er zog einen Vorhang zurück, hinter dem zwei große Gemälde zu sehen waren, die nicht gleich erkennen ließen, was sie darstellten. Die Bilder hatten nicht die altgewohnte perspektivische Fernwirkung, sondern waren flach gehalten, eine Art idealer Tapetenersatz. Erst allmählich ging dem Beschauer der Sinn des Dargestellten auf.

Auf dem einen Bilde, das ganz in Rot gehalten war, zeichnete sich die Gestalt eines Mannes ab mit starken Schenkeln und Stiernacken, der sich über rosige, ineinander verschlungene Frauenleiber beugte. Es sah aus, wie eine Anhäufung von Menschenfleisch, das würfelartig aufeinander gestapelt war und alle Schattierungen des Rots vom zartesten Rosa bis zum heißesten Karmin in sich vereinte.

„Das ist die Lebenskurve", sagte der Meister, und es wurde nun verständlich, daß die Lebenskurve in allen Farben der Früchte erstrahlte, wie die Natur sie nur zu bieten hatte, vom zartesten Hellrosa der Melone, dem Hellrot der Kirsche und Johannisbeere bis zum tiefsten Rot der Erdbeere und dem feurig heißen Glühen des Granatapfels in unendlich feiner und reichhaltiger Abstufung.

Auf dem anderen Bilde sah man in etwas deutlicherer Wiedergabe eine Gestalt mit Totenschädel und Sense, unter deren Schneide sich, in Figuren und Zeichen eingefangen, Leichnahme von Erschlagenen mit abgehackten und entstellten Gliedmaßen wälzten. Auf diesem Bilde herrschten grünliche, schwefliche und braunrote Farben vor in den unzähligen Abstufungen und dem schillernden Glanze der Metalle, Gesteine und Gifte.

„Das ist die Vernichtungskurve", erklärte der Meister. „Welches der Bilder gefällt Ihnen besser?" Es schien, als ob er dieser Frage eine besondere Wichtigkeit beimäße, so, als ob die Beantwortung von unbekannter Tragweite sein könnte.

„Die Lebenskurve", entschied sich der Gefragte.

„Ich dachte es mir wohl", murmelte Avantino, der sich noch immer nicht von seinem Gaste trennen konnte. Er begleitete ihn noch ein Stück des Weges außer dem Hause, um sich erst nach einem tiefgefühlten Händedrucke und bedeutungsvollen Augenaufschlage zu entfernen. — —

Endlich war der Maler des Zweifelns und Grübelns ledig, endlich mußten die finsteren Geister weichen. — Die verrückte Puppe war nur an allem schuld, es war hohe Zeit dem Spiele ein Ende zu machen. Er fühlte sich so wohl und frei, wie schon lange nicht mehr, und eilte gehobenen Schrittes die Landstraße hinab zu seinem Quartier im Gasthaus „Zur Kröte." — — — — — — —

Im Atelier angekommen, öffnete er zornig die Tür des Schrankes, um den Chinesen vorzunehmen, der seinerseits nichts Gutes ahnen mochte, und sich ganz in die Ecke des Schrankes verkrochen hatte.

„Du bist ein trübsinniger Schwarzseher", herrschte er ihn an. „Unsinn ist es, was Du zusammengefaselt hast, ein Weiser und Hellseher wärest Du? — ein Hirngespinst bist Du, eine fixe Idee, eine greuliche Larve, weiß der Kuckuck, was Du eigentlich bist, aber ich habe keine Lust, mich länger mit Dir abzugeben!"

Ärgerlich hatte der Scheltende die Tür des Schrankes zugeschlagen und den Schlüssel fortgeworfen. Er beachtete nicht die angestrengten Bemühungen des Chinesen, sich Gehör zu verschaffen, er vernahm nicht mehr die Worte, die warnend aus dem Schranke drangen:

„Worauf baust Du denn? — auf Worte, nichts als Worte — das Wort des schwarzen Magiers!"

11. KAPITEL: DIE LEBENSKURVE.

Der Riese mit dem blauverfrorenen Gesicht und den Eiszapfen im Barte hatte sich müde gestampft in seinen strohgefütterten Holzpantoffeln. Die linden Lüfte behagten ihm nicht, die schon das Nahen der Frühlingsfee mit leisem Säuseln kündeten.

In ihrem zartesten Frühlingskleide mit den weiß und rosa Spitzen auf dem goldig=braunen Untergrunde des Gewandes, dessen Säume von blauen Glitzerstreifen durchzogen waren, wurde sie überall gesehen und mit den gebührenden Ehren empfangen. Und wo ihr Zauberstab sich reckte, da rauschten die versiegten Quellen wieder, da klangen süße Frühlingsweisen, da wirkten und webten verborgene Kräfte, die dem verstaubten braunen Teppich der Erde blaue, gelbe und rote Flämmchen entlockten, die zusehends höher wuchsen und manchmal auch zu Schmetterlingen wurden, wenn im Vorüberschweben das Kleid der Frühlingsfee sie streifte.

Auch am Landsitz Avantinos war die Frühlingsfee vorübergezogen, doch hatte sich dort nur wenig Spielraum für ihre Künste geboten.

Die marmornen Brunnen sprudelten schon im neuerweckten Strahle, die steinernen Figuren hatten den Winterstaub schon abgeschüttelt, und die Gaben, die die Göttin aus ihrem bunten Füllhorn zu spenden hatte, verschwanden unansehnlich in dem immergrünen Zaubergarten, dessen ewiger Sommer der Wunder der Natur nicht mehr bedurfte.

Im Schlosse selbst strahlten die Spiegelscheiben im blendenden Glanze der künstlichen Lichter und Monde, exotische

Düfte durchfluteten die Räume und statt der bescheidenen Spenden der Frühlingsfee standen in prächtigen Vasen und kristallenen Schalen die Gewächse der gläsernen Häuser, die sich in künstlicher Wärme zu abnormen Farben und Größen entwickelt hatten.

— — — — — — — — — — — — —

Am Abend war die Halle des Landsitzes festlich hergerichtet, denn der Meister gab ein großes Frühlingsfest, zu dem alle bedeutenden Geister aus Finsterbergen geladen waren. An den Wänden der großen Empfangs-Halle hingen Tiermasken und Götzenbilder primitiver Völkerschaften, von denen umgeben an einer erhöhten Stelle die „Lebenskurve", jenes symbolische Bild des Meisters, im magischen Glanz der abgedämpften Lichter erstrahlte.

Andere Stellen der Wände gaben die Illusion eines Urwaldes vermöge verschiedener Urwaldlandschaften, auf denen sich Affen mit menschlichen Gesichtern rote Früchte vom Baume reichten oder wilde Tiere durch das Dickicht streiften und bunte Korallenschlangen von Riesenbäumen hingen.

In der Mitte der Halle stand das neue Denkmal Avantinos, das er der Freiheit und Gleichheit zu Ehren geschaffen hatte und das demnächst auf dem Marktplatz von Rattenburg errichtet werden sollte.

Es stellte eine weibliche, sitzende Gestalt dar, halb Ägypterin, halb leidende Madonna, die einen Wechselbalg mit embryonalen unterernährten Gliedern und zwerghaft altem Kopfe in ihrem Schoße hielt.

Es war die alte Mutter Erde mit ihrem neuen hoffnungsvollen Sprößling, als Sinnbild der neuen Gleichheit und Freiheit gedacht. Die Hände der Mutter griffen kreuzartig dem Wechselbalg unter die Arme und gaben dem Ganzen eine Ähnlichkeit mit der Darstellung des gekreuzigten Jesusknaben mittelalterlicher Bildnisschnitzer.

Die Gewandung zum Feste war nicht vorgeschrieben, und so fanden sich die Gäste teils im Gesellschaftsanzuge, teils auch im minder feierlichen Aufzuge ein.

Der Meister mit seiner brillantengeschmückten Gattin begrüßte die Ankommenden einzeln an der Schwelle der Halle und war bald von einem Schwarm von Damen umlagert, die in ihren duftigen hellen Gewändern griechischen Frühlingsgöttinnen glichen.

Unter den Anwesenden befanden sich auch der Maler Schlitterklitsch und der Dichter Kunze, denen es gelungen war, sich der Haft durch die Flucht zu entziehen.

Sie hatten dabei allerlei Abenteuer erlebt, von denen sie mit phantastischer Schilderung erzählten:

Nach Süden waren sie geflohen immer weiter nach Süden, bis in einen großen wilden Wald, wo unheimliche Stimmen hörbar wurden und wilde Tiere zu hausen schienen. Wie das Tappen von Bären und Wölfen war es neben ihnen in der Finsternis des Waldes zu hören gewesen, bis sie schließlich ein Blockhaus gefunden, in dem sie sich verschanzt, und mehrere Tage allein durch die Gewalt ihres Namens die Feinde in Schach gehalten hatten. Drei Tage und Nächte waren sie siegreich gewesen, bis dann am folgenden Morgen der ganze Wald lebendig wurde und es hinter jedem Baumstamm hervorkroch — mit Dreschflegeln und Mistgabeln bewaffnet —, unheimliche Gestalten, die konzentrisch vorrückten und die Belagerten nach tapferem Widerstande bewältigten.

Vor das Tribunal geschleppt, waren sie allen Schrecknissen der Inquisition gegenüber standhaft geblieben, bis man sie endlich wieder hatte freilassen müssen, weil nichts aus ihnen herauszubekommen war.

Der Leidensbericht der beiden Helden wurde häufig von den entrüsteten Ausrufen und Mitleidsbezeugungen der Gesinnungsgenossen unterbrochen. Don Ricardo

Carino aber, der auch zum Feste aus dem nahen Rattenburg herübergekommen war, begnügte sich nicht nur mit diesen Sympathiebezeugungen, sondern nahm die Gelegenheit zu einer kleinen Ansprache wahr, wie er sie häufig im intimen Kreise zu halten pflegte.

„Meine Damen und Herren", so begann er in pathetischem Tone, während er mit großartiger Geste dem steinernen Wechselbalge des Denkmalentwurfes die Hand auf den quadratischen Kinderkopf legte, „meine Damen und Herren, unerhört sind die Leiden unserer Gesinnungsbrüder, unerhört ist das Vorgehen dieser entmenschten Horden. Aber das Ende aller Leiden ist ganz nahe. Die Morgenröte der Befreiung steigt schimmernd schon am Horizonte, der edelste Menschheitsgedanke ist Wirklichkeit geworden. Sehen Sie das Denkmal unseres göttlichen Meisters. Dieses Denkmal ist stärker als tausend Maschinengewehre. Es bedeutet den endgültigen Sieg des neuen Geistes auch ohne Bomben und Granaten".

Carino war heute in ganz besonders großer Form. Er sprach jeden schlechthin mit Meister an, während er für sich den Hofrat energisch ablehnte und nichts von seinen Orden wissen wollte.

Jovial klopfte er dem Bildhauer auf die Schulter:

„In spätestens vier Wochen ist die Zeit der Befreiung angebrochen. Ich habe ganz bestimmte Nachrichten. Man wird auch Dich bedenken, — es sind genügend Geldmittel vorhanden."

Er hatte die letzten Worte dem Meister leise zugeflüstert mit gönnerhafter Miene, der Avantino durch ein ironisches, etwas gequältes Lächeln zu begegnen suchte. Avantino schien Zweifel zu haben, ob die Neugeburt des menschlichen Geistes sich auch wirklich auf einer soliden pekuniären Basis vollziehen würde. Man hatte von ganz märchenhaften Goldschätzen gefabelt, die zur

Verfügung ständen, aber man wollte dem Meister für sein neues Denkmal zu Ehren der Freiheit nur den Selbstkostenpreis ersetzen, eine Rechenmethode, die er mit Hilfe des Kapitalismus schon längst überwunden hatte. Der Bildhauer hatte das Gefühl, als ob er sich trotz aller Zauberkünste zwischen zwei Stühlen ein wenig unsanft platt auf die Erde gesetzt hätte, und darum war sein Lächeln etwas gequält. — — — — — — —

Carino hatte inzwischen Fiedler entdeckt, der ein wenig verspätet zum Feste erschienen war, und erkundigte sich angelegentlich nach seiner künstlerischen Tätigkeit, wobei er ihm allerhand neue Verbindungen und Vorteile in Aussicht stellte.

„Was halten Sie eigentlich von der Frau van Ruven?“ fragte er unvermittelt dazwischen, und es klang eine gewisse Besorgnis dabei in seiner Stimme.

Der Gefragte zuckte nur mit den Achseln.

„Im Vertrauen gesagt, die Frau ist dumm“ — Carino beobachtete gespannt die Wirkung seiner Worte.

Dumm und raffiniert zugleich, das wächst auf einem Holze, wollte Fiedler entgegnen, aber irgend etwas hinderte ihn daran, seiner Meinung Ausdruck zu geben.

Das Fest hatte seinen Anfang genommen. Getränke wurden herumgereicht, und Musik ertönte aus einer Seitennische der Halle, wo der berühmte Pianist, der „König des Klaviers“, schon die Tasten eifrig bearbeitete.

Er war die Sensation des Abends und der Gegenstand der entzückten Bewunderung der Damen. Man erzählte sich fabelhafte Dinge von der zauberhaften Wirkung seiner Kunst. Ein bekannter Dichter war von seinem Spiele so ergriffen worden, daß er nach Schluß des Konzertes taumelnd durch die Straßen irrte, bis er von einem Auto überfahren wurde. Die jungen Mädchen bekamen feuchte Augen, wenn nur sein Name erwähnt wurde, und die Frauen zogen ihn auf ihren

Schoß hernieder mit der Begründung, daß ein so großer Künstler nicht stehen dürfte. Man sah es diesem Menschen mit dem kindlichen Vollmondsgesicht und den für einen Pianisten erstaunlich wenig Haaren nicht an, daß er solche zauberhaften Wirkungen vermöge der schwarzen und weißen Tasten zu erzielen vermochte. Nur dadurch, daß er die aufgestülpte Regennase fast ständig in die Höhe reckte, bekam man eine Ahnung seiner fabelhaften Bedeutsamkeit.

Aber noch eine andere große Überraschung stand an diesem Abend den Gästen bevor.

Es war nun die Zeit vollendet, wo die jüngste Tochter Kritzelbergs den großen Sprung in die Öffentlichkeit wagen sollte. Schon für die nächsten Wochen war das erste öffentliche Auftreten der „Iky Saky" in Rattenburg vorgesehen, wozu an diesem Abend eine kleine Generalprobe veranstaltet wurde.

Der Meister hatte für die Litfassäulen in Rattenburg ein besonderes Plakat entworfen, das man gleichfalls zu bestaunen Gelegenheit hatte. „Iky Saky, die Tänzerin der Seele" stand mit sonderbaren, schwer zu enträtselnden Buchstaben am Kopfe dieser Ankündigung und darunter sah man eine weibliche wie aus Würsten zusammengeklebte Figur, die mit dem Fuße einen schwarzen Ball in die Höhe stieß. Es war aber dieser Ball nichts anderes, als die aufgehende Sonne der jungen Tänzerin, in einer oberflächlich angedeuteten imaginären Landschaft, auf deren Hintergrund sich ein schwarzes Antlitz zeigte, von dem magnetische Strahlen ausgingen, die sich fransenartig an den Leib der Tänzerin legten.

Die Erwartung war im Laufe des Abends durch alle diese Dinge und nicht zuletzt durch die Taktik des Pianisten, der von lustigen Walzern und Weisen des Alltags die Zuhörer allmählich in eine zugleich kalte und erregte Stimmung hinüberzuführen wußte, allmählich auf das höchste gesteigert worden.

Nun stiegen mächtige, klangvolle Akkorde zu der Decke der Halle, die sich wie gläserne Glocken im Raume niederließen. Die schützenden Wandschirme wurden zurückgezogen, und die Bühne bot sich frei den Blicken dar.

Die Tänzerin war schon auf dem Podium, obgleich man sie anfangs gar nicht wahrnehmen konnte, denn sie lag völlig zusammengekrümmt, ein Häuflein Unglück, am Boden. Ganz langsam und kaum merklich begann sie, sich mit windenden Bewegungen in die Höhe zu heben. Sie hatte sich Gesicht und Haare weiß geschminkt und trug ein schwarzes Pierrot-Kostüm, über das ein sackartiger, die Arme am Körper fesselnder Schleier geworfen war. Der Blick war kalt und starr in die Ferne gerichtet, während sie sich etwas stärker mit weichem, wie knochenlosem Körper nach dem Rhythmus der Musik zu winden begann.

Es schien, als ob sie sich mit qualvollen Anstrengungen aus dem Schleiergewebe, wie aus dem Netz einer Spinne befreien wollte.

Es war in der Tat die innere Dramatik dieses Gedankens, den die Tänzerin wiederzugeben sich bemühte, die kleine und dennoch furchtbare Tragödie der Fliege, die sich aus dem Netze der Spinne zu befreien sucht. Immer höher reckte sich die Tänzerin, immer qualvoller wurden ihre Gebärden, immer schmerzverzogener die Gesichtszüge. Aber ihre Befreiungsversuche waren vergeblich. Allmählich wurden ihre Bewegungen wieder schwächer, bis sie, immer kleiner werdend, wieder in sich zusammensank und wie zu Anfang vernichtet am Boden liegen blieb.

Nach einer kleinen Pause begann der zweite Tanz. Diesmal trug sie ein rotes Hosenkostüm und begann sich im Gegensatz zum ersten Tanze, während dessen ihre Füße wie gelähmt gewesen waren, freier zu bewegen und langsam aus der Starrheit zu erwachen.

Noch waren ihre Bewegungen steif und eckig, etwa wie die eines Hampelmannes, der am Bindfaden ruckweise gezogen wird. Etwas Groteskes lag in der Bewegung der Arme und Beine, und eine kindliche pfiffige Lüsternheit stand in ihrem Gesicht, während sie sich allmählich immer freier und ungehemmter entwickelte.

Während die Tänzerin noch einige andere Tänze zum Besten gab, hatte man nach der Überraschung des ersten Eindruckes Muße, auch die vom Meister eigens zu diesem Zwecke angefertigten Gemälde zu betrachten, die als Kulissen den Rahmen für die lebendige Plastik der Tänzerin gaben.

Auf dem einen dieser Bilder sah man einen Zauberer mit spitzer Zaubermütze und Zaubermantel, zu dessen Füßen ein kleines drachenartiges Tier mit zinnoberroten Klauen und borstigem Rücken kroch, während auf dem anderen Bilde eine Tänzerin mit zwei Gesichtern abgebildet war, deren eines sich der Lichtseite zuwandte, während das andere sich im Schatten verlor. Zu den Füßen der Tänzerin krochen wieder verschiedene kleine Fabeltiere, die Hyänen und Füchsen glichen, so wie man sie aus mittelalterlichen Holzschnitten kennt.

Das Publikum war durch das Neuartige der Darbietungen fasziniert und folgte mit atemloser Spannung den Vorgängen auf der Bühne, wobei man nur nicht wußte, ob man sich in höherem Maße auf die Tänzerin oder die fabelhaften Bilder des Meisters konzentrieren sollte. Dieser selbst saß unsichtbar in einer Seitennische hinter den Kulissen und verwandte keinen Blick von der Tänzerin, die nach temperamentvollem Schlußtanze sich fluchtartig dem allgemeinen Beifallssturm zu entziehen suchte.

Es herrschte nur eine Stimme des Lobes, als man die Stühle wieder beiseite räumte und gegenseitig seine Ansichten austauschte.

„Ihr Glück ist gemacht", erklärte Carino jedem, der es wissen wollte, „denn sie hat bereits aus den verschiedensten Städten die vorteilhaftesten Engagementsangebote erhalten und die berühmtesten Maler reißen sich darum, eine Sitzung für ein Porträt zu erhalten. Es hat niemals einen vollendeteren Ausdruck der Seele gegeben, meine Herrschaften, als Sie es an diesem Abend gesehen haben."

Die allgemeine Bewunderung erstreckte sich aber nicht nur auf die Tänzerin selbst, sondern nicht minder auf den Lehrer und Bildner dieses Tanzes, denn es war ein offenes Geheimnis, daß der Meister sie entdeckt und der künstlerischen Vollendung in sorgsamer Pflege ihres Talentes entgegengeführt hatte.

Als der Meister wieder zu seinen Gästen zurückkehrte, bestürmten ihn deshalb die Damen, einen Solotanz zum Besten zu geben, um den fabelhaften Ausdruck des seelischen Rhythmus, den sie soeben gesehen hatten, nicht nur durch Vermittlung der Schülerin, sondern auch an der Quelle zu genießen.

Der Meister ließ sich lange bitten, aber schließlich konnte er den hartnäckigen Werbungen der begeisterten Damen nicht widerstehen. Lächelnd ließ er sich Jacke und Weste ausziehen, band sich ein rotes Taschentuch um den Hals und setzte sich eine Apachenmütze auf.

Die Verwandlung war frappant und erregte neue Bewunderung. Der Pianist hatte die Situation sofort erfaßt und schlug eine Negerweise an, nach deren Takt Avantino mit dem Gesäß zu wackeln und mit den Füßen nach Negerweise zu treten begann.

Für die Zuschauer bot sich Gelegenheit, das „andere" Gesicht des Bildhauers zu betrachten und dessen Gebärdenspiel zu beobachten. Trotz seiner plastischen Rundung hatte dieses zweite Gesicht des Bildhauers durchaus nichts Freundliches oder Vertrauenerweckendes. Es war bösartig

anzusehen, schlug grimmige Falten und gebärdete sich schamlos und dreist.

Auf die Damen schien dieser Tanz dennoch wie eine Art Offenbarung zu wirken. Sie starrten gebannt auf das tiefer gerutschte Antlitz des Meisters, als ob er auch dort ein dunkles Auge besäße, mit dem er die Menschen faszinierte und bezauberte. Der Applaus war so erheblich und stürmisch, daß Don Carino, neidisch geworden, gleichfalls Rock und Weste von sich warf und einige kühne Indianersprünge vollführend mit den Armen zu fuchteln und mit den Beinen zu strampeln begann.

Dies schien das Signal zur Auslösung einer allgemeinen Tanzwut zu sein, die sich der ganzen Gesellschaft unversehens bemächtigte und auch die Widerstrebenden allmählich zu einem rhythmischen Ausleben mit sich riß, bis die Glieder schließlich ihrem eigenen Willen folgten und sich in unerklärlichem Antrieb bewegten.

In wenigen Augenblicken war aus der gesitteten Gesellschaft ein Haufe hüpfender, springender und wackelnder Gestalten geworden, die sich kaum ihres Gebahrens noch bewußt zu sein schienen.

Aus dem Gewoge der nackten weißen Arme und Schultern, aus dem Gewirr der Hüften und Beine tauchte der Einzelne nur noch auf Augenblicke hervor. Gleich hatte der Wirbel ihn wieder verschlungen. Da war sie noch eben, die schlanke Frau van Ruven, mit den heißen Augen und der kühlen Haut. Wie eine Gerte bog sie sich in den Armen ihres Tänzers. Doch schon war es die Frau von Geldern, die leicht wie eine Katze im Sprunge federte. Die rätselhaften Narzissenaugen der kleinen Tänzerin flirrten wie Irrlichter vorüber. Eidechsenartig huschte ihre biegsame Gestalt gewandt zwischen den Paaren. Gleich darauf waren es die Fischaugen der Frau Avantino. Ihr fester voller Nacken leuchtete aus einer lila Robe, die sich

wie ein schillernder Delphinleib nach unten schloß. Sie tanzte mit dem Hofrat Carino, dessen Frackschöße wie große schwarze Geierflügel klappten.

Ein Lachen und Scherzen war im Saale, ein tolles wirbelndes Drehen. Schon wich aus den Gesichtern der Tanzenden die starre Maske des Alltags, schon löste und lockerte sich die gewohnte Beherrschung des Körpers, schon entzündete sich in den Augen eine heißere Glut. — —

Fiedler saß abseits in einer Nische und schaute mit wachsender Anteilnahme dem ausgelassenen Treiben zu. Es zuckte ihm in allen Gliedern, es zog ihn immer stärker hinein in den Wirbel.

„Warum tanzen Sie nicht?" fragte ihn Frau Avantino, sich einen Augenblick zu ihm setzend.

„Mit wem denn?" entgegnete schwerfällig der Gefragte, indem er seine Blicke auf ihren fleischigen, etwas zu hoch gereckten Schultern verweilen ließ.

„Es sind doch genug schöne Frauen da, können Sie sich denn gar nicht ein bißchen verlieben?"

„Wenn ich nur wüßte in wen?"

„Mein Gott, die Wahl ist doch nicht schwer."

„Ich glaube, Sie haben schon jemand für mich?"

„Vielleicht", sagte sie, „vielleicht" und hatte dabei grünlich schillernde Augen.

„Da wäre ich doch neugierig, wo diese Schöne zu finden ist."

„Gar nicht so weit, wie Sie glauben."

Sie hatte ihm das Gesicht voll zugewandt, ihre Stimme klang weich, wie er sie nie gehört.

„Aber zuerst müssen Sie sich wieder fügen, ja wohl, Sie fügen sich nicht mehr."

Der Ton ihrer Stimme hatte gewechselt. Fiedler dachte noch über die Ursache nach, während ihr helles Lachen schon von der anderen Seite des Saales ertönte.

Gleich darauf hatte Frau von Geldern neben ihm Platz genommen. Sie hatte Katzenaugen, weit und wild und sah ihn herausfordernd an. Die Erregung des Tanzes war in ihren Gliedern und teilte sich auch Fiedler mit, der ihre Hand berührte und näher zu ihr hinrückte.

„Ihre Augen sind schwarze Magnete." Seine Stimme klang heiser in aufsteigender Begehrlichkeit.

Sie lachte nur und reizte ihn noch mehr.

„Sie scheinen farbenblind zu sein."

„Nicht schwarz, also braun!"

„Falsch geraten."

„Also grün."

„Wieder falsch. Sie müssen noch tiefer hineinsehen."

Als sie fort war, fiel es ihm ein: sie hatte gelbe Augen, wie Bernstein dunkelgelb.

„Ausleben, ausleben", flüsterte Frau Avantino über die Rückenlehne seines Sessels.

„Frühling, Musik und Liebe ist das einzige, was noch bleibt." Frau van Ruven war es, die vorübertanzend ihn mit dem Fächer berührt hatte.

Es hielt ihn nicht länger am Platze. Er hatte die Tänzerin im Arme und befand sich mitten im Saale. Der weiche, biegsame Leib des Mädchens schmiegte sich willig ihm entgegen. Ihre Lippen waren rot und wund, sie drückte ihm heimlich die Hand.

Dann war es die Frau von Geldern, mit der er tanzte und die er fester an sich zog.

„Endlich", flüsterte sie ihm zu, „endlich wacht er auf, dieser schwerfällige Mensch. Das ist doch Natur, das ist doch Urwald, das ist doch, was Sie wollen."

Und wieder hatte er andere Frauen im Arm, und es war, als würden die Mädchen und Frauen immer unbe-kleideter, als fielen die Gewänder eines nach dem andern

von ihnen ab, weil seine Sinne schärfer wurden und das Tastgefühl des Körpers den Leib der Frauen unverhüllt empfand.

Es war kein Unterschied der Frauen mehr, es war das Weib nur, das sich bot, der weiche weiße Frauenleib in stets veränderter Gestalt. Es waren Arme, Beine, Brüste, Hüften, die sich begegneten und wieder trennten, bis der Rausch ihn ganz überwältigt hatte, bis er nichts mehr deutlich sah und hörte und im rythmischen Taumel unterging, der alle gleichermaßen befallen hatte.

Auch der Pianist war in Ekstase gleich einer wildgewordenen Maschine, der Speichel troff ihm in Fäden vom Munde und seine langen Affenarme schienen sich mit den Tasten und Drähten des Klavieres zu verwirren.

Mit Blechen und metallenen Gegenständen unterstützten ihn die anderen, ein ganzes Orchester war am Werk. Sie stampften den Boden mit den Füßen und polterten mit allem, was sie greifen konnten. Ein Gong dröhnte gellend dazwischen, verirrte Schreie wurden laut, von Negern und Indianern ausgestoßen. Schon mischte es sich darein wie Laute von Tieren, wie Eselsschreie und Pferdewiehern.

Ein Sturm war entfesselt, ein rhythmisches Toben, umflirrt von Fetzen aus Farben und Licht, aus unbewußten Tiefen heraufbeschworen, dem Urzustande sich wieder nähernd, dessen nächste Nachbarschaft an den Wänden der Halle zu greifbarer Wirklichkeit wurde, wo die Götzen und Tiermasken aus der starren Ruhe zu erwachen schienen, wo die Affen mit den menschlichen Gesichtern aus den Bildern heraus den Tanzenden die roten Früchte des Urwaldes reichen wollten, während die Korallenschlangen, mit den Leibern noch an den Bäumen klammernd, sich schon in den Raum hinabzuwinden drohten.

— — — — — — — — — — — — —

Abseits des Treibens hinter einer Säule saß eine unbewegliche Gestalt am Kamine, mit einer Feuerzange die Glut des Ofens schürend, daß sie in lodernden Flammen emporschlug.

Nicht Avantino war es, sondern Kukuma der Zauberer.

Wie glühende Kohlen waren seine Augen anzuschauen, wie Blutflecken tanzten die roten Lichter des Kamins auf seinen Händen.

An der gegenüberliegenden weißen Wand der Halle hob sich riesengroß sein Schatten ab, wie die Gestalt eines großen Affen mit mächtigen Wülsten über den Augenhöhlen. Dann wieder zeigte sich ein stierähnlicher gedrungener Nacken, der sich zum geduckten Rücken der Hyäne krümmte, und dann wieder, wenn er die Feuerzange bewegte, glich der Schatten einer schwarzen Riesenspinne, die unzählige Arme rührte.

Von Zeit zu Zeit entnahm der Zauberer einem altertümlichen Kästchen vertrocknete Pflanzen, die er bedachtsam in das Feuer streute, unverständliche Worte murmelnd, dann flammte die Glut noch höher, und Gestalten von Tieren wurden im Feuer sichtbar: schwarze Kater, Ziegenböcke, Frösche, Molche und Salamander, die als Rauchgebilde dem Kamin entstiegen.

Im Hintergrunde des hohen Kamins, dort wo die Glut am stärksten brannte, wurde die Gestalt eines Mannes mit marmornem Angesicht und metallisch glänzenden Augen sichtbar, von einem roten Mantel umhüllt.

Er schien die Glut des Feuers nicht zu spüren und verschränkten Armes Befehle zu erteilen. Wenn ein Windstoß durch den Rauchfang niederstieß, dann wehten die Enden des roten Mantels aus dem Kamin hervor, und dann prasselte es wie Pistolenschüsse in dem Feuer, und die Molche und Salamander mehrten sich von Augenblick zu Augenblick.

Rauchwolken und sinnverwirrende Düfte entstiegen dem Kamin. Der Rauch lag in langen Fäden wie Marmorgeäder in der Luft, stieg langsam bis zur Decke empor und senkte sich dann als Nebel hernieder.

Zauberkünste waren am Werke, Zauberkünste wie damals, als Circe die Gefährten des Odysseus in Schweine verwandelte, oder wie in den morgenländischen Märchen, wenn sie von den verwandelten Menschen erzählen, die an den Pforten der Zaubergärten das verlorene Menschentum beklagen.

In dem Maße, wie sich der Nebel immer tiefer senkte und sich wie Federgewölk und Silbertau an die Gestalten der Tanzenden legte, in demselben Maße wurden die Konturen der Menschen immer undeutlicher und verschwommener.

Wie ahnend wollte es sich entschleiern — in der Bewegung ward es deutlicher, der tierischen Idee entstammend, die wechselwirkend mit der Vorstellung allmählich erst bestimmter wurde.

Schon schimmerten die weißen Arme und Nacken der Frauen wie Katzenfelle und Vogelbälge, schon legte es sich um die Handgelenke wie Schuppen und Schlangenhaut, schon schmückten die edelsteinbesetzten Ringe nur Raubtierkrallen und Spinnenfinger, schon wuchsen Schnäbel und Rüssel aus den weißen Kragen der Männer, schon schleppte es unter den Frauenröcken wie Fisch- und Schlangenschwänze — und plötzlich war die Verwandlung eingetreten — und plötzlich bot sich ein fabelhafter Anblick dar, aus Sagen nur gekannt, aus alten Zaubermärchen.

Der Pianist war ein Mandrill mit blauem Affengesicht geworden, der das Klavier mit Händen und Füßen gleichzeitig bearbeitete. Neben ihm stand ein Schimpanse, der rasend mit dem Deckel des Instrumentes klappte. Ein Bär als Dritter dieser Gruppe schlug brummend mit dem messingnen

Tablette und wiegte sich nach Bärenart. Die „weiße Thea", ein großes Kaninchen mit rötlichen Augen, tappte mit den Pfoten in die Luft und wisperte mit ihren Nage=zähnen. Sie hatte Scheu vor der „schwarzen Marie", die keine Arme mehr besaß und auf dem Schlangenschwanze aufgerichtet mit der gespaltenen Zunge zischte. Ihr Ehe=mann trug seinen Schweinskopf unverhüllt zur Schau, während zwischen den Rockschößen das Ringelschwänzchen hervorschaute. Schlitterklitsch, zum Storch geworden, klap=perte mit seinem langen roten Schnabel und schritt, von seltsamen Gelüsten angeregt, hochbeinig hinter dem Dichter Kropf einher, der als Riesenfrosch auf seinen kurzen Beinen hüpfte. Die Iky=Saky, zur Eidechse geworden, huschte am Boden zwischen den Paaren und äugte mit kleinen blanken Lichtern, während Frau von Geldern als graue Katze, mit Sammetpfötchen und scharfen Krallen, weitertanzte.

Affen waren besonders zahlreich unter den Verwandelten vertreten, — in der Schar der Künstler und Volksagitatoren leicht begreiflich, auch einige Papageien befanden sich darunter, die auswendig gelernte Worte plapperten, sowie Kakadus, die sich mit den vermeintlichen Menschenfingern genial durch die Haare fuhren und sich doch nur mit Vogelkrallen am hochgesträubten Schopfe kratzten.

Dazwischen sah man Fabelwesen, wie sie in keinem Märchenbuch zu finden sind, halb Fisch, halb Säugetier, halb Vogel und Amphibie. Als eins der seltsamsten Paare zeigte sich Frau Avantino mit Don Carino. Die Frau schien in der unteren Hälfte ein Fisch geworden zu sein, während ihr auf den eckigen Schultern ein Krötenkopf saß, Carino aber war ein schwarzbefrackter Geier, der un=verkennbar die Schnauze des Schakals in dem Gesichte trug.

Nichts Menschliches war den Verzauberten geblieben, als nur noch der aufrechte Gang und die ausgeglichene

Größe, die noch von der Materie des Menschentums bestimmt wurde, bis auch diese Spur verloren ging und es sie alle niederzwang zur Erde, von der sie einstmals aufgestanden waren — — bis nur noch ein Haufen Tiere übrigblieb, die heulend und grunzend ein höllisches Konzert vollführten.

— — — — — — — — — — — — —

Die Zeit war rückwärts geschraubt, die Uridee des Sonderseins, die jeder aus urweltlichen Zeiten in sich trägt, war offenbar geworden. Die Waffen und Eigenarten der Tiere, das Nagetiergebiß und der Schlangenzahn, der spitze Schnabel und die Raubtierkralle — all die unzähligen tastenden Versuche des Lebens, sich durchzusetzen und zu erhalten — im Laufe der Jahrmillionen auf den höheren Plan des menschlichen Gehirns erhoben, darin als Gedankenformen, als dumpfe Erinnerung zurückgeblieben — waren wieder in die äußere Erscheinung projiziert, und offenbarten kosmisches Geschehen.

Nicht jedem wäre die zauberhafte Verwandlung der Menschen erkennbar geworden, nicht jedem hätte der geschilderte Anblick sich dargeboten, es bedurfte der Augen des Sehers, um aus der schärferen Erfassung des Gegenwärtigen die wirkende Ursache zu erschauen in rückwärts gestellter Zeitüberwindung bis zu jenen urfernen Zeiten, wo die erworbene Form des Geistigen wieder hinabzusinken drohte in die dumpfe Materie, dem zuckenden Haufen ekler Schlangen gleich, die sich zum Knäuel verstrickt im Urwaldsdickicht paaren.

— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

In derselben Zeit, in der sich diese absonderlichen Vorgänge im Schloß „Zum Krokodil“ abspielten, gingen im Atelier des Malers Fiedler nicht minder wunderbare Dinge vor sich.

Etwa zu der Stunde, da die „Lebenskurve" auf dem Frühlingsfest ihren höchsten Stand erreichte, und sich schon die Zeichen der Erschöpfung geltend machten, zu derselben Zeit etwa regte es sich im Schrank des Ateliers. Die Tür sprang auf und der Chinese Honk Tschey trat groß und würdig in seinem roten Seidengewande aus dem Schranke hervor.

Die gelbe brünstige Scheibe des Mondes schien in das Fenster und beleuchtete die nächtliche Szene. Der Chinese bewegte sich lautlos und schwebend und gab sich ganz als wenn er sich zu Hause wähnte. Er sah einen Augenblick in die Zeitung, schmiß sie dann ärgerlich beiseite, kramte in dem Farbkasten, besah sich einzeln die Tuben, setzte sich dann an den Schreibtisch, wo er etwas in das Tagebuch kritzelte, prüfte verächtlich die chinesischen Fächer und Holzschnitte und ließ sich schließlich, nachdem er eine ziemliche Unordnung angerichtet hatte, auf der Bank am warmen Ofen nieder, wie der eigentliche Bewohner des Raumes es zu halten pflegte, wenn er seinen Gedanken nachhing.

Der Mond schaute immer brünstiger und gelber in das Fenster und tastete behutsam über das Gesicht des Chinesen, das immer lebendiger und regsamer wurde und eine seltsame Ähnlichkeit mit den Zügen Fiedlers zeigte, so etwa wie dessen chinesischer Doppelgänger, nur daß dieser Chinesenkopf viel ausdrucksvoller und regelmäßiger erschien, als der des eigentlichen Bewohners der Räume.

Es war schon spät in der Nacht, als dieser ermüdet und abgespannt vom Frühlingsfest zurückkehrte und den Chinesen noch immer am Ofen sitzend vorfand.

Die Anwesenheit des fremdländischen Gesellen, dessen Existenz er fast vergessen hatte, erschreckte ihn nicht sonderlich. Er empfand keinerlei Gefühl des Grauens, wie in der ersten Zeit. Der Anblick des Chinesen langweilte ihn eigentlich nur und erregte dann in ihm eine Art sonderbaren

Unwillens, so wie jemand wohl empfindet, wenn er sieht, daß er nicht mehr Herr im eigenen Hause ist oder entdecken muß, daß vorwitzige Hände in seinen Sachen gewühlt haben.

Ärgerlich herrschte er den Chinesen an:

„Habe ich Dir nicht ausdrücklich verboten, aus Deinem Schrank herauszukommen. Was maßt Du Dir eigentlich an? Glaubst Du etwa, Du könntest auf eigene Hand das Spiel noch weitertreiben, das mir beliebte mit Dir anzustellen? — Ich glaube gar, Du spürst mir heimlich nach? — Willst Du nicht gefälligst antworten?"

Der Chinese aber regte und rührte sich nicht. Er sah dem Unwilligen nur starr und unverwandt in die Augen. Seine Züge waren streng und unnachsichtig, wie die eines fanatischen geheimnisvollen Moralisten.

„Was ist das für eine griesgrämige Miene, heh! Du willst mir wohl gar Moralpredigten halten, Du gelber Affe, aber wart', jetzt hab ich genug von Deinen Scherzen, hinaus aus dem Fenster."

Zornig hatte der Scheltende die Hand nach dem Chinesen ausgestreckt. Da aber verzerrten sich dessen Gesichtszüge zu einer furchtbaren Grimasse, seine Gestalt wuchs riesengroß zur Decke und beugte sich drohend über den Erschrockenen. Er fühlte sich von gewaltigen Fäusten gepackt, es würgte ihn am Halse, es legte sich wie Felsenlast auf seine Brust und warf ihn kraftlos nieder. Wie eine übermenschliche Gewalt, wie der Zorn elementarer Mächte beugte es sich über ihn und drohte den Ohnmächtigen zu zerschmettern. Es füllte das ganze Zimmer aus, es schwoll wie die Brandung gegen die Felsen, deren Kraft im Widerstand nur wächst und drohte den Hilflosen wie ein winziges Schifflein in der Brandung zu zerschellen.

Dann aber im Augenblick der größten Entfesselung unbekannter Naturkräfte war es, als ob der reißende Strom

den Ausweg in das große Weltenmeer gefunden, als ob eine stille Bucht sich unerwartet aufgetan hätte — und es nahm den Gefährdeten auf, wie der Schoß einer Mutter und trug ihn ruhig und sicher mit starken Armen auf die Lagerstatt. — — — — — — — — — —

Im Zimmer war es still geworden. Draußen brauste der Frühlingssturm und pochte mit Blütenzweigen an das Fenster.

Gespenstische Fratzen schauten ins Fenster, alte runzlige Chinesengesichter, wie Sonnenblumen und eingefallene Zitronen anzusehen, kleine niedliche Chinesinnen in indigoblauen und eiergelben Seidengewändern, mit blitzenden Zähnchen wie kleine Diamanten, mit gemalten Augenbrauen und rotgeschminkten Mündchen.

Sie brachen sich blühende Zweige von den Bäumen und flochten sich die Kirschblüten ins Haar. Sie lachten und kreischten in fremdländischen Lauten und schlugen mit den Fächern gegen die Scheiben. Feuerrote Papierdrachen und goldene Schlangen mit gezacktem Rücken fuhren zischend durch die Luft, und am nächtlichen Himmel hing groß und feurig der Mond wie eine chinesische gelbe Laterne.

12. KAPITEL: DER BILDNISZAUBER.

Schön und strahlend brach der nächste Frühlingsmorgen an. Die Kirschen- und Apfelbäume reichten ihre rosigen Blüten in das offene Fenster des Ateliers, das wie ein Rahmen die Frühlingslandschaft in sich schloß, von dem allmächtigen Malermeister auf die große blaue Himmelsleinwand gemalt.

Aber der Bewohner des Ateliers hatte keinen Blick für diese Landschaft. Er war im Unklaren, was er beginnen sollte. Ein paar Mal machte er sich daran seine Abreise vorzubereiten und seine Sachen zusammenzusuchen. Dann aber besann er sich von neuem, unternahm einen kleinen Spaziergang, versuchte zurückgekehrt sich an die Staffelei zu setzen, schrieb Briefe und zerriß sie wieder, um noch etwas andres vorzunehmen und es ebenso schnell wieder zu lassen.

Neue Zweifel waren in seiner Brust erwacht, die Qual des Zerdenkens und Grübelns regte sich schmerzhaft wieder. Wie entfesselte Geister lärmte und tobte das Heer der Gedanken und spottete des Meisters, der sie bannen wollte.

Eine unerklärliche Scheu veranlaßte ihn manchmal sich leiser im Zimmer zu bewegen, als ob er fürchtete, jemanden aufzuwecken. Ein paar Mal horchte er zum Kleiderschrank hinüber, wo die unheimliche Puppe eingeschlossen war, aber es rührte sich nichts, der Chinese schien zu schlafen.

Der Tag verging ihm schneller als gewöhnlich. Zur gewohnten Stunde, wo er sonst zum Meister zu gehen pflegte, befiel ihn eine starke Unruhe. Er wollte nicht hingehen, er hatte es sich fest vorgenommen, aber unsichtbare

Bande zogen ihn, es rief ihn etwas, er mußte wider Willen folgen. Heimlich wie ein Übeltäter schlich er sich am Schranke vorbei und eilte lautlos die Treppe hinunter, um den gewohnten Weg zum nahen Landsitz einzuschlagen. — — — — — — — — — — — — —

In dem kleinen Empfangszimmer, in dem das Ehepaar Avantino mit der Frau von Geldern und der Frau van Ruven anwesend waren, herrschte schon eine erwartungsvolle Stimmung, man schien auf den späten Besucher gewartet und sich mit ihm in seiner Abwesenheit beschäftigt zu haben. Die Frauen saßen dicht beieinander und legten Karten, wobei sie sich mit geheimnisvollem Lächeln etwas zuflüsterten, während der Meister mit gespannter Aufmerksamkeit dem Legen der Karten folgte.

„Glauben Sie an die Karten?" fragte lächelnd Fiedler.

„Ich glaube daran", antwortete ernsthaft Avantino und schüttelte bedenklich den Kopf, weil die Karten ihm nicht zu gefallen schienen.

„Versuch es einmal mit dem Schachspiel", schlug er seiner Gattin vor, die Fiedler zu einer Schachpartie aufforderte. Fiedler wollte seiner Gegnerin die weißen Steine und den ersten Zug überlassen, aber sie bestand darauf, mit den schwarzen Steinen zu spielen. Ihr Gegner war nicht ganz bei der Sache und setzte die Steine ohne besondere Achtsamkeit. Trotzdem war nach wenigen Zügen seine Partnerin mattgesetzt, was sich bei einem neuen Spiel zum zweiten Male wiederholte.

„Jetzt wollen wir einmal die Steine wechseln", schlug Frau Avantino vor. Sie übernahm die weißen Steine, und obgleich Fiedler allmählich interessierter geworden war und überlegter spielte, verlor er zweimal nacheinander gleich die Dame, so daß er das Spiel als verloren aufgeben mußte. Der Meister hatte kein Auge von dem Schachbrett abgewandt.

„Ich dacht es mir wohl", murmelte er leise und sah Fiedler prüfend dabei an, „es geht nur mit den weißen Steinen."

Fiedler wußte sich das Verhalten des Meisters nicht zu erklären. Man schien diesem Schachspiel eine andere Bedeutung als nur einer gesellschaftlichen Unterhaltung beizumessen und sich in ungewöhnlicher Weise mit seiner Person zu beschäftigen.

Das Zimmermädchen brachte den Tee und schenkte die Tassen ein, eine ätherisch anmutende Person mit großen braunen Augen, die erstaunt und unwissend in die Welt blickten.

„Ein wahrer Unschuldsengel", bemerkte Avantino, „sie geht durch alles, ohne auch nur das Geringste zu ahnen."

„Wie meinen Sie das?" fragte Fiedler. „Was sollte sie denn ahnen?"

„Gott, ich meine nur so im allgemeinen, sie ahnt nichts von der furchtbaren Verderbnis, die heute in der Welt ist."

Avantino fing an, von dieser Verderbnis der Welt im allgemeinen und von ganz abnormen Dingen im besonderen recht eingehend und gründlich zu erzählen, wobei die Frauen heiße Gesichter bekamen und Fiedler gespannt beobachteten. Sie ermutigten dabei den Meister, in seinen Schilderungen fortzufahren. Der Meister tat ihnen aber nicht diesen Gefallen, sondern rügte die geschilderten Verfehlungen mit äußerster Strenge. Er verwies dabei die Frauen mit strafenden Blicken.

„Es geht nicht so", sagte er dann scheinbar ohne jeden Zusammenhang, „aber wir müssen noch heute zu Ende kommen."

„Wir wollen einmal die Sterne befragen", schlug ebenso unvermittelt die Frau des Hauses vor, die schon ein Buch hervorgeholt hatte, auf dessen Deckel die Zeichen des Tierkreises abgebildet waren, jener himmlischen Hieroglyphenschrift, deren Herkunft sich in das graueste Altertum verliert.

Sie erkundigte sich nach den Daten der Geburtsstunde Fiedlers, die sie nicht zu wissen vorgab, obgleich sie sich schon früher angelegentlich nach Zeit und Stunde erkundigt hatte.

„Sie sind im Zeichen des Löwen geboren", entschied sie nach einigem Suchen in den Tabellen des Buches. „Mein Mann dagegen im Zeichen des Stieres. Sie stellen also Gegensätze dar, denn Löwe und Stier verkörpern zwei entgegengesetzte Prinzipien."

„Was sind das für zwei Prinzipien?" fragte Fiedler interessierter, dem nichts von astrologischer Wissenschaft bekannt war.

„Der Löwe bedeutet die moralische Kraft, der Stier aber die gebändigte Natur", erklärte Avantino bedächtig dem Fragenden.

„Sonderbar, die gebändigte Natur", wiederholte Fiedler. „Wie bändigt man wohl die Natur?"

„Indem man sie überwindet, und in das Gegenteil verkehrt." Es schien, als ob Avantino diese Bemerkung wider Willen entflohen war.

„Wer aber ist stärker, der Stier oder der Löwe?" fragte Fiedler mit wachsendem Interesse.

„Nur ein Chinese könnte mit der Antwort zögern", betonte mit Nachdruck Avantino. „Aber wir sind doch keine Chinesen, daß wir etwa das Moralische für eine Grundkraft der Welt ansehen oder gar den Kosmos selbst als den Ausdruck des Moralischen, wie die Chinesen es tun. Das Moralische existiert überhaupt nicht in der Welt. Es ist etwas von außen Gesetztes, ein gedachter Begriff, der aus Gründen des Staates und zur Beherrschung der Massen geschaffen ist. Wer allen Ernstes an die Kraft des Moralischen glaubt, der wandelt auf den Wegen der Gartenlaube und wird nie menschliche Vollkommenheit erreichen."

Etwas Tückisches stand in dem Auge Avantinos, wie der Stier es zeigt, wenn er zum Angriff vorgeht. Eine gegensätzliche, fast feindliche Stimmung war plötzlich zwischen den beiden Männern entstanden, ohne daß man hätte sagen können, aus welchem Grunde.

„Laßt doch Eure ernsthaften Gespräche", schalt Frau Avantino, „wir wollen etwas Lustiges treiben, ich weiß es, wir wollen einmal Karikaturen zeichnen." Sie hatte, ohne die Zustimmung der Anwesenden abzuwarten, eine Zeichenmappe hervorgeholt, in der sich eine Sammlung von Karikaturen Avantinos befand, die von Hand zu Hand gingen und allgemeine Heiterkeit erregten.

Es war die einzig wahre Seite seiner Kunst, die negativ, sich sonst nur fremden Geistes zu bemächtigen verstand, und die ihn darum zur Karikatur besonders befähigte, weil diese, in ihrem Grunde negativ, außer der Geschicklichkeit nur scharfe Beobachtungsgabe erfordert.

Nun hatte es aber noch eine ganz besondere Bewandtnis mit dieser Karikaturensammlung. Es war nämlich das Tor zu jenem schwarzen Zauberkabinett, in dem die Zauberpuppen sich befanden, die vermöge magischer Künste allmählich zu unselbständigen Trägern fremden Willens entwickelt wurden. Vermöge der Allmacht des Zeichners, die auch im Negativen der Karikatur noch lebendig ist, verstand es Avantino, die verborgensten Schwächen und Laster der Menschen, die er seinen Plänen dienstbar machen wollte, im Bilde als erstarrte Tatsache festzuhalten. Das Bildnis übte eine doppelte Wirkung aus. Es beeinflußte die Vorstellung des Beschauers stärker, als die Existenz des wirklichen Menschen, die ihm vielleicht nur oberflächlich bekannt war. Es beeinflußte aber auch den Dargestellten selbst, der nur schwer das Zerrbild abzuschütteln vermochte und sofern er sich auch nur häufiger in Gedanken damit beschäftigte, von der Vorstellung des Trugbildes beherrscht,

wider seinen Willen sich in jener Richtung zu verändern begann, die ihm die Allmacht des Bildners vorgeschrieben hatte.

Es war schon eine stattliche Anzahl von Personen in dieser Mappe eingefangen. Da sah man Frauen mit Höckern auf dem Rücken, mit langen Nasen und bösartigem Lächeln, Männer als Tiere erkennbar oder mit den deutlichen Linien des Hochmuts und der Eitelkeit, des Geizes und der Wollust im Gesicht. In wenigen vereinfachenden Strichen waren die verborgenen Schwächen und Laster gekennzeichnet und dem Gesichte die Bestimmung aufgedrückt. Da war zum Beispiel ein reicher Gönner des Bildhauers, dem die obere Stirnhälfte auf dem Papiere mit dem Bleistift abgeschnitten war. Diese Verstümmelung im Verein mit den breiten rohen Gesichtszügen gab eine verblüffende Kennzeichnung des tiefstehenden Intellekts dieses Menschen.

„Ich kannte ihn", erzählte auflachend Frau von Geldern. „Er ist gänzlich unsicher in seinem Handeln geworden, seit er sich so abgebildet gesehen hat. Ich glaube, er prüft ständig im Spiegel, ob ihm nicht wirklich die obere Stirnhälfte fehlt."

Auch der „König des Klaviers" war schon in der Zeichenmappe eingefangen, so wie man ihn auf dem Frühlingsfest gesehen hatte, als ein Besessener, dessen Arme und Füße sich mit den Noten, Tasten und Pedalen verwirrten, während ihm der Speichel aus dem Munde troff, und es war nicht die Karikatur nach dem Leben gezeichnet, sondern Ursache und Wirkung verhielten sich umgekehrt.

Eine erwartungsvolle Stimmung war eingetreten. Die Damen hatten schon angefangen, auch ihrerseits den Versuch zu karikaturistischen Zeichnungen zu machen, wobei sie jedoch über ganz plumpe und hilflose Darstellungen nicht hinauskamen. Avantino war trotzdem ganz entzückt davon.

„Das ist doch noch naives, kindliches Empfinden!“ rief er emphatisch aus. „Das ist ganz fabelhaft! Wissen Sie, Fiedler, woran mich diese Zeichnungen erinnern? An jene Kritzeleien, die man öfters an den Wänden gewisser Orte findet und die für mein Empfinden echte Volkskunst sind. Ganz dasselbe wie ein Volkslied.“

Fiedler antwortete nicht, während Avantino nun selbst eine Zeichnung begann. Es ging mit Blitzesschnelle, denn es war eine Karikatur seiner Gattin, die er wohl schon oft gezeichnet haben mochte. Man sah das verworfene Gesicht einer Kupplerin beschattet dargestellt, so daß es einer Negerin glich.

„Aber das ist ja scheußlich, das bin ich doch nicht“, verwahrte sich lachend Frau Avantino.

„Doch, doch“, entgegnete ihr Gatte ernsthaft, „das bist du durch und durch.“ Er hatte schon eine neue Zeichnung angefangen. Es war Krümelmann. Man sah einen Konditor mit der weißen Bäckermütze und der Kuchenrolle in der Hand, voll Selbstbewußtsein und Überzeugung. Trotz der wenigen Linien war alles Wesentliche bis auf den Pickel am Hinterkopf und die Fettfalte am Nacken mit größter Ähnlichkeit getroffen. Die Eitelkeit erschien als der hervorstechendste Zug des Bildnisses.

„Auch ein Mensch ohne Dankbarkeit“, bemerkte Avantino in bezug auf Krümelmann. „Ich habe ihn zu einem berühmten Manne gemacht, habe ihm Zeit und Schaffenskraft zur Verfügung gestellt und jetzt will dieser Mensch den Vertrag nicht unterschreiben, der endlich die Mem-Stadt zur Wirklichkeit werden lassen soll.“ Er lachte höhnisch. „Der Törichte glaubt, daß die Verwirklichung des Projektes noch von Verträgen und Unterschriften abhängt. Er weiß nicht, daß er längst schon den entscheidenden Schritt getan hat, er kann mir nicht entgehen. Abwarten muß man, langsam auf sich zukommen lassen, dann wirkt das Gesetz von selber.“

Avantino schien die Anwesenden vergessen zu haben. Sein Gesicht hatte sich zu einer habsüchtigen Fratze verzogen.

„Es gibt ein merkwürdiges Gesetz", bemerkte schwerfällig Fiedler, und es war ihm dabei, als spräche er gar nicht selbst diese Worte, sondern jemand anders, der sie statt seiner sagte: „Das Gesetz vom Vogel und der Schlange."

Es war ganz still im Zimmer geworden, niemand regte sich. Der Bildhauer und seine Gattin schienen äußerst betroffen zu sein. Sie saßen beide einen Augenblick starr und unbeweglich, als wären sie selbst diesem Gesetze unterworfen.

„Er weiß alles", flüsterte Frau Avantino ihrem Gatten zu.

„Unsinn, er weiß nichts", sagte dieser und sah Fiedler mit aufgerissenen Augen starr ins Gesicht. Die Situation hatte gewechselt. Jetzt war es Fiedler, als ob er die Augen des Reptils auf sich gerichtet sähe. Ein lähmendes Gefühl wollte sich ihm einen Augenblick über Muskeln und Sinne legen.

Da vernahm er ein Lachen. Es klang ihm fremd und sonderbar. Aber er mußte es doch wohl selbst gewesen sein, denn der Meister hatte sich unwillig abgewandt und fragte in gänzlich verändertem Tone, kalt und gleichgültig:

„Wir kommen Ihnen also lächerlich vor!" Etwas Drohendes, Tückisches war wieder in seinem Auge.

„Ich weiß gar nicht, was Ihr heute abend miteinander habt", suchte Frau Avantino einzulenken. „Ich glaube, das Frühlingsfest steckt Euch noch in den Gliedern. Wir wollen doch lustig sein und wieder zeichnen."

„Gut", sagte der Meister, „wir wollen uns einmal gegenseitig karikieren."

Es klang wie eine Herausforderung an Fiedler, wie eine Aufforderung zu einem entscheidenden Kampf. Beide Männer nahmen sofort eine drohende Stellung gegeneinander

ein, wie Duellanten zu einem entscheidenden Waffengange. Fiedler war bei diesem Kampfe von vornherein im Nachteil, denn er hatte noch niemals Karikaturen gezeichnet. Die Zeichnung mißlang ihm denn auch mehrere Male. Avantino hatte dagegen mit wenigen Strichen die seinige vollendet: Ein vertierter Mensch war dargestellt, plump und schwerfällig, nur in einigen Äußerlichkeiten an Fiedler erinnernd.

„Getroffen", lachten alle, „vollkommen ähnlich."

„Gänzlich vorbeigetroffen", sagte Fiedler, und er entschied es so ruhig und gleichmütig, daß das Lachen sofort verstummte. Avantino hatte wieder eine neue Zeichnung begonnen, die er gleich darauf herumgab. Diesmal war es das Bild eines gutmütigen Tölpels, blöde und einfältig, die Hand beteuernd auf die Brust gelegt.

Wieder lachten alle, wieder lehnte Fiedler die Zeichnung mit ruhiger Bestimmtheit ab.

Avantino holte zu einem neuen Schlage aus und diesmal war eine gewisse Ähnlichkeit nicht zu verkennen. Die Zeichnung schmeichelte sogar in bezug auf den mächtigen Schädel und die proportionierten feinen Formen desselben, zugleich aber waren Kinn- und Mundpartie übertrieben zurückgezogen, was den Anblick einer hohen aber völlig hilflosen Intelligenz gewährte, so daß der Anblick dennoch lächerlich und beschämend blieb.

Inzwischen war auch Fiedler endlich eine Zeichnung geglückt. Nach vielen vergeblichen Versuchen war die Kontur ihm plötzlich aus dem Stift geflossen, als ob eine unsichtbare Hand dabei geholfen hätte. Er war selbst erstaunt über das, was auf dem Papier zum Vorschein kam. Bart und Haare waren dem Dargestellten abgefallen und fest umrissen zeigte sich die Form des Schädels, der nach oben in einer eigenartigen, fast knopfähnlichen Spitze endete. Die schön gerundete und proportioniert geformte Stirn verriet

Gedankenschärfe und hohe Erkenntniskräfte. Unter dieser Stirn aber saßen tückische, abgründige Augen mit borstenartig entwickelten Augenbrauen, die sich über der Nasenwurzel schlossen. Die aufgestülpte Nase und die wulstigen Lippen im Verein mit dem ausgeprägten Unterkiefer gaben dem Gesicht etwas Tierisches, Gorillaartiges, das noch durch die mächtigen, spitz geformten Ohren verstärkt und deutlicher wurde.

Der Zeichnende vertiefte sich noch immer mehr in seine Zeichnung und geriet dabei, wie an jenem Abend, wo er die Zeichen des Chinesen auf seinem Schreibtische fand, in einen sonderbaren Zustand der Versenkung, der tiefer als bei der früheren Gelegenheit sich zu einer immer schmerzhafteren Erregung steigerte. Er fühlte sich an jedem Nerv und jeder Sehne seines Körpers gerissen, als wollte sich eine bisher noch nicht geahnte Erscheinung des Lebensorganismus mit allen Wehen der Geburt in das Bewußtsein drängen.

Einen Augenblick durchzuckten ihn furchtbare Qualen, dann aber befiel ihn völlige Ruhe und die Wonne eines überlegenen Bewußtseins. Die Dinge der Außenwelt erschienen zuerst undeutlich und verschwommen. Die Wände des Zimmers wichen zurück, und eine nebelhafte Helligkeit füllte den Raum. Die Gestalten der Anwesenden hoben sich nur schattenhaft darin ab, bis sie sich allmählich zu immer größerer Deutlichkeit wieder verdichteten. Dann sah er die Anwesenden wieder aus nächster Nähe, aber er sah sie anders jetzt als sonst. Durch die Hülle von Fleisch und Blut hindurch schaute er den inneren Mechanismus der Gestalten.

Sein Blick ruhte auf dem Bildhauer. Er sah zuerst den ursprünglichen Menschen mit guten und edlen Eigenschaften begabt. Dann aber sah er, wie langsam schon in der frühesten Jugend eine Spaltung der Persönlichkeit eingetreten

war. Durch die Haut hindurch, durch Fleisch und Blut schaute er vermöge des erwachten magischen Sinnes, wie langsam daneben ein anderer gewachsen war, der es immer mehr verstanden hatte, die hohen geistigen Anlagen und edlen Eigenschaften des Ursprünglichen für seine niedrigen Zwecke auszunutzen. Er stahl dem Ursprünglichen den seelenvollen Blick, die Haltung des Edelmutes und der Offenheit, den Ausdruck der Güte und Menschenliebe. Uralte Naturkräfte regten sich, uralte Vorgänge der Entwicklung des bösen Geistes dieser Erde verdichteten sich in diesem Gehirn zu fabelhafter Vollendung und ungemessener Kraft und Stärke. Immer wesenloser war der Ursprüngliche geworden, immer voller und runder der andere. Eine Skala von braunen und schmutzig roten Tönen in mißfarbener Abstufung durchleuchtete den Körper und jetzt schaute der hellsichtig Gewordene unmittelbar in die Windungen und Zellen des Gehirns und sah dort eine zerstörte moralische Welt, erstorben und zerfallen, wie die Landschaften auf dem Monde beschrieben werden.

Auf den Kratern und erloschenen Vulkanen aber war eine neue glitzernde Flitterwelt erstanden, aus bunten Lappen und falschen Steinen zusammengesetzt, mit Schaumgold behängt, und wie Verwesung schillernd, eine Welt, die trügerisch den Schein des Blühens und des Lebens sich borgte und in kristallnen Spiegeln eine unendliche Perspektive und falsche Fülle täuschend wiedergab.

Blühende Hecken und schwellende Guirlanden durchzogen die Landschaft. Aber es waren nur Papierblumen und aufgeblasene Attrappen, die kaum die Spinngewebe und modernde Fäulnis verbargen, die aus den Ecken und Winkeln hervorkroch. Wohlgerüche durchfluteten den Raum, aber sie waren künstlich hervorgerufen und kämpften gegen die Düfte des Moderns und der Fäulnis. Blendende Lichter erglänzten in den vielgewundenen Kurven der

Hecken und Wege, Lichter, die Wärme und Glut ver= hießen und dennoch eiskalt von allen Seiten wie aus dem Eise der Polarnacht herüberwehten.

In dieser Trugwelt aber wandelten viele schöne Frauen, die fröhlich und guter Dinge waren und sich üppig in den Hüften wiegten. Sie rochen mit Wohlgefallen an den Blumen, die nur aus Fasern und Papier gefertigt waren, sie flochten sich schillernde Bänder ins Haar, die sich als Schlangen darin wanden, sie streichelten die sanft und friedfertig sich gebenden Tiere, die schmeichelnd zu ihren Füßen krochen und dennoch Wölfe, Hyänen und Schakale waren. Sie lockten und riefen den Wanderer und boten ihm köstliche Früchte dar, die voll und saftig anzuschauen waren, und dennoch innen hohl, schon von der Fäulnis barsten, wie jene Truggestalten selber, die nichts als Larven und leblose Puppen und sich im nächsten Augenblick zu Kröten und Spinnen wandelten.

Es war der Mikrokosmos, der von dem schwarzen Magier ausstrahlte, es war die erstorbene Welt der Lüge und der Falschheit, die aus den Quellen des Bösen ihren Ursprung nahm, es war die Welt der Selbstsucht und des Eigennutzes, die sich vom Lebensmarke anderer nährt.

Wie auf einer geheimen, unendlich lichtempfindlichen Platte, die einzeln und allmählich die Eindrücke registriert und gesammelt hatte, und die nun in einem Momente unerklärlich gesteigerten Schauens das Registrierte über Zeit und Raum verdichtet wiedergab, so gleißte dem hell= sichtig Gewordenen das grause Bild entgegen.

Er hatte den Menschen, der ihm gegenübersaß, durch= schaut, er hatte den Vampyr erkannt. Jenes furchtbare Geschöpf, das die Phantasie der Menschen in den Gräbern sucht, das sie mit allen Schrecken und Grausen der Vor= stellung als Fabelwesen auszustatten pflegt, jenes Geschöpf, das schon gestorben ist und dennoch sich am Leben hält

— — es war nicht Sage und Mythos nur — — es saß körperlich und wirklich ihm gegenüber, mit seelenvollen Augen lächelnd.

Es war der Mensch, in dessen Brust die Wahrheit und Moral gestorben ist und eine Welt der Falschheit und Lüge sich aufbaut. Es war der schlangenzüngige Schmeichler, der die Schwächen seiner Mitmenschen auszubeuten und sie zu Lastern zu entwickeln weiß. Es war der lebend schon Gestorbene, der nun die Lebenskraft der anderen in sich sog, bis sie vom eisigen Hauche seines Mundes angeweht, das Herz erkalten und die Seele sterben fühlten.

Unbeschreibliche Gefühle durchrasten die Brust des hellsichtig Gewordenen. Er erinnerte sich später nur unklar des weiteren Verlaufes der Geschehnisse. Die Zeit schien in Ewigkeiten stillgestanden zu haben, aber es konnten nur Minuten gewesen sein, denn alle saßen noch unverändert wie im Augenblick zuvor, als er wieder zur Wirklichkeit erwachte.

Es kam zu einer kurzen, heftigen Auseinandersetzung, im Verlauf deren Avantino durch eine Tapetentür verschwand. Wie leblose Puppen hatten die Frauengestalten immer noch in dem Sofa gelehnt, während schon die Wände des Hauses schwankend an Fiedler vorübertanzten und schon die Finsternis im Freien ihn umfing.

Im Atelier angekommen, hatte er hastig den Schrank geöffnet — — die Puppe war fort, der Chinese spurlos verschwunden.

Das Gefühl der Einsamkeit befiel ihn grenzenlos. Ein Flattern und Sausen war um ihn, ein Hasten und Jagen, als wenn die Zeit in rasender Schnelle sich drehte. Unerklärliche Helligkeit herrschte manchmal im Zimmer, in der dunklere und hellere Gestalten miteinander zu kämpfen schienen, bis ein qualvoller Schlummer ihn schließlich niederdrückte, in dessen halb noch wachem Bewußtsein

die Traumwelt und die Wirklichkeit die Pforten sich geöffnet hielten.

— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Ein furchtbares Unwetter ging über Finsterbergen nieder. Ein Wirbelsturm tobte in der entfesselten Natur. Im Zwielicht glühte der nächtliche Himmel, wie das schielende Auge eines Riesen. Ein Geräusch wie fernes Stampfen von Millionen Herden war in der Luft. Wie kleines Spielzeug duckten sich die Häuser und Ansiedlungen unter die vom ersten Sturm gepeitschten Bäume. Die Wasser des Teufelsmoores schäumten und zischten und rührten den Schlamm der Tiefe auf. Eine kleine bräunliche Wolke stand am Horizonte, die rasch an Größe zunahm und den Himmel mit Schwefelfarben zu überziehen begann.

An der Stelle, wo der Landsitz Avantinos gestanden hatte, leuchteten in dem ersten Zucken der Blitze gespenstische Türme, deren zerklüftetes Gestein hervorstieß zwischen den sturmverwehten Ästen der Bäume wie die trotzigen Mauern einer Feste aus barbarischen Zeiten. Es kroch und glänzte in den Mauern, wie gewaltige Spinnen und schillernde Gewebe; wie Augen von Hyänen und Schakalen leuchtete es aus der Finsternis, in Schlangenkurven wand es sich empor bis zur höchsten Spitze des Turmes, von roten und schwarzen Fetzen umloht.

In dem obersten Gemache des Turmes stand ein Mensch mit rätselhaftem Antlitz, der in rasender Erruption des Willens ein tönernes Bildnis knetete. Mit blitzartiger Schnelle häuften sich die Tonmassen aufeinander, in denen schon die Umrisse eines menschlichen Kopfes zu erkennen waren.

Ein mächtiger kahler Schädel wölbte sich, dessen schön gerundete hohe Stirn bis zu den grade geschnittenen Augenbrauen bereits die Hälfte des Gesichtes einnahm. Die Nähte

des Schädels hoben sich deutlich ab und zeigten die vollkommene Symetrie der Formen, die auch im Ton die feine elastische Knochenbeschaffenheit der äußeren Schädeldecke erkennen ließ. Die Nase saß groß und scharf im Gesichte, das kurze Kinn trat stark zurück. In den geschlossenen Augen lag ein passiver Gleichmut und ein scharfes Beobachten verbunden mit einer konzentrierten Selbstbeherrschung. Es war der Kopf des Malers Fiedler in der Wiedergabe des Wesentlichen seiner Eigenart.

Der Ausdruck der geistigen Bedeutsamkeit war übertrieben, der Bildner schmeichelte seinem Feinde, den er vernichten wollte. Er schmeichelte ihm, damit er die Form der Wesenheit, die hier im Ton geschaffen wurde, auf sich bezog und um so sicherer den Zauberkünsten unterlag.

Unermüdlich fuhr der Bildner von oben nach unten mit seinen Händen über die Tonmassen, als wenn er sie langsam erwärmen wollte. Dann steckte er dem Bildnis die Finger in die Ohren, zog die Augenwimpern hoch, öffnete leicht die Lippen und blies der Statue behutsam seinen Atem ein.

Und siehe, plötzlich war es, als ob die tote Masse des Tones den Geist eines menschlichen Wesens in sich aufgenommen hätte. Es war nicht so, wie es in den Märchen wohl zu geschehen pflegt, daß nun das Bildnis lebendig wurde und die Augen öffnete, die Statue blieb unbeweglich wie zuvor, kein Hauch kam von den geöffneten Lippen, dennoch ging eine wesentliche Veränderung mit dem Bildnis vor sich. Menschliches Bewußtsein erwachte in der mächtigen Wölbung des Schädels. Gedanken wurden im Ton lebendig. Von der gleichen Formenentwicklung angezogen, war eigenes Bewußtsein in dem Ton erwacht.

Satanisches Frohlocken durchzuckte den Zauberer. Es war ihm gelungen. Er hatte die Idee dieses Menschen, den er vernichten wollte, auf die geistige Ebene gestellt,

auf jene unsichtbare Ebene, in der die Materie keinen Schutz mehr gewährt, wo der Wille und die Vorstellung allmächtig ist, wo es keine Ferne und keinen Widerstand mehr gibt.

Er konnte den Feind jetzt töten, konnte ihn grausam blenden und Stück um Stück vernichten. Doch wozu diese plumpe Henkerarbeit! Eine feinere Rache gab es, eine teuflischere — als ein Zerrbild seiner selbst sollte er in der Welt herumlaufen, von niemand gekannt, von niemand angehört, entwurzelt allem, was er gelebt, sich selbst nicht kennend, lebendig schon gestorben. Ein einziger Stich in den Schädel genügte, ein einziger Stich, der die Erinnerung nahm.

Der Zauberer klatschte in die Hände und rief die dienstbaren Geister. Das kleine graue Männlein kam hereingeschlichen und begann mit gespenstischer Schnelligkeit die Vorbereitungen zur magischen Operation.

Einige Augenblicke später hatte sich die Szene vollkommen geändert. Die Fenster waren mit schwarzen Vorhängen verhangen, an den Wänden hingen fremdländische Inschriften zwischen Fetischen und Zaubermasken wilder Völkerschaften. Das tönerne Bildnis stand in der Mitte des Raumes umgeben von flammenden Dreigestellen, in denen flüssiges Quecksilber glänzte und knisternde Pflanzen im schwefligen Feuer zersprangen. Blinkende Metalle und glänzende Instrumente mit scharfen Spitzen lagen umher, Pechfackeln schwelten an den Wänden, die die Luft mit beizendem Qualm erfüllten.

Der Zauberer selbst trug ein rostfarbenes Untergewand, und ein schwarz und orange gestreiftes Obergewand. Auf dem Kopfe saß ihm eine spitze Zaubermütze und an den Armen klirrten bleierne Ringe. Er hatte das Aussehen eines mittelalterlichen Hexenmeisters, so wie man ihn in alten Zauberbüchern findet.

Unverständliche Zaubersprüche in barbarischer Mundart murmelnd, begann er in langsamen rhythmischen Sprüngen

das Bildnis zu umkreisen. Seine seltsamen Bewegungen, langsam sich steigernd und heftiger werdend, glichen den Kriegstänzen der Indianer und wilden Völkerschaften, wenn sie den eingebildeten wehrlosen Feind, in Gestalt einer Puppe oder eines anderen Ebenbildes, mit den Ausbrüchen des Hasses und der Zerstörungswut umtanzen, aus dunklem Instinkte ahnend, daß die Imagination des besiegten wehrlosen Feindes das wirkliche Geschehen nach sich ziehen kann.

Heftiger und schneller wurden die Bewegungen des Zauberers, enger die Kreise, die er um das Bildnis zog. Ein blinkendes Instrument wirbelte in seiner Hand, mit dem er stechende und schneidende Bewegungen in die Richtung der Statue vollführte, wobei er immer heftiger und lauter Verwünschungen und Drohungen gegen das Bildnis ausstieß.

Seine Gesichtszüge hatten sich verändert, sein Blick war starr und stechend geworden. Schon keuchend ging der Atem. Etwas Blutrünstiges zeigte sich in dem Weißen seines Auges, wie es die Schamanen Ostsibiriens haben, wenn sie sich durch den Asud des gegorenen Fliegenschwammes in Ekstase versetzen.

Wilde tierische Instinkte und Kräfte waren in dem Zauberer erwacht: Die Beharrlichkeit und Stoßkraft des Stieres, die Tücke und Hinterlist der Hyäne, die Wildheit des Gorillas — — alle furchtbaren Eigenschaften dieser Tiere, auf die Höhe des menschlichen Intellekts erhoben und mit Einsicht und Erkenntniskräften ausgestattet, vereinten sich zur magischen Wirkung.

Wenn es eine Fernwirkung gab, wenn man aus der Ferne Schaden zufügen konnte, dann mußte der Zauber gelingen.

Immer wilder und grotesker wurde der Anblick der keuchenden Gestalt. Konvulsivische Zuckungen durchbebten den Körper des Zauberers, der Schaum stand

ihm vor dem Munde, aus seiner Brust brach ein Geheul, wie die Stimme eines wilden Tieres im Urwald.

Von draußen aber antwortete es und vereinigte sich zu gemeinsamer vernichtender Wirkung. Donnerschläge krachten in den Lüften, ein Brausen und Stürmen schlug gegen die Mauern und Fenster. Uralte Mächte des Bösen regten sich wieder und erstanden zu unmittelbarer Gegenwart.

Aus den Niederungen der dunklen Tannen und Wälder, aus den schwarzen Spiegeln der Moorkanäle, aus den alten zerfallenen Höhlen und Erdhütten des Teufelsmoores erstanden dunkle Geschehnisse von Tücke, Hinterlist und Mord. Die Fetzen vergangener Verbrechen, längst begraben im Schoße der Zeiten, dennoch immer noch im Raume schwebend, wirbelten wieder auf, verdichteten sich und ballten sich zu furchtbaren Gebilden. Wehklagen hilfloser Menschen, höhnische Schreie und satanisches Gelächter schallte in den Lüften. Die uralten Drachen und Riesenschlangen des Teufelsmoores, seit Jahrmillionen im Schlamm und Morast versunken, unter steinernen kohlschwarzen Wäldern begraben, regten sich wieder, hoben ihr scheußliches Haupt empor und tappten als unförmige Nebelgebilde um die Mauern.

In dem Raume selbst war eine erstickende Atmosphäre. Die Rauchfetzen der Fackeln verdunkelten immer dichter die Luft und füllten sie mit erstickendem Qualm. Irrende Blitze leuchteten darin auf, Tiermasken wurden sichtbar, kleine Drachen und molchartige Tiere mit feurigen Rachen. Teuflische Gestalten in Flammengewändern hatten sich im Kreise gefaßt und tanzten in grauenhaften, irrsinnigen Sprüngen.

Die Kräfte des Bösen waren in höchster Anspannung, der Zauberer selbst in Ekstase. Seine Fäuste trommelten unaufhörlich den Brustkasten, wie der Gorilla in den

Urwäldern es tut, wenn etwas seinen höchsten Zorne gereizt hat. Seine Adern waren zum Zerspringen angeschwollen, widerlicher Geifer floß ihm vom Munde, Kopf und Glieder wurden in wahnwitzigen Zuckungen hin und her geworfen. Er kreiste wirbelnd in höchster Ekstase um sich selbst, den Dolch in der erhobenen Faust — und plötzlich versenkte er die Spitze tief in den Hinterkopf des Bildwerks. Dann schlug er wie vom Blitz gefällt zu Boden.

In demselben Augenblick verstummte der Spuk in den Lüften, das Stürmen und Brausen klang nur noch aus größerer Ferne immer leiser und verklingender, aus dem Raume aber schwebten dunkle kohlschwarze Gebilde aus magischem Willen und Imagination geboren, die mit der Schnelle der Ätherschwingungen in die Richtung entschwebten, in die sie der Wille des Zauberers sandte.

13. KAPITEL: DIE VERNICHTUNGSKURVE.

Fiedler saß in dem Zuge, der ihn nach Rattenburg bringen sollte.

Er hatte sich kurzerhand entschlossen den Ort zu verlassen.

Aus dumpfem Halbschlaf, dessen wirre Traumbilder noch die Erlebnisse des Abends in sich trugen, war er mit schmerzendem Schädel und wie am ganzen Körper gerädert am nächsten Morgen erwacht.

Als er in den Spiegel schaute, befiel ihn ein heftiger Schreck. Er glaubte einen Augenblick, einen Chinesen zu sehen. Kleine verquollene Augen blinzelten ihm entgegen, während die Haut eingefallen über den hervortretenden Backenknochen lag und eine intensiv gelbliche Färbung zeigte. Er hatte Mühe gehabt, sich selber wieder zu erkennen und der Gegenwart bewußt zu werden.

An Stelle der übermäßigen Gefühlsempfindungen der letzten Tage erfüllte ihn eine völlig passive, fast chinesische Gleichmütigkeit. Er erinnerte sich noch aller Geschehnisse des vergangenen Abends, aber es war ihm, als hätte er das alles gar nicht selbst erlebt, sondern irgend jemand anders, dessen Schicksal ihn nur wenig anging.

Die Welt schien ihm verändert und fremd.

Die Landschaft da draußen vor dem Fenster des Abteils flog vorüber wie Fetzen unwirklicher Dinge. Die Welt war ihm wie ein Traum geworden, wie der Traum eines unsichtbaren allmächtigen Wesens, dessen Traumvorstellung so umfassend und lebhaft war, daß sie zur Wirklichkeit, zum kosmischen Geschehen wurde.

Die blühenden Zweige der Bäume, die Ackerschollen und die Saat, die der Erde entstieg, die unzähligen Rücken der Schafherde gleich einem großen Tiere mit hunderten von Füßen, die weißen Wolken, die am Himmel zogen, sie alle waren weiter nichts als Fetzen dieses großen weltumfassenden Traumes, wie er selber es war, der da saß und in die Landschaft schaute — der winzige hilflose Mensch, der sich für lebend und wirklich hielt, und doch nichts anderes war als auch nur ein Gedanke dieses Weltentraumes.

Dumpf vor sich hindämmernd schaute Fiedler unverwandt aus dem Fenster in die Landschaft. Die Äußerungen seiner Willenskraft lagen ohnmächtig danieder, während ihm die Eindrücke der Sinnenwelt mit zu starker Eindringlichkeit zuströmten und ihn fast zu überwältigen drohten.

In dem sonst gänzlich leeren Abteil saß schräg gegenüber in der Ecke ein dicker behäbiger Mann, von dem er anfangs keine Notiz genommen hatte. Allmählich aber begann ihn die Anwesenheit dieses Menschen auf merkwürdige Art immer stärker zu erregen. Er sagte sich selber, daß es Wahnsinn sei, aber er konnte es dennoch nicht verhindern, daß seine Gedanken die eigene Person zu dem Fremden in Beziehung setzten, und seltsame Ideenverbindungen entstanden.

Der Mensch ihm gegenüber hatte eine frappante Ähnlichkeit mit dem Bildhauer Avantino. Es war dieselbe stumpfe Nase, dieselbe fleischige Oberlippe, dieselben Augen und Ohren, dazu dieselbe äußere Behäbigkeit, verbunden mit dem Anschein treuherziger Biederkeit. Er hatte eine kurze Pfeife im Munde, an der er mit Wohlbehagen sog, während er, ohne den Reisegefährten zu beachten, recht angelegentlich aus dem Fenster sah. Sein Mantel war in der Brustgegend auffallend stark gebauscht — es kam dem Beobachter der seltsame Gedanke, daß der Fremde darunter etwas verborgen hätte.

Fiedler versenkte sich immer mehr in die Wesenheit dieses Menschen, dessen Ähnlichkeit mit Avantino in der Tat auch einer näheren Nachprüfung standhielt, so daß Fiedler zu zweifeln begann, ob es nicht dieser selbst leibhaftig sei. Aber dann wurde er sich doch auch eines Unterschiedes bewußt. Die Stirn dieses Menschen war anders geformt als die des Bildhauers. Sie war von einer gewissen Stelle an nicht gerundet, wie bei Avantino, sondern mehr vorspringend und grade. Die Stirn Avantinos war die eines Denkers, die Stirn dieses Mannes aber die eines Tatmenschen, eines Menschen der schnell und energisch dachte und seine Entschlüsse sofort in die Tat umsetzte. Es war die Wesenheit des Bildhauers auf die körperliche Ebene einer gesteigerten Tatkraft gehoben.

Der Fremde fing an, dem Beobachter allmählich immer verdächtiger zu werden. Die äußere Behäbigkeit war nur vorgetäuscht, um keinen Argwohn zu erregen, in Wahrheit kreuzten sich die Gedanken in dem Hirn dieses Mannes mit blitzartiger Schnelle.

Nach einiger Zeit der Einfühlung vermochte Fiedler auch hinter der Stirn des Fremden die Gedankenfunktion und die moralische Verworfenheit desselben zu erkennen. Wer dieser Mensch nun auch sein mochte, seine Gedanken beschäftigten sich damit, wie es verhüten werden konnte, daß etwas gegen Avantino unternommen wurde. Der Fremde überlegte mit schärfster Konzentration, faßte einen bestimmten Gedanken, verwarf ihn kopfschüttelnd wieder und versank von neuem in angestrengtes Nachdenken. Der Mensch sah dabei immer noch aus dem Fenster, ohne von Fiedler Notiz zu nehmen.

Dieser beschloß, in die Gedankengänge des Fremden einzugreifen. Er holte eine Zigarre hervor und bat den Behäbigen um Feuer. Überrascht, fast ertappt, sah dieser empor. Er schien das nicht erwartet zu haben, faßte sich aber rasch und entzündete ein Streichholz.

Als Fiedler sich wieder gesetzt hatte, lächelte der andere vieldeutig — hallo, sein Gegner schien etwas gemerkt zu haben. — — Es war nicht so einfach, was er ausführen sollte, es galt nichts Übereiltes zu tun. Er hatte mit dem Argwohn des andern nicht gerechnet und mußte auch diesen Umstand jetzt mit in Anschlag bringen. Vor allem mußte er zu erfahren suchen, was der andere beabsichtigte.

Dieser beschloß, seine Gedanken vollkommen auszuschalten und an gar nichts zu denken. Wenn er an gar nichts dachte, konnte der andere auch seine Gedanken nicht erraten, wenn er etwa solcher Künste fähig war.

Nach einiger Zeit stand Fiedler auf, um einen Blick in das Nebenabteil zu werfen und sich zu vergewissern, ob er mit dem Menschen allein sei. Sofort hatte dieser die Gedanken seines Gegenübers erraten und lächelte.

Fiedler setzte sich wieder und schaute beharrlich auf den übermäßig dicken Mantel des Mitreisenden, der schließlich eine Erklärung für nötig zu halten schien. Er holte aus der Brusttasche mehrere Zeitungen hervor und begann zu lesen. Fiedler glaubte dabei festzustellen, daß er unter dem Mantel noch ewas anderes — es konnten Stricke sein — verborgen hatte.

Auf einer kleinen Station kamen neue Passagiere, ein Mann und eine Frau. Die Gesichtszüge dieser Menschen mußten jeden, auf den überhaupt menschliche Physiognomien eine Wirkung ausübten, mit Schauder erfüllen, denn es waren Typen von abschreckender Verworfenheit. Der zuerst Hereingekommene war ein jugendlicher Mensch von etwa 20 Jahren und ganz in Schwarz gekleidet. Er trug schwarze Ledergamaschen, einen schwarzen Regenmantel mit einer schwarzen Lederkappe und mochte seinem Äußeren nach wohl den Beruf eines Chauffeurs ausüben. Der Bursche hatte falsche Schmisse auf der Wange und einen wollüstig süßlichen Zug im Gesicht. Um die Nasenflügel zuckte

beständig ein Nerv, wie in Erinnerung an irgendeine schmutzige Wollust, deren Häufigkeit die Spuren der Erhitzung dauern ließ. Am widerlichsten war der Hals dieses Subjekts, der gleichmäßig auf- und abschwoll und sich ständig zu wiegen schien, wie der Hals einer aufgeschwollenen Cobra.

Dieser Mensch hatte kein Gewissen und keine Gedanken, er handelte nur. Er war lediglich ein Werkzeug, eine Natter, die auf Befehl stach. Ohne von irgend jemand Notiz zu nehmen, setzte er sich in eine Ecke des Kupees und tat, als ob er schliefe. Einmal erhob er sich plötzlich und suchte etwas in dem Futter des Polstersitzes. Er hockte dabei mehrmals nieder und hob sich dann mit der schleichenden windenden Bewegung einer Natter langsam empor. Die Bewegung war so frappant, daß sie auch den anderen beiden Personen auffiel, die ihr Befremden nicht verbergen konnten.

Von diesen war die neu hinzugekommenen Frauensperson erheblich schwerer zu durchschauen. Sie hatte, obgleich schon älter, etwas Liebliches in ihrem Aussehen und Wesen, aber diese Lieblichkeit war von grauenhafter Art. Es war die Lieblichkeit der Giftmischerin, die ihr Opfer umstrickt, bevor sie es vergiftet.

Die beiden neuen Personen hatten dem Behäbigen bei ihrem Eintritt einen kurzen Blick des Einverständnisses zugeworfen, der Fiedler nicht entgangen war.

Sie standen offenbar in einem Komplott miteinander: Der Dicke mit der Pfeife war der Regisseur des beabsichtigten Unternehmens, der Mann im schwarzen Gummimantel der Akteur, und die Frau endlich stand für etwaige Komplikationen zur Verfügung. — — Verfolgungswahn, sagte sich der Beobachter selber — es ist Verfolgungswahn, der mich das alles sehen läßt — aber ich empfinde ja keinerlei Furcht, beruhigte er sich wieder, der Gleichmut

hat mich keinen Augenblick verlassen, nur meine Sinne sind seltsam scharf geworden.

Auf der nächsten Station stiegen noch andere Personen ins Abteil, aber diese Menschen waren so nichtssagend als wenn sie überhaupt nicht anwesend wären. Sie standen in keiner Beziehung zu dem unheimlichen Kleeblatt.

Es war inzwischen draußen immer dunkler geworden. Die Lampe im Abteil brannte nur mit trübem Schein. Der Behäbige hatte mit der Frauensperson ein Gespräch begonnen, sie sprachen bald leise, bald lauter, belanglose gleichgültige Dinge.

Dazwischen wandte sich der Dicke auch an die anderen Mitreisenden und erzählte von Geschehnissen in Rattenburg: Hundert Menschen haben sie gestern gemordet, nackt ausgezogen und mit Handgranaten beworfen, daß sie in Flammen aufgegangen sind.

Der Erzählende sah jeden Einzelnen der Reihe nach an, als ob er die Wirkung seiner Worte beobachten wollte.

Was bezweckte er mit dieser Erzählung? Wollte er einschüchtern? Wollte er andeuten, daß das Leben des Einzelnen in diesen Zeiten keine Rolle spielte? Fiedler konnte sich eines Grauens nicht erwehren.

Nicht nur in Finsterbergen waren die Geister in Verwirrung, aller Orten schoß die Saat empor, die dunkle Hände unter der Parole der Freiheit und Gleichheit heimlich gesät und aufgezogen hatten. Die Welt befand sich in einem Zustand der Umwälzung. Das Alt- und Morschgewordene drohte zu stürzen, Neues war überall im Entstehen.

Der uranfängliche, selbstbewußte Universalgeist, der als Bild seiner Gedankenwelt die räumliche zeitliche Schöpfung außer sich setzt, und der auf jedem Weltkörper als ein individuelles Prinzip erscheint, hatte sich wieder heftiger gerührt und aus den verschütteten Falten und Krusten der

Erde sein ursprüngliches, göttliches Antlitz emporgereckt. Das schaffende, denkende Prinzip, das in stetem Kampfe fortschreitend die Schale der Erde durchbricht, hatte die mechanischen Widerstände einen Augenblick beiseitegeschoben. Einen Augenblick schien es, als ob die Welt des Materialismus am Boden läge, als ob der Glaube an die Wunder der Technik und Zahlen, der menschlichen und künstlichen Maschinen, nun endlich geschwunden sei.

Einige, die das Weltgeschehen vom Standpunkt der Eintagsfliege sahen, träumten schon von der Weltverbesserung, von der Freiheit und Gleichheit und dem Bund der Völker. Aber irgendwo im Weltenraume ist eine dunkle Macht des Irrtums aufgerichtet, die auch ihrerseits unaufhörlich am Wirken ist. Ein Kampf war in der Welt entbrannt. Das Ying und Yang, das Hell und Dunkel, Gut und Böse kämpften wieder den uralten Kampf im neuentbrannten Streite.

Der Teufel regte sich wieder und spürte seine Zeit gekommen. Jahrhunderte hatte der schwarze Koloß vom tiefen Schlaf befangen in dem unterirdischen Gewölbe sein Dasein gefristet, von Spinngeweben umwoben, von Fledermäusen umschattet, noch im Glanz verstaubter Majestät. In die Materie hatte er sich verkriechen müssen, in die großen schwarzen Schlote der Fabriken und Hochöfen, in die mechanischen Ungetüme, in die schwarzen Kleider der Menschen, in den Schmutz und Rauch der großen Städte; denn der Teufel ist ein Geist, und in der rein materiellen Welt war selbst für ihn kein Raum mehr übrig geblieben.

Nun aber regten sich wieder geistige Kräfte, nun sprach man von Menschentum und Idealen, von Gleichheit und Freiheit, und der Teufel war der erste, in das allgemeine Feldgeschrei mit einzustimmen.

Er vermied die abgebrauchten Lächerlichkeiten einer früheren Zeit. Er roch nicht mehr nach Pech und Schwefel,

sondern duftete in den erlesensten Wohlgerüchen, er trug keine Hörner und keinen Pferdefuß mehr, sondern saß im Gehrock und Zylinder im Auto. Er hatte gar nichts Teuflisches mehr, sondern seelenvolle dunkle Augen und lächelte wie ein Heiliger.

Als Weltverbesserer und Erneuerer der Religion, als Volksagitator und Jugenderzieher, als Industrie- und Börsenritter trat er auf, als Maler, Künstler, Dichter, als Telepath und Hellseher, als Spiritist und Magier.

Von keinem erkannt, ging er umher und verwirrte die Geister, indem er Wahres mit Falschem mischte und das Chaos zu bereiten suchte.

Ihr sollt das Böse nicht mit Bösem vergelten, so predigte er die uralt heilige Weisheit. Aber heimlich drehte er dabei die Worte um: Ihr sollt der Sünde nicht widerstreben, der gottlose Mensch ist auch der gottbegnadetste, weil er unendlich leidet. Laster ist mehr als Tugend.

Als Jugendlehrer verkleidete er sich und pries die neue Erziehung, die Lehrer und Schüler in engster Gemeinschaft wirken ließ und beging dabei heimlich mit seinen Schülern unnatürliche Ausschweifungen.

Als Industrie- und Börsenritter trat er auf und streute falsches Geld unter die Massen, daß die Menschen in Gold zu wühlen glaubten, daß sie sich der Verschwendung ergaben und hoffährtig wurden wie nie zuvor.

Er machte sich zum Führer der Frauenbewegung und verwischte den Unterschied der Geschlechter. Das Weib ist dem Manne mehr als gleichberechtigt, weil es empfänglicher und klüger ist — so verkündete er mit Pathos — weil es listiger und schwächer — war der Sinn.

Er machte sich zum Führer der Volksbewegung und stellte die Menge über die Führer. Nur aus der Masse wird das Große geboren, so schmeichelte er dem Volke — den strebenden Pfeilern der Gotik gleich, die namenlos den

Kuppelbau zum Himmel wölben. Er rechnete auf die tierischen Instinkte und bestialischen Triebe der Masse.

Als Maler und Dichter verkündete er: Die Form ist alles, Gedanken nichts. Man braucht ein Kunstwerk nicht zu verstehen, Gefühl ist das Entscheidende, am besten die Besessenheit. Er öffnete die Irrenhäuser und gab die Gebilde der Irren als höchste Blüte der Kunst aus.

Er wurde Spiritist und verkündete: Die Toten leben, und verkehrte, was nur in einem höheren Sinne Wahrheit ist, in Lüge und Aberglauben.

Er trat als Telepath und Hellseher auf und stahl den Menschen das Geld und den freien Willen.

Er verblendete die Augen der Menschen, daß sie Recht und Unrecht nicht mehr zu unterscheiden vermochten und leidenschaftlich für das Unrecht Partei ergriffen.

Er brauchte die geheimen Zeichen und Formeln, bis keiner sich mehr darin auszufinden vermochte und die heiligsten Silben ihre Kraft zu verlieren drohten.

Niemand aber erkannte den Geist der Finsternis. Nur an der Wirkung war er zu spüren. Denn je mehr die Menschen von Gleichheit und Freiheit sprachen, desto mehr gerieten sie in Käfige und hinter Gitterstangen. Je mehr Geld sie in die Hände bekamen, desto mehr mußten sie hungern und darben, je mehr sie Menschentum und Menschenliebe priesen, desto unmenschlicher und grausamer wurden sie, bis sie im Namen der Freiheit und Menschlichkeit Raub und Mord begingen, bis der Mensch dem Menschen selbst zum Vampyr wurde.

— — — — — — — — — — — — —

Der Zug fuhr in den Bahnhof Rattenburgs ein. Das brausende Leben der großen Stadt drang in die Wagenfenster. Alles beschäftigte sich mit den Koffern und drängte dem Ausgange zu. Auch die drei unheimlichen Reisegefährten stiegen einzeln aus und tauchten im Gewühl der Menge unter.

Der veränderte Schauplatz gab den Gedanken Fiedlers eine neue Richtung. Er ging durch die Sperre und suchte einen Gepäckträger.

Seltsam verändert mutete ihn das Treiben in der Großstadt an; es war ein stärkeres Hasten und Durcheinander als früher; wie in einem Ameisenhaufen, wo alles schneller durcheinander wirbelt, wenn eine fremde Hand den Bau gestört hat. Die Menschen wiesen weniger Unterschiede auf als früher, die Grenzen der Klassen und Stände waren verwischt und schwerer zu enträtseln.

Noch im Bahnhofsgebäude sprachen ihn zwei Mädchen an. Sie erzählten umständlich von seltsamen Künsten der Venus, um ihr Angebot verlockender zu machen. Es waren fast noch Kinder, doch war die Kraft der Sinne schon zerstört. Sie boten nichts als nur intellektuelle Abnormitäten.

Er wollte weitergehen, aber sie hingen sich an ihn und verlangten Bezahlung.

„Wofür Bezahlung?"

„Für den geistigen Genuß."

Sieh da, etwas Neues! Auch die Prostitution wandelte schon auf telepathischen Wegen.

Er schüttelte die beiden Geschöpfe von sich ab und ging seines Weges weiter.

Als er an der Reihe der am Bahnhof haltenden Autos vorüberging, fiel ihm ein glänzend lackiertes schwarzes Auto auf. Er schrak heftig zusammen. In dem Chauffeur, der den Motor ankurbelte, erkannte er den Mann mit den falschen Schmissen, während in dem nicht erleuchteten Wagen die beiden anderen Personen aus dem Zuge saßen.

Als er näher zusehen wollte, hatte sich das Straßenbild schon verschoben, das schwarze Auto war nicht mehr da.

Weitergehend in dem brausenden Lärm der Straße, dem flutenden Treiben der Menschenwogen, der Wagen und Autos, empfand er plötzlich einen starken Druck auf

den Schädel, als hätte sich ihm ein eiserner Reif um die Stirn gelegt. Er hatte das Gefühl, als ob sein Gehirn an unzähligen Drähten hing, die zwischen den Häusern zum einstürzenden, dunklen Himmel aufstrebten. Im selben Augenblick verließ ihn die gewohnte Vorstellung der Dinge und seiner selbst nur schwach bewußt, ging er traumhaft weiter durch die Straßen.

Was waren das für hohe Steinklötze zu beiden Seiten der Straße, die sich drohend über den Fußweg neigten? Wie merkwürdig waren sie durch Löcher und Erhöhungen unterbrochen! Was hatten sie für hundertfältige glühende Augen, für breite Stirnen! Was bewegten sich da für Ungetüme mit weißen glotzenden Augen, fauchend und rasselnd durch die Straßen von einem viel entschiedeneren Willen gelenkt, als die anderen kleinen Lebewesen, die ameisenartig durcheinander wimmelten, ohne daß man irgendeinen Sinn in ihrem Tun zu entdecken vermochte?

Wer waren diese kleinen Lebewesen, die da zu beiden Seiten unterhalb der Stirn zwei Löcher im Gesicht hatten und unter der Erhöhung in der Mitte desselben einen wagerechten Strich?

Waren das Menschenköpfe? Waren es nicht nur wandernde Gestelle, die sich verkleidet hatten? Komisch, sie hatten sich Kürbis-, Gurken- und Melonenköpfe aufgestülpt. Manche hatten sich sogar mit einer großen Kartoffel begnügt und diese nach Art der menschlichen Gesichter zugestutzt — Löcher in die Kartoffel eingeschnitten, Nasen, Ohren und Schmisse nachgeahmt — hatten dann alles mit Pomade und Wohlgerüchen überschmiert und begossen, damit man den Ursprung nicht merken sollte, den Melonen- und Kartoffelgeruch nicht in die Nase bekam.

Andere waren wie aufgedunsene Schwämme, oder wie Fische, die in dunklen Grotten das Maul aufsperren und

gierig warten, daß etwas hineingeschwommen kommt. Und noch andere waren da, die hatten Tiergesichter: Hyänen-, Geier-, Schakal- und Krokodilsköpfe und hatten den Leib mit Pelzen, Samt und Seide verkleidet.

Alle aber lachten und schrien und waren guter Dinge, eilten geschäftig und voll Selbstbewußtsein von der einen Seite zur andern, verschwanden in feurigen Öffnungen, wurden von den Ungetümen mit den roten und grünen Augen auf den Rücken genommen, gingen in die Erde hinein oder stiegen auf hohen Treppen empor.

Sie taten, als ob sie das alles zu einem vernünftigen Zwecke und nach eigenem freien Willen unternähmen, aber sie waren in Wirklichkeit unfrei, es waren alles Marionetten, lächerliche Marionetten, die zu leben glaubten und doch nur am Draht gezogen wurden.

Da, da waren die Drahtzieher. Von den Wänden und Plakatsäulen, von den Dächern der Häuser grinsten sie herab in schreienden grünen, roten und schwarzen Farben, die Teufelsfratzen, die schwarzen Ungeheuer mit den dicken Bäuchen und scharfen Krallen, mit den aufgesperrten Mäulern und zackigen Zähnen, beharrte Affengestalten und kleine rote Teufel. Auf Särgen saßen sie und freuten sich an den Tränen der Waisen und Greise. Sie zerrten der Unschuld mit schmierigem Grinsen die Kleider vom Leibe und stachen dem Wehrlosen das Messer in die Gurgel.

Die Dämonen waren es, die da saßen und die Menschen nach ihrem Willen lenkten, die Dämonen der Habgier und des Neides, des Geizes und des Eigennutzes, der Wollust und der Mordlust. Die Menschen sahen kaum nach ihnen hin: Bilder, Phantome, Schreckgestalten für kleine Kinder.

Aber nicht die Menschen lebten wirklich, sondern die Dämonen, die sich ihrer bemächtigt hatten. Sie stiegen

herab von den Plakaten, den Säulen und Dächern, vertraten den Menschen den Weg, hefteten sich an ihre Kleider, lockten durch üppige Bewegungen und flüsterten ihnen etwas zu. Sie stiegen in die Fenster der Häuser, kletterten in die Straßenbahnen, sprangen den Menschen auf Schultern und Nacken, ohne daß diese das Geringste merkten. Die Menschen gerieten nur immer mehr in Eile und Geschäftigkeit, schrien und tobten immer lauter, während ihre Gesichter immer mehr den Dämonen des Eigennutzes, der Lüge und der Wollust ähnlicher wurden.

In einer Nebenstraße tauchte plötzlich das schwarze Auto wieder auf, das mit rasender Schnelle um die Straßenecke verschwand.

Drohte also wirklich eine Gefahr?

War es vielleicht besser den Weg zu ändern und die kürzeste Richtung zum Hotel einzuschlagen?

Aber der bloße Gedanke seine Handlungen durch die Furcht bestimmen zu lassen, machte den Zögernden vor sich selbst erröten und bewog ihn die Straße weiter zu gehen.

In einer etwas ruhigeren Gegend vernahm er plötzlich langgezogene Flötentöne und gleich darauf ein zischendes Geräusch, als wenn ein Hobel zischend und klirrend über Eisen fuhr. Die Geräusche berührten ihn eigentümlich und beunruhigend, sodaß er auflauschte und darüber nachsann. Es wird eine Schmiede in der Nähe sein, sagte er sich, was war da weiter sonderbar? — —

Die Geräusche aber mehrten sich, sie kamen von allen Seiten. Waren hier lauter Fabriken oder Eisenschmieden in der Gegend oder waren es wieder Gehörshalluzinationen?

Er fragte einen Vorübergehenden: „Sagen Sie bitte, ist hier eine Schmiede in der Nähe, oder was sind das sonst für Geräusche?"

Der Fremde blieb stehen und horchte.

„In der Tat", sagte er, „ich höre die Geräusche, aber ich wüßte nicht, woher sie rühren könnten."

Der Fremde ging weiter, und auch Fiedler suchte sich zu beruhigen. Aber die Geräusche hörten noch immer nicht auf. Sonderbar, wie sie auf ihn einwirkten! Etwas Grauenhaftes, Unerklärliches lag in diesen Tönen, das ihn in der Erinnerung suchen ließ — suchen über Zeit und Raum, bis in urferne Vergangenheit — die Flöte des Schlangenbeschwörers fiel ihm ein — seine Gedanken verflüchtigten sich.

Mechanisch ging er weiter, es zwang ihn etwas, weiterzugehen, sinnlos das eine Bein vor das andere zu setzen.

„Wie töricht", rief ein Passant dem Vorübergehenden zu.

„Er sollte sich hüten", rief schon nach kurzer Zeit ein anderer.

„Die Natter sticht nicht ungereizt", sagte wieder ein anderer, der sich bedeutungsvoll nach ihm umsah.

Sonderbar, schon ein paarmal war es ihm so gewesen, als ob im Gespräch Vorübergehende unmittelbar in seine Gedankengänge eingriffen.

„Es wird sein eigenes Unglück sein", bemerkte ein Vierter.

Alle diese Menschen tauchten plötzlich wie aus kosmischen Nebeln vor ihm auf. Sie hatten etwas Gemeinsames, etwas Verbündetes, als wenn sie unbewußt miteinander im Einverständnis wären.

Der seltsam dem Allsein näher Gerückte war inzwischen immer weiter in die entlegenste Gegend der Vorstadt hinausgekommen.

Weit und breit war niemand mehr zu sehen. Die Gaslaternen brannten im trüben Schein und warfen dunkle Schatten über den Weg.

Wo war er eigentlich, in welcher Stadt, in welchem Erdteil?

War das noch eine europäische Stadt, war das nicht vielleicht Aegypten oder China?

Es war ihm, als ginge er einsam über die Weltenkugel, die ihm ohne seinen Willen unter den Füßen unaufhaltsam, ewig weiterrollte.

Was war die Zeit? Es konnten Minuten aber auch Stunden, ja Ewigkeiten vergangen sein, seitdem er den Bahnhof verlassen hatte.

Er war fehlgegangen und hatte die Orientierung gänzlich verloren.

An einem einsam gelegenen Platze sah er plötzlich das schwarze Auto wieder. Wie aus einer Versenkung aufgetaucht, stand es einsam und verlassen auf dem Pflaster.

Ein Grauen beschlich den Verirrten, und das bestimmte Gefühl überkam ihn, daß dieser schwarze glänzende Kasten zu seinem Schicksal in Beziehung stände. Noch im letzten Augenblick wollte er umkehren, aber es zwang ihn etwas, weiterzugehen, gerade auf das Auto zu. Als er sich in nächster Nähe desselben befand, sprang plötzlich, wie eine Schlange sich emporschnellend, der Mann mit der schwarzen Lederkappe hinter einer Hausecke hervor und versetzte ihm mit einem scharfen, spitzen Gegenstande einen Stich in den Hinterkopf.

Der Überfallene wollte sich wehren, wollte schreien, aber schon fühlte er das Bewußtsein schwinden. Wie im Traum empfand er noch, daß er mit Stricken gefesselt und in das Auto geschleppt wurde, dann verließ ihn das Bewußtsein gänzlich.

14. KAPITEL: DIE VERWANDLUNG.

Als Fiedler wieder erwachte, fand er sich in einem eisernen Feldbett liegend im Zimmer eines fremden Hauses.

Das Geräusch einer großen Stadt drang verworren an sein Ohr durch die geschlossenen Vorhänge der Fenster. Vor seinem Bette stand der dicke behäbige Mann aus der Eisenbahn, der in aller Gemütsruhe seine Pfeife rauchte und in einem Schriftstück mit chinesischen Zeichen blätterte. Im Hintergrunde des Zimmers saß die Frauensperson, die später in das Abteil gestiegen war. Sie hatte das widerlich süßliche Lächeln im Gesicht und blickte gespannt auf den im Feldbett Liegenden.

Der Erwachte fühlte sich an den Kopf, der ihn schmerzte und mit einer schwarzen Kappe verbunden war. Eine dunkle Erinnerung an eine erlittene Verletzung war ihm im Bewußtsein.

Sein Blick fiel in einen an der Wand hängenden Spiegel. Ein maßloses Grauen packte ihn — — aus dem Spiegel sah ihm ein Chinese mit geschlitzten Augen entgegen. — — Unmöglich, es mußte eine Täuschung sein, eine Verzerrung des schadhaften Spiegels, ein Vision!

Der Mann mit der Pfeife hatte sein Bemühen bemerkt und reichte ihm lächelnd einen kleinen Handspiegel.

Der Kranke wagte nicht gleich hineinzusehen. Dann aber schrie er in maßlosem Entsetzen auf. Unter der Kappe, die er abgerissen hatte, grinste ihm ein kahler gelber Schädel mit gänzlich veränderten mongolischen Zügen entgegen. Er war ein Chinese geworden.

Der Mann, der ihm den Spiegel gereicht hatte, sprang auf den Schrei sofort herbei.

„Wieder ein Anfall. Sie sind noch nicht hergestellt und müssen sich Schonung auferlegen."

Erklärend fügte er auf das grenzenlose Staunen des Kranken hinzu:

„Sie müssen irgendeinen Unfall erlitten haben. Vor etwa acht Tagen wurden sie uns bewußtlos in das Haus gebracht. Sie befinden sich in einer Unfallstation. Wir haben Sie durchgebracht dank der ausgezeichneten Pflege jener hilfreichen Krankenschwester."

Er wies auf die entsetzliche Person im Hintergrunde des Zimmers.

„Ich will fort", schrie der Patient, im Bett sich aufrichtend, „auf der Stelle fort aus diesem Hause."

„Sachte, mein lieber Herr, nur sachte", beschwichtigte ihn der Behäbige. „Wir haben garnichts dagegen, falls Sie dazu imstande sind. Hier hält Sie niemand fest."

„Meine Kleider, ich will mich anziehen, wo sind meine Kleider?"

Der Mann brachte einen alten Pappkarton, aus dem er lachend ein zinnoberrotes chinesisches Seidengewand und ein Paar lange Filzstiefel hervorzog.

„Das sind nicht meine Kleider", fuhr der Kranke auf, „das sind ja die Kleider eines Chinesen."

„Ganz recht", sagte der Dicke, „wir fanden in diesen Kleidern auch Ihre Papiere. Sie lauten auf den Mandarin Honk Tschey, der in Begleitung einer Studienkommission hier angekommen ist und demnächst nach Peking zurückkehren wird."

Der Verwandelte faßte sich an die Stirn. Was war eigentlich mit ihm geschehen? War er verrückt geworden?

Qualvoll suchte er sich der Personen und Ortschaften wieder zu erinnern, deren Gestalten und Stätten ganz

schwach wie leblose Schemen ihm noch in der Erinnerung waren. Aber er konnte sich auf keinen einzigen Namen mehr besinnen, die Vergangenheit warf nur einen blassen Schimmer durch den schmalen Spalt des Tores, durch das keine Brücke mehr zur Gegenwart führte.

Momentweise erinnerte er sich wieder, daß er früher ein anderer gewesen war, irgendwo in grauer blasser Vergangenheit. Jetzt aber war er ein Chinese, ein verwandeltes Wesen, der frühere war gestorben, und dieses Mißgebilde übriggeblieben.

Fort von hier, war der einzige Gedanke, den er noch mit Klarheit fassen konnte, fort aus dieser furchtbaren Umgebung.

Er versuchte in das fremde Gewand hineinzukriechen. Jede Bewegung fiel ihm schwer, als ob er erst den Gebrauch seiner Glieder wieder erlernen müßte. Endlich war es ihm gelungen, den chinesischen Rock überzustreifen und die Filzstiefel anzuziehen. Langsam und unbeholfen bewegte er sich durch das Zimmer und ging ohne sich umzusehen aus der Tür.

Eine lange altertümliche Treppe führte in Windungen zur Straße hinab. Unten angekommen, hörte er von oben ein höhnisches Gelächter und gleich darauf umfing ihn das brausende Leben der Großstadt.

Wie die Wogen am bewegten Strande, so schlug ihm plötzlich das Brausen und Wogen des steinernen Meeres entgegen. Die Leute auf den Straßen blieben stehen, sahen sich lachend um und wiesen mit Fingern auf ihn.

Sie haben noch keinen Chinesen gesehen, dachte der Verwandelte. Es mußte wohl ein lächerlicher Anblick sein in einer europäischen Stadt.

Eine plötzliche Furcht überkam ihn. Kein Mensch wußte von ihm, keiner würde ihn wiedererkennen. Er war verloren, mußte zermalmt werden in diesem brausenden

Leben, dem er hilflos gegenüberstand in entsetzlicher, grenzenloser Einsamkeit. Ein letzter Instinkt trieb ihn, sich des Hauses zu vergewissern, das er soeben verlassen hatte. Er suchte es wiederzufinden und fragte nach der Unfallstation.

Man wußte von keiner Unfallstation in dieser Gegend. Die Leute lachten und rotteten sich zusammen.

Ein quälender Schmerz befiel ihn. Er wußte nicht, wohin er sich begeben sollte. Irgendein Winkel, in den er sich verkriechen konnte, wie ein verfolgter Hund, irgendein Loch, in das er hineinschlüpfen konnte — so wünschte er's sich in wachsender Verzweiflung.

Auf der gegenüberliegenden Straßenseite befand sich ein kleines Restaurant, in das er sich flüchtete.

„Eine Tasse Tee", verlangte er vom Kellner, als er sich in die dunkelste Ecke gesetzt hatte. Er mußte es zweimal sagen, ehe er es herausbekam.

Was war das für eine sonderbare Stimme in ihm, die sich mühsam hervorquetschte? Knarrende, quakende Töne, lallend und kindisch hervorgeplappert?

War das wirklich seine eigene Stimme? Waren das wirklich seine eigenen Füße und Hände? Was mochte nur mit ihm vorgegangen sein?

In dem kleinen Spiegel, der in der Ecke des Restaurants hing, betrachtete er traurig von neuem seine verzerrten Gesichtszüge mit den schief stehenden Augen, den gelben, haarlos gewordenen Schädel, die mageren gelblichen Finger und die bartlosen schmalen Lippen. Große Tränen rannen ihm über die eingefallene gelbe Haut, aus der die Backenknochen gespenstisch hervortraten. — — — — —

Er stand wieder auf der Straße, wo schon einige Kinder auf ihn gewartet hatten. Der Kellner kam hinterher gelaufen, weil er nicht bezahlt hatte.

Wovon sollte er bezahlen? Er hatte kein Geld.

Ein Auflauf entstand um ihn. Das Gejohle und der Lärm vermehrten sich jeden Augenblick auf der Straße.

Der Chinese fing an in Wut zu geraten. Was wollten diese törichten Menschen von ihm? Was äfften und höhnten sie ihn?

Er brach gewaltsam durch den Kreis der Menschen hindurch, aber sie schlossen sich ihm an, folgten ihm wie ein Strom Wasser, der sich in eine Öffnung ergießt. Er geriet immer mehr in Wut und stieß die Nächststehenden beiseite. Aber sie stießen ihn wieder. Da schrie er die Leute an und schlug um sich.

„Affen seid Ihr, Schlangen, Kröten, blödsinnige Marionetten! Ich bin mehr als Ihr, ich bin ein Chinese!"

Eine fremde Macht war über ihn gekommen und reizte seine Sinne zu immer stärkerer Erregung.

„Ich bin der Kaiser von China", kreischte er den Menschen entgegen und wehrte sich mit rasenden Kräften gegen die schreiende, lachende und ihn nachäffende Menge.

An einer Stelle hatte sich eine Lücke in dem Gedränge gebildet. Er benutzte den Augenblick, um sich rasch hindurchzuschieben. Hinter ihm schrieen sie:

„Haltet ihn! Schlagt ihn tot, den Kaiser von China, den verrückten gelben Hund!"

Polizeibeamte tauchten auf, Signalpfeifen ertönten, er mußte laufen, erst mühsam und unbeholfen in dem schwerfälligen Gewande, dann immer schneller und leichter. Er hatte nie gedacht, daß er so laufen könnte. In seinen Gliedern war eine katzenartige Gewandheit, und es war ihm bei jedem Sprunge, als wenn er sich federleicht in die Luft zu erheben vermöchte. In gewaltigen Sprüngen raste er die Straße hinunter, setzte dann über eine lange Brücke und hörte unter sich in den Kähnen und Schiffen die Menschen rufen und schreien.

Jenseits der Brücke stand an einem hohen Hause eine Leiter.

Mit affenähnlicher Geschwindigkeit war er die Leiter hinaufgeklettert und dann weiter an der Dachrinne empor, indem er sich auf die Vorsprünge und Gesimse des Gebäudes stützte.

Endlich saß er oben auf dem Dache des Hauses und schaute hinunter.

Seine Verfolger hatten sich auf der Straße gesammelt.

Was wollten sie von ihm? Was wollte dieses blödsinnige, ekelhafte Gesindel da unten von ihm, dieses vielköpfige, sinnlose Ungeheuer, von bestialischen Instinkten angestachelt?

Eine rasende Wut faßte ihn von neuem und gab ihm gewaltige, übernatürliche Kräfte. Er riß die Ziegel und Balken vom Dache mit seinen Krallen los und schmiß sie einzeln hinunter auf die Straße. Er schimpfte und spie auf die Menge, beugte sich weit über das Dach und drohte in maßloser Wut. Er wollte die da unten vernichten, er haßte sie alle, er haßte die ganze Menschheit und hätte alles Lebende zerreißen mögen in wilder, rasender Zerstörungslust.

Die Feuerwehr tauchte auf. Man stieg auf benachbarte Dächer und näherte sich ihm mit Dampfspritzen. Er wehrte sich mit Händen und Füßen gegen die Anrückenden, aber es half ihm nichts. Sie packten ihn und schleppten den Gefesselten hinunter.

„Zur Wache mit ihm", schrie jemand, und umgeben von einem johlenden Volkshaufen, brachten Schutzleute den sonderbaren Chinesen zur Polizei.

Der Polizeikommissar lachte, als er ihn sah. Sie lachten alle auf der Wache.

Er wurde wieder wütend und schlug auf den Tisch: was sie denn von ihm wollten?

Seine Papiere.

Jemand zog sie ihm aus der Tasche.

Man prüfte sie. Ein Sachverständiger wurde geholt, der chinesische Schriftzeichen verstand. Die Papiere waren in Ordnung. Der Sprachkundige richtete einige Worte auf Chinesisch an den Festgenommenen. Dieser antwortete fließend. Er wußte nicht, was er sagte, aber man war befriedigt.

Der Sachverständige hielt dann noch einen gelehrten Vortrag über den Charakter der Chinesen im allgemeinen, und die Bedeutung dieses Anfalles im besonderen, der durch eine gewisse Stauung im Organismus und daraus resultierende Ansammlung des „Chis", einer Art Wutstoff, hervorgerufen sei.

„Das „Chi", meine Herren", so dozierte der gelehrte Mann, „wird hervorgerufen durch eine selbsttätig wirkende Vergiftung des Blutes, die in psychischen Stauungen, wie etwa zurückgehaltener Wut in Verbindung mit übertriebener Selbstbeherrschung ihre Ursache hat. Sie finden dasselbe bei den wilden Völkerschaften des malaischen Archipels, wo man derartige von der Krankheit befallene Individuen als Amokläufer zu bezeichnen pflegt. Der Amokläufer kennt sich selbst nicht mehr und ist nur rasende Wut, die alles niedersticht, was sich ihr in den Weg stellt. Es ist eine Art Besessenheit, die auch bei den Chinesen keineswegs selten auftritt."

Man hörte dem gelehrten Vortrag mit Andacht und Teilnahme zu. Nach Aufnahme des Tatbestandes wurde man ernsthafter, beinahe höflich — man war in der letzten Zeit überhaupt höflicher geworden auf der Polizei — selbst gegenüber einem Chinesen: er scheine einen Unfall erlitten zu haben und bedürfe der Führung. Sein Paß sei in einigen Tagen abgelaufen. Man würde ihn auf ein Schiff geleiten, mit dem er die Rückreise nach China antreten könne, der weiter nichts entgegenstände.

Dem Chinesen war schließlich alles recht. Gänzlich apathisch geworden, antwortete er nicht mehr auf die Fragen,

die man ihm stellte. Auf eine Ruhebank gelegt, sank er gänzlich erschöpft zusammen und fiel in einen todesähnlichen Schlaf.

— — — — — — — — — — — — —

Als der Verwandelte wieder zu sich kam, befand er sich in einem geschlossenen Abteil eines fahrenden Zuges.

Neben ihm saßen zwei handfeste Wächter, die ihn zu beruhigen suchten. Sie brächten ihn zur Küste auf ein Schiff, mit welchem er in einen chinesischen Hafen und nach Peking reisen könnte. —

Der Zug fuhr durch öde ebene Gegenden: Wacholderbäume, Sand und niedrige Föhren, dazwischen Heidebüschel, immer dasselbe Bild. Die Gegend schien dem Verwandelten bekannt, und das beruhigte ihn.

Die Liebe zur Heimat erwachte wieder.

Er wollte nicht nach China. In der Fremde war alles für ihn gestorben, was er bis jetzt gelebt und gestrebt hatte, dann war er lebendig tot und konnte sich nicht mehr zu erkennen geben. Er wollte in seiner Heimat bleiben, mochte kommen, was da wollte.

An der nächsten Station versuchte er auszusteigen, aber seine Begleiter hinderten ihn daran. Sie hätten Auftrag, ihn auf das Schiff zu bringen.

Warum hielten ihn diese Leute zurück? War er nicht mehr Herr seines Willens?

Wie ein Blitz durchfuhr ihn die Erkenntnis — Irrenwärter — sie wollten ihn in ein Irrenhaus sperren!

Der Gedanke, der ihn zuerst erschreckte, schien ihm nach einem Augenblick gar nicht so fürchterlich mehr. Warum denn nicht in ein Irrenhaus? Es war besser als die Rückkehr in jenes sinnlose mechanische Treiben, das nur auf äußere Antriebe reagierte, das die menschliche Wesenheit zerstörte und den Menschen zu einer künstlichen Maschine werden ließ. Es war besser als diese Tretmühle, die ihm Pflichten auferlegte, die er nicht als solche anerkannte, weil

sie nichts anderes waren, als nur der Kampf um die nackte Existenz, ein Kampf, den das Tier schon fast überwunden, und den nur die Torheit und geistige Trägheit der Menschen wieder zur größten Plage und zum wichtigsten Zweck des Lebens erhoben hatte.

Dort im Irrenhause war er die Sorge um seine Existenz und seine Ernährung los, wurde auf Staatskosten unterhalten und konnte treiben was er wollte, konnte seinen Gedanken und Träumen leben, konnte schaffen und seinen höheren Pflichten nachgehen, ohne jemandem Rechenschaft über sein Tun und Treiben geben zu müssen.

Aber dann war er nur ein Gefangener, ein willenloses Wesen, mit dem sie machen konnten, was sie wollten, jene anderen, die sich für klüger hielten, und doch in Wahrheit die Verrückten waren. Nein — er wollte seine Freiheit behalten — wollte fliehen.

Es galt, eine günstige Gelegenheit abzuwarten.

Der Weg zu beiden Seiten der Bahn war niedriges, sandiges Gelände, das das Abspringen erleichterte.

Die Dämmerung sank schon hernieder, und die beiden Wärter waren eingeschlummert. Sie hatten es sich bequem gemacht und einige Kleider abgelegt.

Der Gefangene zog sich vorsichtig den chinesischen Rock und die Filzstiefel aus und streifte sich die Kleider eines der Schlafenden über. — Gott sei Dank! Er hatte den äußerlichen Chinesen bereits abgelegt.

Dann schlich er sich aus dem Abteil, öffnete die Waggontür und lief die Trittbretter entlang bis zum letzten Wagen. Mit einem starken Abstoß nach hinten warf er sich hinab. Er fiel trotzdem vornüber, zog sich aber keine Verletzung zu und wanderte beschleunigten Schrittes in die Heide hinein.

— — — — — — — — — — — — —

Im ersten Augenblick empfand er Freude, wie er sie stets in der Natur empfand, wo jeder Stein zu ihm sprach,

jeder Baum und jede Wolke. Aber die Natur war ihm feindlich an diesem Abend. Etwas Grauenhaftes lag über den dunklen Föhren, aus allen Gebüschen und Sträuchern kroch es hervor und suchte sich an ihn heranzuschleichen. Der Mond zog strahlend hinter dunklem Gewölk hervor und übergoß alles mit seinem bleichen Lichte. Weithin sichtbar lag die Heide im fahlen Dämmerschein.

Ein guter Freund wacht noch, dachte der Flüchtling, zum Monde die Blicke richtend, aber er täuschte sich, er war ihm diesmal feindlich, der trübe Geselle, der aus den dunklen Schatten die Dämonen hervorzog und Bäume und Sträucher in spukhafte Wesen verwandelte. Der Wind flüsterte leise, und Wasser rieselte in der Nähe. Es waren rätselhafte Töne in der Heide, wie fernes Glockenläuten. Dazwischen riefen und lockten rätselhafte Stimmen.

Es trieb den Wandernden den Stimmen nachzugehen.

Aber dann war alles still.

Er blieb stehen und horchte. Die Stimmen tönten jetzt wieder aus einer andern Gegend, dazwischen klang höhnisches Gelächter.

Da floh er die Stimmen und irrte kreuz und quer in der Heide. Die Strahlen des Mondes spannen gelbe Fäden um den Flüchtigen, die Fledermäuse streiften seine Stirn, der Uhu krächzte, und dunkle Nachtvögel tauchten dicht vor ihm auf. Aber wenn er sie verscheuchen wollte, sah er, daß er sich geirrt hatte, sie waren gar nicht vorhanden.

Was war das! Auf einem Baume dicht vor ihm saßen zwei dickbäuchige, gnomenartige Kerle mit mächtiger Nase und langem Barte. Sie hatten uralte, runzlige Gesichter, und an den Füßen der kleinen dürren Beinchen saßen ein paar mächtige spitzige Schnabelschuhe.

Der Atem stockte dem Einsamen. Mut, sagte er sich, bist du denn wie ein Kind, das nicht allein durch den dunklen Wald gehen mag?

Er ging entschlossen auf die Gestalten zu. Sie waren verschwunden und nur ein paar seltsam gewundene Kiefernstämme ragten im Mondenscheine.

Er setzte sich einen Augenblick nieder, um sich etwas zu sammeln. Es ist nichts, sagte er sich selber. Die Sinne spielen dir einen Streich, du weißt nicht mehr zwischen Wirklichkeit und Einbildung zu unterscheiden. Beherrsche dich!

Beherrsche dich! äffte es hinter ihm.

Er drehte sich ganz plötzlich um.

Es war niemand da, alles war wieder still — doch dort im Gebüsch schlich im Dunkel eine schwarze Gestalt — vielleicht wirklich ein Mensch. Der Flüchtling fühlte sich mutig. Er schlich ihm nach. Der andere schien es nicht zu bemerken und strebte unentwegt weiter. Hinter einem dunklen Gebüsch war die Gestalt plötzlich verschwunden.

Von ferne war jetzt das Rauschen eines Flusses zu vernehmen. Das Terrain war sumpfig geworden, Schilfgewächs zeigte sich, und modriges Holz glühte am Wege. Irrlichter tanzten über den Sumpf.

Ich will zum Fluß, entschloß sich der Flüchtling, der Fluß muß zu Menschenansiedlungen führen, es ist alles gleichgültig, ich will wieder zu Menschen.

Er drang bis zum Flusse weiter vor, aber da sah er, daß es gar kein Fluß wie andere Flüsse war, sondern eine große schillernde Schlange, die sich in vielen hundert Windungen durch die Gegend zog. Tief im Sumpfe, in dem man bis an die Knie versank, lag diese Schlange eingegraben zwischen Schilf und Binsen, sie zischte und gurgelte leise, und ihre schillernden Schuppenringe schimmerten in tausendfältiger Beweglichkeit im Mondeslicht. Manchmal war die schillernde Haut von dichtem Erlengestrüpp und modernden Weidenstümpfen verdeckt.

Als der Mond, der sich einen Augenblick verzogen hatte, wieder hervortrat, sah der Flüchtling plötzlich im

Gebüsch die schwarze Gestalt, der er gefolgt war. Es war kein Zweifel, sie hatte ihn bemerkt. Aber nicht er war der Gestalt gefolgt, sondern jene hatte ihn verfolgt und in die Irre geführt.

Noch andere Gestalten tauchten im Dunkel auf, er sah sich von allen Seiten umstellt.

Ein Grauen faßte ihn, er begann zu laufen. Immer schneller lief er, stürzte hin, versank in dem Sumpf, raffte sich wieder empor und raste aus allen Kräften, ohne sich umzusehen, weiter. Es war hinter ihm, kam näher und näher. Jetzt hatte es ihn eingeholt und sprang ihm auf den Nacken. Er fühlte es deutlich, etwas Schweres drückte ihn nieder. Es war zottelig und behaart.

In namenlosem Entsetzen stürzte er weiter mit der zentnerschweren Last auf dem Rücken, die bei jeder Bewegung zur Seite schwankte. Vergeblich suchte er die Last abzuschütteln, vergeblich warf er sich nieder, um sie abzuwälzen, das Wesen hielt ihn mit ehernen Fäusten umklammert. Es trieb ihn wieder empor und jagte ihn vorwärts. Keuchend und taumelnd, bald bis an die Knie im Sumpfe watend, bald stürzend und fallend, mußte er weiter, unentwegt weiter.

In der Ferne, dicht am Flusse waren jetzt die dunklen Umrisse eines kleinen Hauses zu sehen.

Die letzte Kraft zusammenreißend, setzte er sich als äußerstes Ziel, dieses Haus noch zu erreichen, immer noch zweifelnd, ob nicht auch dieses Haus ihn narren würde und sich im letzten Augenblick im Dunst auflösen. Aber als er die Pfosten des Hauses erreichte, da fühlte er, daß die Mauern seinen Fingern standhielten, und im selben Augenblick war die furchtbare Last von ihm abgenommen. Er atmete freier und sank auf die Streu im Hause nieder, wo er unbeweglich liegen blieb, wie ein Schiffbrüchiger, der, an den Strand geworfen, im Gefühl der Geborgenheit der Erschöpfung seiner Kräfte nachgibt.

15. KAPITEL: DER MAGISCHE KAMPF.

Nach einiger Zeit hatte der Erschöpfte sich wieder erholt und begann seine neue Behausung einer eingehenden Besichtigung zu unterziehen. In den schwachen Strahlen des Mondlichtes umhertappend, stieß er an eine alte Herdstelle, neben der er nach einigem Suchen eine Öllampe und Feuerzeug entdeckte.

Beim Schein dieser Lampe sah er, daß das Gebäude ein kleines primitives Bauernhaus war, das absolut nichts Wunderbares in sich barg. Hier mochte ein einsiedlerischer Bauer gehaust haben, der schon vor vielen Jahren gestorben oder verzogen war, wenn auch die frische Streu in einer Ecke darauf hindeutete, daß erst kürzlich jemand hier genächtigt hatte.

Das Haus bestand nur aus zwei Räumen.

In dem größeren hatte offenbar das Vieh gestanden. Man sah noch ein paar zerbrochene Futterkrippen und die verrosteten Ringe, an denen das Vieh gekettet gewesen war. In dem andern kleineren Raume befand sich der verfallene Feuerherd, und eine alte vermorschte Bettlade, über der ein zerbrochener Spiegel hing. Nach einigem Suchen entdeckte der neue Einwohner des Hauses in dem kleineren Zimmer noch einen in die Wand gemauerten verschlossenen Schrank, über dem ein altertümliches, vergilbtes Ölbild hing, dessen Rahmen aus Ebenholz auf ungewöhnliche Weise mit eisernen Klammern an der Wand befestigt war.

Das Bild stellte das lebensgroße Standbild eines Mannes in mittelalterlich geschlitzter Tracht, mit Schnabelschuhen, Barett und Pelzmantel dar. Der Mann in dem Bildnis trug

um den Hals eine goldene Kette, an der ein umgedrehtes Kreuz befestigt war. Das gänzlich verblichene Gemälde ließ die Züge des Antlitzes fast gar nicht mehr erkennen.

Während der nächtliche Besucher noch das Bild betrachtete, hörte er aus dem Nebenraum schleppende Schritte und Geklirr von Ketten, als wenn ein Mensch sich an den Ringen der Futterkrippen etwas zu schaffen machte. Der Flüchtling erwartete, jemand eintreten zu sehen und wußte nicht gleich, wie er das aufnehmen sollte. Als niemand eintrat, spähte er vorsichtig in den andern Raum. Es war niemand da. Trotzdem hörte er jetzt abermals ganz deutlich Schritte in seiner unmittelbaren Nähe und gewahrte nun zu seinem neuen Entsetzen, daß sich in der weichen Streu des Bodens deutlich die Abdrücke von Fußsohlen zeigten, als wenn jemand unmittelbar vor seinen Augen einherschritte. Der Bewohner des Hauses traute nach den Erlebnissen des Abends seinen eigenen Sinnen nicht mehr und beruhigte sich dabei, daß es wohl nur eine Ausgeburt seiner überreizten Phantasie gewesen sei.

Er trat aus dem Hause, um den gesamten Schauplatz noch einmal in Augenschein zu nehmen.

In der Ferne glitzerte der Mond auf den Wellen des kleinen Flusses. Schwarz und erloschen lag die Heide. Am Himmel waren Wolken sichtbar, die den Mond auf Augenblicke verdunkelten. Ein Wetter war im Anzuge, es war gut, daß sich beizeiten ein Dach zur Unterkunft gefunden hatte.

Als er wieder in den Innenraum des Hauses zurückkehrte, fiel sein Blick nochmals auf das Bild über dem eingemauerten Schranke. Es schien ihm, als ob die Farben des Bildes jetzt leuchtender geworden wären als vorher. Die Kette erstrahlte in goldigem Schimmer, und das umgedrehte Kreuz funkelte wie von unzähligen Rubinen. Es schienen die Lichter des Mondes zu sein, die von irgendwoher durch eine Ritze des alten Daches drangen.

Der Gehetzte glaubte sich am Ende seiner Leiden und warf sich erschöpft auf die Streu in dem größeren der Räume. Er war schon dem Einschlafen nahe, als er deutlich im Nebenraum das Aufspringen der eisernen Schranktür und zugleich von neuem das Geräusch der klirrenden Ketten vernahm.

Der halb schon Schlummernde richtete sich wieder auf und zündete die Öllampe an. — Die Schritte kamen näher und näher, und gleich darauf hatte der Aufhorchende das Gefühl, als ob jemand aus dem Nebenraum das Zimmer betrat, obgleich noch immer niemand sichtbar wurde. —

Da aber hatte sich plötzlich vor die Flamme des Lichtes ein blaßgrauer, dunstiger Schatten geschoben, der mitten im Raume stand, an Größe wuchs und zunahm, bis er zur Decke des Zimmers reichte, und die festen Umrisse einer riesenhaften, menschlichen Gestalt annahm. Der Schatten erfüllte schon die ganze Höhe des Zimmers, breitete sich aber noch über die niedrige Decke im Winkel aus und begann sich drohend zu dem auf der Lagerstatt Ruhenden hinunterzuneigen.

Von Entsetzen gepackt, einen Augenblick noch an eine seltsame Reflexion des Lichtes glaubend, sah dieser sich nach seinem eigenen Schatten um. — — Es waren zwei Schatten im Raume, der eigene und der fremde.

Sogleich verblaßte der eigene Schatten, indem allmählich die Flamme der Öllampe niedriger brannte, wie wenn man einen Gashahn ganz allmählich abstellt, bis die Flamme sich ganz von dem Dochte absonderte und in der Luft erstickte, während stattdessen ein unerklärlicher blaßblauer Lichtschimmer im Zimmer sich auszubreiten begann.

War es die deutliche, unleugbare Erkenntnis dieses unheimlichen Geschehnisses, oder drang wirklich eine Eiseskälte, wie aus der Polarnacht, von der Schattengestalt herüber? — — Der Beobachtende fühlte, wie es schmerzend seine Haut streifte,

und ihm das innerste Mark gefror. Zugleich hatte er das Gefühl, als wenn zwei menschliche Augen von der Decke des Zimmers, da wo sich die Augen des Schattens befinden mußten, auf ihn herniedersahen.

Mit äußerster Anstrengung hatte er sich aufgerichtet und starrte gebannt auf den Schatten. Er wollte schreien, wollte rufen, aber er hatte keine Stimme mehr. Er wollte sich aufrichten, wollte fliehen, aber eine Lähmung, die nicht im Körperlichen ihre Ursache hatte, legte sich schwer und schwerer auf seine Sinne. Er empfand mit aller Deutlichkeit die Anwesenheit eines fremden bewußten Wesens, die Wirkung eines übermächtigen, feindlichen Willens, der den ganzen Raum mit seinem energetischen Fluidum füllte, und vor dem seine eigene Widerstandskraft immer kleiner und kleiner zusammenschrumpfte.

Eine furchtbare Angst schnürte dem Hilflosen die Kehle zusammen. Er fühlte, daß die blasse wesenlose Furcht sich seiner bemächtigen wollte, die Furcht, die das Blut in den Adern gerinnen läßt, und die das Ende bedeuten mußte, wenn er ihrer nicht Herr zu werden vermochte.

Ein Tier wäre widerstandslos diesem Zustande erlegen, denn es mangelt ihm der selbstbewußte Wille und die eigene Persönlichkeit. In dem Verwandelten, von Furcht Gelähmten aber regte sich der menschliche Stolz und die menschliche Tatkraft. In dem Körper des Chinesen lebte noch immer der Maler Fiedler und dessen innerste Wesensart, die mutig war und Furcht zu besiegen verstand. Und wie jede innerste Wesensart im Augenblick der stärksten Zurückdrängung mit der ihr ursprünglich innewohnenden Kraft wieder zurückschnellt, so steilte sich sein Mut und Stolz empor, daß er der blassen Furcht nicht Raum geben wollte, bezwungen wie ein hilfloses Tier.

Einen lauten Schrei ausstoßend, war es ihm gelungen, sich aufzurichten, um den Ausgang des Zimmers zu gewinnen.

Sofort umfing ihn vollkommene Dunkelheit. Der Raum schien sich endlos zu dehnen und nirgends einen Ausgang zu besitzen. Der Suchende tappte umher in einem vollkommen geschlossenen lichtlosen Raume und stieß überall gegen feste Wände. Es gab kein Entweichen.

Entschlossen der Gefahr die Stirn zu bieten, mit jener Entschlossenheit, die nicht mehr auf ein Entkommen rechnet, drehte er sich dem Innern des Zimmers wieder zu. Sogleich leuchtete die blaßgraue Helligkeit wieder auf, in derem Schein auch der Schatten wieder sichtbar wurde. Er war kleiner geworden und wich langsam vor dem Entschlossenen zurück, indem er sich wie ein zurückgezogener Teppich auf der Erde rückwärts rollte und im Nebenraum verschwand.

Jetzt war auch zu erkennen, von wo der Schatten seinen Ausgang nahm. Die Helligkeit rührte von dem altertümlichen Bilde her, das in einem phosphoreszierenden Glanze erschimmerte, und dessen Konturen wie von einem glühenden elektrischen Drahte umzogen waren, der in kleinen Blitzen unaufhörlich sprühte.

Mutiger und kühner geworden, richtete der Wiederzusichgekommene seine Blicke fest und ruhig auf das Bildnis, in dem jetzt deutlich, momentweise aufleuchtend, ein Paar Augen zu sehen waren, die geradeaus und suchend den Blick in den Raum gerichtet hielten: Glänzende schwarze Augen von abgründiger Tiefe und tückischer Bosheit, wie die Augen eines erbarmungslosen, grausamen Geschöpfes des Urwaldes, in dem nur der unerbittliche sinnlose Wille des Vernichtens lebt.

Wenn die Augen verschwanden, schossen aus den Höhlen zwei Strahlen hernieder, die wie kleine elektrische Scheinwerfer kriechend und tastend den Raum absuchten. Sie waren nicht von besonderer Helligkeit, aber sie hatten die intensive Kraft einer giftigen fressenden Säure.

Es war die zersetzende Kraft des vernichtenwollenden Willens, durch magische Mittel zu ungeheurer Stärke erregt, es war dieselbe zersetzende, fressende, dem lebenspendenden Prinzip entgegengesetzte Kraft, die den Bedrohten schon einmal gestreift — — damals als er in Froschweiler den stechenden Blick des schwarzen Magiers empfunden, und damals in Finsterbergen, als er die Augen des Reptils auf sich gerichtet gesehen hatte — — die ihn nun in einem passiveren Zustande und in ungeheuer verstärkter Konzentration aus den Augen des Bildnisses zu treffen suchte.

Der Atem stockte dem immer noch Erinnerungslosen, der Herzschlag drohte auszusetzen, und von neuem legte sich Lähmung auf seine Sinne.

Zugleich aber wurde dumpfes Erinnern und Erkennen wach. Es bohrte und wühlte in ihm, als wollte sich etwas zusammenschließen in seiner Erinnerung. Wie ein Ahnen tauchte es auf, noch blaß und schemenhaft und doch schon fast zum Greifen nahe, und dann war der Kontakt in einem Augenblick geschlossen, und der Bezauberte wußte, daß er in unerklärlicher Überbrückung des Raumes wie vermöge elektrischer Strahlenwirkung dem Zauberer Kukuma Auge in Auge gegenüberstand.

Die Erkenntnis der Person des Feindes gab ihm sofort das Gefühl der moralischen Überlegenheit zurück, jener unsichtbar wirkenden stärksten Kraft, die oft schon Wunder wirkte, und die nur vorübergehend auf dem Grunde seiner Seele geschlummert hatte.

Der Kreislauf des Blutes war in die Adern zurückgekehrt, aus unbekannten Quellen strömten ihm mächtige energetische Wellen zu, die seinen Willen stählten und den Körper mit schwellenden Kräften begabten.

Noch aber waren die Künste des Zauberers erst in dem Stadium der Anfangsentwicklung, noch drohte der schwerste Ansturm.

Ein Wetter entlud sich draußen in der Heide, der Sturmwind hob sich um das Haus. Ein Geräusch wie von unzähligen fliegenden Vögeln war in der Luft, die mit ihren Flügeln gegen die Mauern streiften. Geheul von Wölfen und Hyänen schallte kläffend aus der Ferne, dazwischen pochte es mit dröhnenden Schlägen an Türen und Fenstern, als ob eine riesige Kraft sie zertrümmern und eindrücken wollte.

Der Raum begann zu erzittern, vom Fußboden hoben sich leuchtende, grüne, gelbe und rote Funken, die durch die Luft gewundene Bahnen beschrieben, und die Gestalt von Dreiecken, Segmenten und anderen Figuren annahmen. Sie glichen den Zeichen und Kreisen auf jenem Bildnis des Zauberers, das die Vernichtungskurve in sich barg und verdichteten sich zu kleinen Flammen und Lichtkugeln, die tanzend auf der Erde hüpften. Dann zersprangen die Lichtgebilde wie Schalen von Eiern, und aus dem Innern kamen kleine mißgestaltete Larven und Schemen zum Vorschein, gleich kleinen Krokodilen und Hyänen mit zinnoberroten Füßen und borstigen Rücken, aus deren spitzen Mäulern zuckende Flammen leckten.

Alle diese Gebilden waren körperlich aber ohne Symmetrie. Sie schienen von einer glasigen, blutlosen gallertartigen Beschaffenheit. Sie veränderten jeden Augenblick ihre Gestalt, verzehrten sich selber und bildeten neue Wesen, die immer größer und deutlicher wurden. Dazwischen zeigten sich teuflische Fratzen gleich den flüchtigen Urideen jener Bildwerke des Zauberers, die Wut und Tücke, Rache und Hinterlist vorstellen sollten.

Die Gebilde begannen den sich wieder Erinnernden immer enger zu umkreisen, während der Lärm sich verstärkte, von heulenden Hetzrufen angefeuert.

Zugleich begann der Schatten vom Bilde wieder abzurücken und sich dem immer noch Verwandelten zu nähern. Das Bild löste sich aus dem Rahmen, schwebte zur Erde

hernieder und bewegte sich schwankend und suchend vorwärts. Es glich der Ausstrahlung aus dem Objektiv einer Laterna magica und stand wie ein leuchtendes Lichtbild in denselben Farben, wie das vergilbte Gemälde, vergrößert im dunklen Raume. Die fluktuierenden Umrisse gewannen ständig an Festigkeit, die Gestalt ward immer deutlicher und körperlicher, und plötzlich war dem Schatten eine Hand von Fleisch und Blut entstanden, so wirklich und greifbar wie nur je eine menschliche Hand.

Es war die behaarte, kräftige Faust eines Mannes, die etwas fest umschlossen hielt.

Zu der Hand wuchs gleich darauf ein menschilicher Arm, der stoßende, kreisende Bewegungen in die Luft vollführte. Die Bewegungen wurden immer rascher und heftiger, es funkelte etwas in dieser Faust, es gleißte darin wie eine blanke, scharfgeschliffene Nadelspitze.

Der Lärm im Hause war noch im Zunehmen, die mißgestaltenen Tiere und Fratzen vermehrten sich noch von Augenblick zu Augenblick. Immer näher schwirrte die blinkende Spitze. Schon streiften den Umkreisten die Gebilde der Larven und Schemen, schon fühlte er Tasten und Zerren an seinen Kleidern, im nächsten Augenblick mußte ihn der Stoß des materialisierten Armes treffen. —

Der Bedrohte fühlte, daß der Moment der äußersten körperlichen Gefahr sich entscheidend näherte. Von einem bestimmten Punkte seines innersten Selbst aus stemmte sich sein Wille in krampfhafter Anstrengung gegen die Übermacht. Seine Muskeln schwollen, seine Glieder steiften sich gegen den Boden. — Jetzt mußte ihn der Stoß des Armes treffen. Aber im selben Augenblick spaltete sich die Gestalt des Bedrohten plötzlich, und am entgegengesetzten Ende des Raumes leuchtete es auf wie ein Spiegelbild, dem Urbild Fiedlers gleichend, während der Chinese schlaff und leblos, wie eine Haut, die abfällt, in der Dunkelheit zurückblieb.

Der Stoß des materialisierten Armes traf nicht den empfindlichen Lebenskern, sondern nur die tote empfindungslose Materie. Durch die bewußte Magie des Zauberers war die unbewußte magische Kraft des anderen ausgelöst worden, die in der höchsten Not, ohne sein Zutun und Wissen, den magischen Schutz gefunden hatte.

Der Vorgang wiederholte sich noch mehrere Male.

Der Schatten aus dem Bilde zog sich wieder langsam zurück, wurde undeutlicher und farbloser und suchte dann von neuem sich zu verkörpern und den vernichtenden Stoß zu führen.

Aber jedesmal wurden die Ausstrahlungen schwächer, die Bewegungen kraftloser, bis der Schatten sich schließlich gänzlich in das Bild wieder zurückgezogen hatte.

Der bläuliche Dunstkreis im Raum bekam eine rötliche Färbung wie von einem fernen, verlöschenden Brande. Die Larven und blutlosen Geschöpfe loderten in ihren eigenen Flammen noch einmal auf, dann wurden sie schwärzlich verkohlt und sanken in sich selber zusammen.

Der Spuk in den Lüften war längst verstummt. In dem Bilde wurden ein letztes Mal die Augen noch sichtbar, ein letztes Mal leuchtete das rote umgedrehte Kreuz an der goldenen Kette. Ersterbend sprühte ein schwacher Glimmer über den Ebenholzrahmen, kroch hinab bis zum eingemauerten eisernen Schrank und verschwand dann gänzlich in der Dunkelheit.

— — — — — — — — — — — — —

Als die ersten rosigen Strahlen der Morgenröte durch die Zweige brachen, war der Chinese spurlos entschwunden.

Die Strahlen des Mondes hatten ihn eingesponnen mit ihrem gelben Strahlengehäuse, gleich dem Kokon des Seidenwurmes, wenn er sich einspinnt in die Blätter des Maulbeerbaums, um seine Gestalt zu ändern. Er war wieder eins geworden mit der Wolke am morgendlichen Himmel,

mit dem Bache und dem Regen, dem Winde und dem Äther. Er war zurückgekehrt, von wannen er gekommen war — in das Absolute, in das Allsein, in die Ewigkeit.

Statt seiner saß Fiedler in ursprünglicher Gestalt inmitten der Heide in nächster Nähe des kleinen Hauses. Um ihn war Erwachen und Auferstehen. Die Bienen summten, und die Vögel sangen, melodische Klänge tönten aus Nah und Fern.

Es war die schlichte ansteigende Symphonie der Heide, die aus dem Rauschen des Baches, dem Wehen des Windes, dem Atem der Gräser und Blumen, aus all den tausend Regungen der kleineren und größeren Lebewesen dem Wiedererweckten entgegenklang.

Da fühlte er, daß auch in ihm sich Neues bilden wollte, daß die ständig wirkende lebenspendende Kraft der Natur den Sieg behalten hatte und die finsteren Mächte gewichen waren. Aus dem Tau des Morgens, dem dunstigen Blau des Himmels, aus dem Sprudeln des Baches, dem kernigen Dufte der Erde, aus all den tausend Regungen des neu sich erschließenden Lebens erwuchsen ihm selber neue Kraft und Lebensmut, bis die Liebe zum Leben, die Freude am bloßen Dasein zum Durchbruch drängte mit Allgewalt.

Es war ihm, als sähe er die Sonne und Wolken, jeden Baum und jeden Strauch als unbekannte Dinge, die sich in seiner Vorstellung zu neuen Begriffen gestalten wollten, als baute die Welt vor seinen Augen sich von neuem auf in jungfräulich strahlendem Glanze.

Lange schaute er sinnend in den aufgeblühten Kelch einer zarten blaßroten Winde, die an dem Wacholderstamm in die Höhe strebte, und empfand erwacht zum ersten Mal den Zauber der Welt, der im Kleinsten wie im Größten ewig unvergänglich wirkt und dessen Wunder zu erschauen, eine göttliche Macht ihm Augen und Sinne erschlossen hatte.

Dann sprang er auf und schnitt sich einen Wanderstab, um der aufgehenden Sonne entgegenzuschreiten.

Die leuchtenden Strahlen des lebenspendenden Gestirnes ergossen sich zu seinen Füßen wie die Stufen einer goldenen Leiter, die zu den himmlischen Sphären führte, immer höher hinauf, bis zu dem uralten Lebensbaume, in dessen Schatten der allmächtige Bildner saß, der auf der blauen Himmelsleinwand die Welt und alle Dinge malte. Und so gewaltig war seine Bildnerkraft, daß die Dinge, die Er auf der Himmelsleinwand erschuf, die Pflanzen und Bäume, die Tiere und Menschen, die Er aus eigener Erfindung sich erdachte, die nichts als Bilder seiner Phantasie, Gedanken seines Weltgenies — sich zu regen begannen, zu Leben erstanden und wandelnd auf der Erde gingen.

Wie ein Abschiedsgruß, wie der Hauch einer fernen verklingenden Stimme tönte der Sang durch den Weltenäther:

„Der Himmel ist ewig und die Erde dauernd.
Die Ursache der ewigen Dauer von Himmel
und Erde ist —
Daß sie sich nicht selber leben.
Darum können sie dauernd Leben geben —
Also auch der Berufene.
Er setzt sein Selbst hint' an,
Und sein Selbst kommt voran.
Er entäußert sich seines Selbst
Und sein Selbst bleibt erhalten.
Ist es nicht also:
Weil er nichts Eigenes will,
Darum wird sein Eigenes vollendet." *

* Spruch des Laot-se.

16. KAPITEL: DAS ENDE DES SCHWARZEN MAGIERS.

Die Zauberkünste des schwarzen Magiers hatten das Ziel verfehlt und schlugen gleich einem Ball, der gegen die Wand geworfen wird, nun gegen ihn selbst zurück. Das künstlich aufgerichtete Gebäude seiner magischen Künste drohte wie ein Kartenhaus zusammenzustürzen.

Der Zauberer Kukuma fühlte selber, daß seine Macht im Schwinden war. Er konnte die Kette der Gedankenkräfte, die unsichtbar gegen ihn wirkte, die Gedankenkräfte der Getäuschten und Betrogenen, in seiner telepathischen Seele nur schwer noch ertragen. Der von ihm ausgesandte und in Bewegung gesetzte Strom, drohte sich nach rückwärts zu wenden und ihn selber zu zerschmettern.

Seine Unternehmungen und Pläne schlugen seit einiger Zeit alle fehl. Die Aufträge wurden zurückgezogen, die bestehenden Verträge angefochten und Prozesse von den Gegnern angestrengt.

Das Gipsmodell der Memstadt war ein Kinderspielzeug geblieben und lag schon lange auf dem Schutthaufen. Die Freiheitssäule auf dem Finsterberge, die den Jüngling tragen sollte, der seine Ketten zerbricht, ragte noch, ehe sie über die Grundmauern hinausgelangt war, schon als Ruine gegen den Himmel. Die Vögel und Tiere des Waldes hausten darin, und der Wind riß ein Brett nach dem andern von dem Gerüste los. Der Berg bekam sein ehrliches Gesicht allmählich wieder, wie die Einwohner von Finsterbergen sagten.

Niemand wollte mehr etwas von den stilisierten und frisierten Bildnissen, den Höhlen- und Gorilla-Menschen

etwas wissen. Niemand kaufte mehr die gewundenen Teekannen und kunstvollen Gläser, in deren Verzierungen und Hohlräumen die Flüssigkeit zu versiegen schien.

Phantome umkreisten die Türme des Schlosses des Zauberers, Phantome, die den Ideen und Projekten des Zaubermeisters ähnlich sahen, die in der Welt keinen Herd gefunden hatten sich niederzulassen, und die sich nun gegen den eigenen Erzeuger wandten. Die Zeit war nicht mehr fern, wo alles verschwinden sollte, was der Zauberer in die Welt gesetzt und gesponnen hatte, wie Seifenblasen, die in der Luft zergehen, wie Rauch, der eben noch war und gleich darauf in nichts zerrinnt.

Noch aber verzweifelte der Zauberer nicht, noch gab es ein Mittel, der anschwellenden Gegenwoge die Spitze abzubrechen und von neuem zu beginnen. Das altägyptische Buch wies ihm den Weg, den er jetzt einzuschlagen hatte. Das dreizehnte Kapitel handelte von der Wiedergeburt. — Kukuma mußte sterben — sterben, um von neuem wieder geboren zu werden.

Satan hat oft schon diesen Kunstgriff angewandt. Wenn die Kette der entgegenstehenden Gedankenkräfte zu stark geworden ist, wenn er den psychischen Gegendruck nicht länger zu ertragen vermag, wenn er durchschaut ist und man mit Fingern auf ihn weist, dann wird er ohnmächtig und stellt sich tot. Er weiß schon warum. Der Tod ist der große Versöhner, auch der ärgste Feind muß notgedrungen schweigen, denn der Schlag ist in die leere Luft geführt.

Mit verstohlen blinzelnden Augen liegt Satan auf dem Totenlager und läßt den Zug der Leidtragenden an sich vorbeipassieren. Er hört mit langem Ohr die sanften Vorwürfe: Ach, was hätte dieser Geist zu wirken vermocht, wenn er in anderen Bahnen gewandelt wäre, wenn er der Stimme der Selbstsucht und des Eigennutzes sich verschlossen hätte. Wie schade ist es doch um diesen Mann.

Wenn dann die Tränen der Wehmut geflossen sind, wenn der Gegendruck der Gedankenkräfte gewichen ist, springt Satan frohlockend vom Lager auf und verkündet freudestrahlend: „Ich bin geheilt und lebe noch! Ich, dein Freund, um den du trauerst, und der dich allein verstanden hat: Sieh, du kannst den Lebenden noch haben."

— — — — — — — — — — — — —

Aus Finsterbergen kam unerwartet die Kunde, daß der große Meister im Sterben läge, der Koloß mit dem Tode ringe. Don Ricardo Carino verbreitete es allerorten und ließ nur wenig Hoffnung übrig.

In Wirklichkeit aber hatte sich Kukuma von aller Welt zurückgezogen, um das große Wunder der Wiedergeburt an sich selber zu vollziehen.

Im altägyptischen Buche war alles zu diesem Werke auf das genaueste vorgeschrieben.

Die Wiedergeburt mußte eigentlich auf dem Berge Ararat in vollkommenster Einsamkeit vor sich gehen, doch hatte Kukuma zum Ersatz in der höchsten Spitze des Turmes seines Schlosses ein besonderes Gemach einrichten und mit allem versehen lassen, was zur Vollziehung des großen Wunders erforderlich war.

In der Hauptsache hing das Gelingen von der Bereitung der materia prima ab, jenes roten Urstoffes, aus dem Gott Vater selbst die Menschen geschaffen hat, wenn freilich auch nur unvollkommen, da es ihm nicht gelungen ist, sie unsterblich zu machen. Die Kenntnis des Urstoffes ging durch den Sündenfall verloren und wurde erst durch die jahrtausende lange Arbeit der höchsten schwarzen Magier wieder neu entdeckt.

Cagliostro ist der letzte gewesen, der dieses Geheimnis besaß. Er hat 500 Jahre gelebt, vermöge der Kenntnis des geheimen Rezeptes aus eben demselben altägyptischen Buche, das jetzt im Besitze Kukumas war.

Von Wichtigkeit erschien besonders die Berechnung der Stunde, in der das Wunder vor sich gehen sollte. Kukuma hatte dazu den Moment der großen Sonnenfinsternis gewählt, die schon in der nächsten Zeit in Europa stattfinden mußte.

Seit Wochen war er nun vor aller Welt verschwunden und befolgte auf das genaueste die altägyptischen Vorschriften, wobei niemand um ihn war, als jenes geschwinde graue Männlein, das ihm auch jetzt in seiner schweren Stunde die nötigen Handlangerdienste leistete und mit prompter Bedienung aufwartete.

Der Zauberer hatte sich mit Hilfe dieses dienstbaren Geistes kräftig von Zeit zu Zeit zur Ader gelassen, hatte nur Regenwasser getrunken, das im Wonnemonat Mai vom Himmel gefallen war, und reichlich die vorgeschriebenen kühlenden und öffnenden Kräuter gebraucht.

Jeden Morgen und jeden Abend nahm er die berühmten weißen Tropfen, die den Menschen wieder sündlos machen, jeden folgenden Tag zwei Trofen mehr bis zum 26. Tage. An diesem Tage war dadurch bereits die allmähliche Abtötung des alten Adams soweit gelungen, daß nunmehr das erste Gran der materia prima eingenommen werden konnte, die den Körper von neuem bilden sollte.

Nach Einnahme des Verjüngungselixiers hatte der Zauberer das Bewußtsein verloren, Zuckungen hatten seinen Körper durchbebt, und von nun an befand er sich ständig in einem nur schwachbewußten Zustande, wie der Mensch vor seiner Geburt.

Am 31. Tage hatte dem nur Schwachbewußten das graue Männlein das zweite Gran des Urstoffes eingeflößt, worauf sich noch heftigere Zuckungen einstellten, verbunden mit Fieberanfällen und phantastischen Erscheinungen.

Die ersten Wirkungen der Wiedergeburt machten sich jetzt schon bemerkbar, zunächst allerdings nur negativ, indem die Haare und Zähne ausfielen, und die Haut sich abzuschälen

begann. Nachdem ihm der dienstbare Geist noch ein laues Bad bereitet und das letzte Gran des Urstoffes eingeflößt hatte, war Kukuma in den sanften, genesenden Schlaf der Wiedergeburt verfallen, in dem Haare und Zähne wieder wachsen sollten und die Wiedergeburt der Vollendung entgegenging.

— — — — — — — — — — — — —

Es war der 39. Tag, seitdem Kukuma sich in das höchste Turmgemach zurückgezogen hatte. In Kürze mußte der Augenblick eintreten, wo die porzellanene, milchige Scheibe des Mondes die Sonne verdunkelte, in wenigen Augenblicken mußte sich das Wunder der Wiedergeburt vollziehen.

In dem obersten Gemache des hohen Turmes herrschte lautlose Stille, die nur durch das gleichmäßige Geräusch der sich unaufhörlich drehenden, von unsichtbarer Hand bewegten Spiegelscheiben unterbrochen wurde. Das Turmgemach war nämlich nach der Vorschrift des altägyptischen Buches in ein Spiegelkabinett verwandelt worden, dessen Spiegelwände in fabelhafter Geschwindigkeit rotierten, und in ihre wirbelnde Bewegung die Fetzen und Phantome mit hineinrissen, die sich von dem in der Wiedergeburt Begriffenen zugleich mit dem alten Adam ablösten, und alle Leiden und Gebresten in sich aufnahmen.

In der Mitte des runden Spiegelgemaches, dessen unbeweglicher Boden und Decke mit schwarzem Tuch beschlagen war, stand ein Sarg mit kabbalistischen Zeichen, in dem der Zauber Kukuma in schwarzer Atlastracht und hohem Hute, fast wie ein Schornsteinfeger in seinem Sonntagshabit anzuschauen, regunglos wie ein Toter lag. Um den Sarg standen dreizehn gewaltige Kerzen, die schon fast gänzlich niedergebrannt waren. Auf einem schwarzen Altare lag das altäyptische Buch, und daneben stand eine Flasche, die eine Flüssigkeit enthielt, die roter Tinte ähnlich sah, in Wirklichkeit aber die materia prima war.

Kukuma lag in einer totenähnlichen Ohnmacht, denn es waren erst wenige Stunden verflossen, seitdem er das letzte Gran des Urstoffes zu sich genommen hatte.

Ein scheußlicher Anblick bot sich dar, eine vertrocknete Mumie lag in dem Sarge.

Die Haut hatte sich vom Gesichte abgelöst und zeigte darunter ein schleimiges, bräunliches, in Zersetzung begriffenes Gewebe. Die Haare klebten in Strähnen am Schädel, aus dem kraftlos geöffneten Munde schaute ein zahnloser, zerfressener Kiefer hervor. Nase und Augen waren eingefallen, wie bei einem Toten, ein leichenartiger Geruch stieg aus dem Sarge auf.

Die Stunde der Wiedergeburt war nun gekommen. Die kreisende Bewegung der Spiegel wurde immer langsamer und hörte schließlich gänzlich auf.

In einer kreisrunden Öffnung des Gemaches, vermöge eines kunstvoll eingerichteten Mechanismus genau zur richtigen Sekunde eingestellt, wurde jetzt die blasse, porzellanfarbene Scheibe des Mondes sichtbar, die in diesem Augenblick die Sonne vollkommen bedeckte.

Die Kerzen im Zimmer erloschen, und in der bleifarbenen Dämmerung, die das Zimmer erfüllte, begann auf der dem Monde entgegengesetzten Seite eine rosa Ampel zu erstrahlen, die künstlich das Licht der Morgenröte ersetzen sollte. Donnernd ertönten dreizehn gewaltige Gongschläge, die auch einen Toten erweckt hätten und beim dreizehnten Schlage begann es sich im Sarge zu regen.

Ein leiser Seufzer wurde vernehmbar, ein Zittern ging durch den Körper des im Sarge Liegenden, die Brust begann sich in gleichmäßigen Atemzügen zu heben. Das Bewußtsein kehrte zurück, und mit einem lauten Schrei sprang der Erwachte auf, um sich sogleich im Spiegel zu betrachten.

Die Dünste und Nebel hatten sich im Raume verzogen, der Spiegel erstrahlte klar und hell und siehe, — in der Tiefe des Spiegels zeigten sich die Umrisse einer zarten,

kindlichen Gestalt, das Ebenbild des Zauberers, aus fernen Kindheitstagen zurückgekehrt.

Die Erscheinung war mit einer zarten Säuglingshaut, mit kohlschwarzen, wie zwei blanke Stiefelknöpfe glänzenden Augen, einem kleinen stumpfen Näschen und vielversprechenden Haarschopf ausgestattet, sie wuchs zusehends im Spiegel, wurde größer und älter, bis dem Schauenden sein Ebenbild in männlicher Stärke und Vollkraft und zugleich in der unberührten Frische des Neugeborenen entgegensah.

Ein wonniges Entzücken durchströmte den Wiedergeborenen. Er betrachtete sich tänzelnd von allen Seiten, rieb sich die Hände mit der neuen Haut, bleckte die schneeweißen Zähne und ließ die wie frisch lackierten Augen funkelnde Blitze werfen.

Eine wunderbare Leichtigkeit war in seinen Gliedern, eine kribbelnde Regsamkeit, wie sie den Neugeborenen eigentümlich ist, eine unbändige, maßlose Lebenslust. Wunsch und Erfüllung, Gedanke und Ausführung waren eins in seiner Vorstellung. Ein Kraftgefühl durchschwellte seine Brust, dem nichts unmöglich schien.

„Ich werde 500 Jahre leben", rief er in maßlosem Entzücken, „wie ein Meteor werde ich über alle Zeiten strahlen, die Welt ist mein, die Welt ist mein."

Erst jetzt bemerkte er, daß schon längere Zeit eine zweite Gestalt in dem Spiegel stand, die ihn mit spöttischem Lächeln beobachtete.

Er erschrak bis ins innerste Mark. Es war jener rätselhafte Fremde aus dem Louvre, der ihm das altägyptische Buch gegeben hatte, der Mann mit dem Marmorgesicht.

„Ich grüße Euch, Meister", begann der Fremde, aus dem Spiegel steigend, in dunkel rollendem Tonfall.

„Weshalb erschreckt Ihr gleich, wenn Euch ein alter Freund besucht?"

Kukuma hatte sich schnell gefaßt.

„Verzeiht, wenn ich Euch nicht sogleich erkannte. Es ist schon eine Weile her, seit wir zuletzt uns sahn."

„Ganz recht, mein Freund, ich ließ Euch Zeit, doch jedes Ding will auch sein Ende. Um es kurz zu machen denn, ich kündige jetzo den Vertrag und fordere mein Buch zurück."

„Das Buch steht zur Verfügung", antwortete Kukuma beruhigt und gefaßt, während er wohlgefällig von neuem sein Spiegelbild betrachtete, „ich brauch es nicht, denn ich besitze alles Wissen, das jenes Buch mir geben kann."

Der Fremde sah wieder mit spöttischem Lächeln auf das Gebahren des Selbstgefälligen.

„Ihr habt es weit gebracht. Ich sagt' es gleich, Ihr habt Talent. — Ein kleiner Fehler nur — Ihr seid durchschaut, die Zeichen haben ihre Kraft verloren."

Kukuma erschrak von neuem: „Ich wußt es wohl, Ihr treibt nicht ehrlich Spiel."

Der Fremde lächelte milde: „Ei, ei, mein guter Freund, welch hartes Wort, welch ungerechter Vorwurf! Ich hielt Euch das, was ich versprach. Sagt selbst, Ihr hattet Geld und Ruhm und schöne Frauen, kann ich dafür, wenn Euer Mißgeschick die Zeichen selber offenbart? Es ist so, wie ich sage: Die Zeichen haben ihre Kraft verloren, denn im Geheimen nur wirkt meine Macht. Erkannt — durchschaut, versagt der Zauber und wendet rückwärts sich im ungehemmten Strom, der Euch gewaltsam mit sich reißt. Macht fort, die Zeit ist um, Ihr müßt verschwinden, ehe alles erst offenbar wird."

„Verrat!" keuchte Kukuma, schändlicher Verrat! So seid Ihr doch der Teufel und habt mich um das Spiel betrogen."

„Ich bin ein Künstler, weiter nichts, doch meine Zeit ist sehr gemessen."

Kukumas hatte sich schlotternde Furcht bemächtigt.

„Einen Augenblick", keuchte er, „einen Augenblick!" Wer ihr auch immer seid, so seid Ihr dennoch selbst an dieses Buches Inhalt fest gebunden. Nun lehrt dies Buch, daß ich mich lösen kann, sofern ich den Ersatzmann stelle."

„So ist's", antwortete mit eisiger Ruhe der Mann mit dem Marmorgesicht, „doch muß der andere freien Willens sich entscheiden."

„Nun gut", rief Avantino in steigender Angst, „wenn denn auch jener Mensch, an den ich Mühe und Zeit am meisten noch verschwendete, sich mir und meinem Wohltun undankbar entzog, so nenne ich Dir die Klara Westermann, die Künstlerin, mit gottbegnadetem Talent. Ich führt' sie langsam Deiner Kunst entgegen, ich kann es schwarz auf weiß beweisen. — Wie schrieb sie doch: Sie haben mich allein erkannt, durch Sie ward ich zur Künstlerin."

„Du kanntest sie, das ist wohl recht, doch sie nicht Dich und als sie's dennoch tat, da starb sie und entzog sich Dir. Du nahmst ihr Werk, hast Dich der Toten noch bemächtigt. — Nicht ungeschickt — allein die leere Haut dient mir zu nichts. Ich muß die Seele selbst besitzen, das Ding, das hinter der Erscheinung steht."

„So bring ich andere schönere Frauen Dir, ein Dutzend, wenn Du willst. Sie wurden Dein, wahrhaftig Dein. Ich lehrte sie die Kunst verstehen, die Kunst der wahren Schönheit und Begierde."

„Es fehlte das Objekt, um das sichs dreht. Sie waren Larven nur, und mangelten des ewigen Ichs" — der Marmorne hatte sich schon zum Gehen gewendet.

„Halt, halt", keuchte es hinter ihm, „ich hab noch einen Freund, den besten, den es jemals gab, wir übten stets halbpart im Spiel. Ich geb ihn Dir, er werde Dein."

Der Marmorne lächelte milde. „Den hab ich längst, er schloß einst selbst mit mir den Pakt".

„So geb ich Dir das Höchste was ich hab, mein eigen Weib!"

„Vergebene Mühe, die sand ich selber Dir".

Kukuma war kläglich zusammengesunken. „So muß ich ewig in der Hölle Qualen leiden", kam es wimmernd von seinen Lippen.

Der Fremde lächelte zum letzten Male: „Ihr seid und bleibt ein abergläubischer Tor, der sich mit Ammenmärchen plagt. Die Hölle ist das Leere, ist das Nichts. Ihr schwindet fort, als ob Ihr nie gewesen wäret und Euer Werk vergeht mit Euch. Ich zieh Dich in das Nichts herab, das ich der Welt und Gott zum Trotz dem Etwas stets entgegensetze."

Das Gesicht des Fremden hatte alles menschliche verloren, es war Stein geworden, erzener, unbeweglicher Stein. Seine Hand griff nach dem Buche auf dem schwarzen Altar, eine wohlgepflegte, feine Künstlerhand, im Augenblick aber, wo sie das Buch ergriff, verwandelte sich die Hand in eine behaarte Kralle. Dann war die Gestalt in den Spiegel zurückgetreten, in dem sie sich allmählich in das Nichts verlor.

Von unsichtbaren Kräften bewegt, begann sich das Spiegel=zimmer nach der entgegengesetzten Richtung wieder zu drehen. Die Umdrehungen wurden schneller und schneller, wie Wogen von Rauch wallte es über die kristallene Oberfläche der Spiegel, Blitze zuckten darin auf, und brandig lohte es aus der Tiefe.

Dann zerteilten sich die Dünste, ohne aber ganz zu verschwinden, sie begannen sich allmählich zu einer Art von Gemälden zu verdichten. Eine Stadt schwebte im Spiegel mit hohen Mauern zwischen Pyramiden und Sphinxalleen. Es war die altägyptische Kuchenstadt mit der hohen Mem=Säule, den gotischen Maschinenhallen, den Kino= und Theater=gebäuden, in denen der Mem=Geist aller Welt gekündet werden sollte.

Dann aber schob sich alles zusammen, und es war keine Stadt mehr, sondern der Leib eines ungeheuren Fabelwesens mit gewaltigen fledermausartigen Flügeln und dürrem nackten Halse, der in einen blutroten Geierkopf auslief. Das Untier

hatte sich drohend aufgerichtet, als wenn es die Fläche des Spiegels verlassen wollte. — — —

Etwas anderes begann sich zu formen. Ein Garten war es mit Hainen und Koniferen, zwischen denen marmorne Brunnen sprudelten und steinerne Bildnisse standen, aber dann verwandelte sich das Ganze wieder. Die Bäume wurden zu Stacheln und Borsten, die Marmorblöcke schlossen sich zu einem mächtigen sphinxartigen Steinleibe mit eisernen Klauen und Krallen, die Gesichter der Steinfiguren aber schoben sich zu einem scheußlichen menschlichen Antlitz mit geschminkten Lippen, schwammigen, unförmigen Zügen und leeren Augen zusammen. Das fürchterliche Antlitz erfüllte den ganzen Spiegel und schien über den Rahmen hinauszuwachsen. — — —

Immer neue Gebilde wallten im Dunste heran. Eine hohe Säule war zu sehen, dann aber begann die gewaltige Säule zu schwanken. Sie fiel erst langsam, dann mit furchtbarer Schnelligkeit, fiel in dem Spiegel, fiel heraus aus demselben, und es war, als hätte sie alles im Raume unter sich begraben. Der Boden wankte dem Zauberer unter den Füßen. Er hatte den festen Halt verloren und glaubte, in der Luft zu schweben. — — —

Ein neues Gebilde entstand. Ein großes Museum mit Skulpturen und Tiergestalten, in allen Teilen der Welt gesammelt, dann aber wankten wieder die Säulen, und alles stürzte zu einem Schutthaufen zusammen. Ungeheure schwarze Wolken wirbelten im Spiegel auf, schienen herauszutreten und den Raum mit erstickendem Dunste zu erfüllen.

In dem Rauche bildeten sich von neuem rätselhafte Figuren und kabbalistische Zeichen. Sie schoben sich kaleidoskopartig zusammen, zu furchterregenden Gebilden, ordneten sich kreisartig und wandelten sich zu einem großen Spinnengewebe, in dessen Mitte eine große schwarze Spinne mit hunderten kleiner Augen die unzähligen Füße regte. Leise erzitterte

das Spinnennetz von der Bewegung. Immer näher kam die Spinne, immer größer wuchs sie, bis sie den Spiegel füllte und über den Rahmen desselben vorzuquellen begann.

Ein namenloses Grauen faßte den hilflosen Zauberer. Eine entsetzliche, lauernde Stille war in dem Raum. Von einer unsichtbaren Gewalt bewegt, spannen sich die Fäden über den ganzen Raum, hefteteten sich an seinen Leib, schlangen sich um seinen Körper und fesselten ihm Arm und Beine. Es zerrte hundertfältig an seinen Gliedern, es würgte ihn am Halse und benahm ihm den Atem, ein heftiger Krampf durchbebte seine Brust.

Der Spiegel hörte auf sich zu drehen, nachdem er alles zurückgeworfen, was er vorher in sich aufgenommen hatte.

Die Nebel zerteilten sich, und die Fläche des Spiegels hellte sich wieder auf. Ganz fern in der Tiefe desselben hoben sich Schneegebirge und Gletscherfirne ab, von denen eine eisige Kälte wie aus dem Dunkel der Polarnacht herüberdrang.

Kukuma sah jetzt wieder sein eigenes Bild in der aufgehellten Spiegelfläche. Entsetzlicher Anblick! Seine Haut war runzlig geworden und begann sich abzuschälen. Das Haupt war ihm auf die Brust gesunken, ein zahnloser Mund grinste ihm entgegen, und zitternde dünne Arme strichen sich über das verfallene, verwüstete Gesicht, das nichts menschliches mehr besaß. Die Kälte des Todes war in seinen Gliedern. Es wimmelte darin wie von Millionen winziger Würmer und Insekten, es war kein ganzes Leben mehr in ihm. — Der Körper hatte sich in seine Atome aufgelöst und war zu Staub zerfallen.